Gymnasium zu Bayern
der Bibliothek von Schüler Moritz
geschenkt am 28. März

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-821691-p0004-3

Dr. Goldsmiths

Geschichte der Römer

von

Erbauung der Stadt Rom

bis auf den Untergang

des abendländischen Kaiserthums

Aus dem Englischen.



Erster Band.

p. 559, 7

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1774.

AB: B 5187 (1)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-821691-p0006-5

Vorrede.

Es giebt Materien, bey welchen ein Schriftsteller allen Bemühungen, Ruhm zu erwerben, entsagen, und sich begnügen muß, im Verborgenen nützlich zu seyn. Nach einer so großen Menge von römischen Geschichten, in allen, sowohl alten als neuen Sprachen, würde es ein Betrug seyn, wenn man neue Entdeckungen vorgeben, oder erwarten wollte, in einem Werke dieser Art etwas zu leisten, worinne einem nicht oft schon andere zuvorgekommen wären. Die Begebenheiten, welche darinne erzählt werden, sind schon so viel hundertmal wiederholt, und jeder Vorfall ist von so verschiednen Seiten betrachtet worden, daß die Gelehrsamkeit schwerlich eine neue Anekdote finden, oder das Genie den alten eine neue Einkleidung geben kann.

Ich kann mir also auf die Nachsicht des Lesers Hoffnung machen, wenn man in dem folgenden Versuche finden wird, daß meine einzige Absicht gewesen sey, eine kurze, deutliche und ungekünstelte Erzählung von dem Wachsthum und der Abnahme eines wohlbekannten Reiches zu liefern; ich begnügte mich, ein Buch zu schreiben, welches nicht ermangeln konnte, nutzbar

zu seyn, wenn es gleich unter allen andern am unschicklichsten war, den Ruhm des Verfassers zu befördern. Anstatt also mich unter die Ehrgeizigen zu drängen, mache ich bloß auf das Verdienst Anspruch, meine eigne Stärke zu kennen, und mit dem Bewußtseyn meiner Niedrigkeit in den letzten Rang zurück zu treten.

Ich weiß indessen ganz wohl, daß es nicht gar schwer seyn würde, mich derselben Kunstgriffe zu bedienen, durch welche viele unwissende Leute sich täglich Ruhm in der Geschichte erwerben; es würde mir leicht gelingen, wenn ich über irgend einen dunkeln Zeitraum schreiben wollte, wo sich viel Scheingelehrsamkeit auskramen ließe, die fast ganz unbekannt wäre, weil sie nicht verdiente erwähnt zu werden; und viele politische Maximen vorgebracht werden könnten, die ganz neu wären, weil sie gar nichts Wahres enthielten. Aber ich bin einer ganz entgegengesetzten Methode gefolgt, indem ich den allerbekanntesten Zeitraum in der Geschichte gewählt, und keine andere Anmerkungen, als solche, die mir aufs genaueste wahr zu seyn scheinen, vorgebracht habe.

Die Ursachen meiner Wahl waren folgende: Wir haben bisher keine Geschichte dieser glänzenden Periode in unsrer Sprache, die nicht entweder zu weitläuftig zum gemeinen Gebrauch, oder zu schlecht geschrieben wäre, als daß sie gefallen könnte. Die Geschichte des Katrou und Rouille in sechs Folianten, die Bundy in unsre Sprache übersetzt hat, ist sowohl der Zeit als dem Aufwande, welchen man gewöhnlich auf eine solche

Materie

Materie zu verwenden pflegt, gar nicht angemessen: Rollin und seinen Fortsetzer, Krevier, welche über dreyßig Oktavbände ausmachen, scheint der nämliche Vorwurf zu treffen; wie nicht weniger der Hooke, welcher drey Quartbände allein auf die Republick verwandt hat; da das Uebrige seines Unternehmens unvollendet geblieben. Es bleibt also weiter nichts übrig, als die Geschichte von Echard, in fünf Oktavbänden, dessen Plan mit dem meinigen zusammen zu treffen scheint; und wenn seine Ausführung seinem Vorhaben entsprochen hätte, so würde sie mein Unternehmen verhindert haben. Aber, die Wahrheit zu sagen, sie ist so schlecht geschrieben, die Begebenheiten sind so sehr gehäuft, die Erzählung ist so geistlos, und die Charaktere sind so unbestimmt gezeichnet, daß die eifrigste Wißbegierde beym Lesen erkalten muß; und die edelsten Handlungen, welche jemals das menschliche Herz erwärmten, müssen nach seiner Beschreibung aufhören, uns zu interessiren.

Ich habe mich daher in diesem Werke (oder vielmehr in dieser Kompilation) bemühet, den Unbequemlichkeiten, welche sowohl aus dem Ueberfluß der ersteren, als aus der Unannehmlichkeit der letztern entspringen, abzuhelfen. Ich setzte voraus, daß man in zween Bände alles das zusammenfassen könnte, was für diejenigen, welche die Geschichte bloß in der Absicht studieren, um sich zu wichtigern Wissenschaften vorzubereiten, nöthig zu wissen, oder angenehm zu lesen seyn könnte. Selbst auf die Erreichung der löblichsten Endzwecke kann man zu viel Zeit verwen-

den, und nichts ist eher im Stande, als die Geschichte, den Studierenden von nöthigern Zweigen der Gelehrsamkeit abzulocken, und seinen ganzen Fleiß auf sich zu ziehen. Was ich hier liefere kann daher für alle diejenigen hinreichend seyn, welche die Geschichte nicht zu dem einzigen Geschäffte ihres Lebens machen; solchen wird die allerlangweiligste Erzählung nur ein kurzer Auszug zu seyn scheinen, da sie die Verdienste eines Werks mehr nach der Größe als nach der Beschaffenheit des Inhalts abmessen. Andere indessen, welche mäßiger denken, werden gestehen, daß sich in einem so weiten Felde, als die römischen Begebenheiten darbieten, mehr Beurtheilungskraft durch die Auswahl des Wichtigen, als durch die Hinzufügung des Dunkeln, zeigen lasse. Man hat die Geschichte dieses Reichs in sechs Folianten ausgedehnt, und ich behaupte, daß man mit sehr geringer Gelehrsamkeit noch sechszehn mehr hätte hinzufügen können; aber was würde dieses anders seyn, als die Materie mit unerheblichen Begebenheiten so zu überladen, und die Erzählung so zu schwächen, daß sie, gleich dem Reiche, welches sie beschriebe, nothwendig unter der Last ihrer eigenen Erwerbungen erliegen müßte.

Aber indem ich mich also bemühete, alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, so fand ich keine geringe Schwierigkeit, die Häufung der Begenheiten zu vermeiden, und einer jeden Erzählung ihr gehöriges Spiel zu geben. In der That, keine Kunst kann es dahin bringen, entgegengesetzten Fehlern auszuweichen; derjenige, welcher sich bey kleinen Umständen aufhält, wird ofte matt seyn; und derje-

derjenige, welcher sich der Kürze befleißiget, wird eben so ofte trocken und ununterhaltend werden. Da es meine Absicht war, so viel als möglich in dem kleinsten Raum zusammen zu fassen, so befürchte ich, daß das Werk oft dem letztern Vorwurf ausgesetzt seyn wird; aber es war unmöglich, dem Publiko eine wohlfeile römische Geschichte in zweenen Oktavbänden zu liefern, und zu gleicher Zeit der Erzählung alle diejenige Wärme, und der Beschreibung dasjenige Leben zu geben, wozu nur Werke, die zwanzigmal so groß sind, Raum haben. Ich werde also vollkommen zufrieden seyn, wenn das Interesse nur stark genug ist, den Leser bis zum Ende anzulocken; und das ist eine Forderung, auf welche wenige dergleichen Auszüge Anspruch machen können.

Zu diesen Einwürfen werden vielleicht einige noch hinzufügen, daß ich viele von den neuern Verbesserungen in der römischen Geschichte verworfen, und einen jeden Charakter im vollen Besitz derjenigen Ehre oder Schande gelassen habe, die er von seinen Zeitgenossen oder denen, die gleich nach ihnen geschrieben, erhalten hat. Ich gestehe dieses gerne ein, denn es scheint mir jetzt zu spät zu seyn, über die Tugenden oder die Laster solcher Männer, die selbst ihren eignen Geschichtschreibern sehr unvollständig bekannt waren, ein neues Urtheil zu fällen. Die Römer machten sich vielleicht bey manchen Gelegenheiten falsche Begriffe von der Tugend; aber sie waren auf keine Weise im Allgemeinen so unwissend oder so lasterhaft, daß sie nicht hätten ihren glänzendsten Charakteren den größten Theil ih-

res Beyfalls geben sollen; und ich weiß nicht ob es redlich gehandelt ist, heidnische Handlungen mit dem Maaßstabe der christlichen Moral zu messen.

Aber meine Ausführung dieses Werks sey beschaffen, wie sie will, so zweifle ich sehr wenig an dem glücklichen Erfolge des Unternehmens; der Gegenstand ist der edelste, der je die menschliche Aufmerksamkeit beschäfftigte; und wird den Schriftsteller, anstatt seiner Hülfe zu bedürfen, mit seinem Glanze selbst unterstützen. Die Herrschaft über die Welt, die aus dem geringsten Anfange ihren Ursprung nimmt, und durch eine strenge Verehrung der Religion und ein unbedingtes Vertrauen gegen ihre Befehlshaber gröser wird; die beständig die Art, aber selten den Geist ihrer Staatsverwaltung verändert; die eine solche Verfassung hat, in welcher die Kriegsmacht, entweder unter dem Namen der Bürger oder der Soldaten, fast immer die Oberhand hat; die alle Verbesserungen von andern Nationen mit unermüdetem Fleiß annimmt, und sich herabläßt, von denen zu lernen, die sie nachher unters Joch brachte: dies ist ein Gemälde, welches uns anziehen muß, man mag es stellen, wie man will; es sind Materialien, die unter den Händen des schlechtesten Arbeiters ihren Werth behalten müssen.

Inhalt.

Inhalt.

I. Abschnitt.
Von dem Ursprunge der Römer. S. 1

II. Abschnitt.
Von der Erbauung der Stadt Rom bis zum Tode des Romulus. S. 7

III. Abschnitt.
Von dem Tode des Romulus bis zum Tode des Numa Pompilius, des zweyten römischen Königs. S. 19

IV. Abschnitt.
Von dem Tode des Numa Pompilius bis zum Tode des Tullus Hostilius, des dritten römischen Königs. S. 23

V. Abschnitt.
Von dem Tode des Tullus Hostilius bis zum Tode des Ankus Martius, des vierten römischen Königs. S. 29

VI. Abschnitt.
Von dem Tode des Ankus Martius bis zum Tode des Tarquinius Priskus, des fünften römischen Königs. S. 31

VII. Abschnitt.
Von dem Tode des Tarquinius Priskus bis zum Tode des Servius Tullius, des sechsten römischen Königs. S. 37

VIII. Abschnitt.
Von dem Tode des Servius Tullius bis zur Verbannung des Tarquinius Superbus, des siebenden und letzten römischen Königs. S. 45

IX. Abschnitt.
Von der Verbannung des Tarquinius bis zur Anordnung des ersten Diktators. S. 56

X. Abschnitt.
Von der Wahl des ersten Diktators bis zur Bestellung der Tribunen des Volks. S. 69

XI. Abschnitt.
Von der Wahl der Tribunen bis zur Anordnung der Decemvirn. S. 83

XII. Abschnitt.
Von der Wahl der Decemvirn bis zur Absetzung ihres Amtes. S. 124

XIII. Abschnitt.
Von der Vertreibung der Decemvirn bis zur Verbrennung der Stadt Rom durch die Gallier. S. 142

XIV. Abschnitt.
Von den Kriegen der Samniter und den Kriegen mit dem Pyrrhus bis zum Anfange des ersten punischen Kriegs, da die Römer zuerst aus Italien giengen. S. 182

XV. Abschnitt.
Von dem Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Anfange des zweyten, da die Römer anfiengen zur See mächtig zu werden. S. 213

XVI. Abschnitt.
Von dem Ende des ersten punischen Krieges bis zum Ende des zweyten. S. 230

XVII. Abschnitt.
Von dem Ende des zweyten punischen Krieges bis zum Ende des dritten, welcher sich mit der Zerstörung Karthagos endigte. S. 270

XVIII. Abschnitt.
Von der Zerstörung Karthagos bis zum Ende des Aufruhrs der Gracchen. S. 286

XIX. Abschnitt.
Von dem Aufruhr der Gracchen bis zur Diktatur des Sulla, als dem ersten Schritt zum Umsturz der Republik. S. 305

XX. Abschnitt.
Von der immerwährenden Diktatur des Sulla bis zum Triumvirat des Cäsar, Pompejus und Krassus. S. 358

XXI. Abschnitt.
Von dem Anfange des ersten Triumvirats bis zum Tode des Pompejus. S. 384

Geschichte
der römischen Republik.

Erster Abschnitt.
Von dem Ursprunge der Römer.

Alle Nationen scheinen geneigt zu seyn, sich aus dem Glanz ihres Ursprunges ein Verdienst zu machen; und wo die Geschichte schweigt, da ersetzen sie gewöhnlich den Mangel durch Fabeln. Die Römer waren besonders sehr begierig, für Abkömmlinge der Götter gehalten zu werden, als wenn sie dadurch die Niedrigkeit ihrer wahren Abkunft hätten verbergen wollen. Aeneas, der Sohn der Venus und des Anchises, kam, nachdem er sich aus der Zerstörung der Stadt Troja gerettet hatte, nach vielen Begebenheiten und Gefahren in Italien an, J. d. W. 2284.
wo ihn Latinus, der König der Lateiner freundlich aufnahm, und ihm seine Tochter Lavinia zur Gemahlinn gab. Italien war damals, so wie itzt, in eine Menge kleiner Staaten zertheilt, die von einander unabhängig, und also vielen Streitigkeiten unter einander ausgesetzt waren. Turnus, der König der Rutuler, war der erste, welcher sich dem Aeneas

widersetzte, da er schon lange selbst Ansprüche auf die Lavinia gemacht hatte. Es erfolgte ein Krieg, in welchem der trojanische Held den Sieg erhielt, und Turnus ums Leben kam. Nach Endigung dieses Krieges erbaute Aeneas eine Stadt, welche er, seiner Gemahlinn zu Ehren, Lavinium nannte. Einige Zeit nachher ward er in einen neuen Krieg mit dem Mezentius, einem von den kleinen Königen des Landes, verwickelt, in welchem er überwunden wurde, und nach einer Regierung von vier Jahren, im Treffen das Leben ließ. Sein Sohn Askanius folgte ihm in der Regierung nach; und diesem der Sylvius, sein zweyter Sohn von der Lavinia. Es würde langweilig und uninteressant seyn, ein trockenes Verzeichniß der folgenden Könige, von denen wir wenig mehr als die Namen wissen, herzusetzen: es wird genug seyn, zu sagen, daß die Nachfolge beynahe vier hundert Jahre bey der Familie blieb; und daß Numitor, der funfzehnte von dem Aeneas, der letzte König von Alba war.

Numitor, welcher, dem Willen seines Vaters zu folge, das Königreich in Besitz nahm, hatte einen Bruder, Namens Amulius, welchem die Schätze, die von Troja mitgebracht waren, hinterlassen wurden. Da Reichthümer nur gar zu gewöhnlich mehr vermögen, als Recht, so bediente sich Amulius seines Reichthums, um seinen Bruder zu stürzen, und fand bald Mittel, sich des Reichs zu bemächtigen. Nicht zufrieden, das Verbrechen der Usurpation begangen zu haben, begieng er noch überdem einen Mord. Numitors Söhne mußten erst seinen Besorgnissen zum Opfer dienen; und um alle Furcht, eines Tages in seiner übel erworbenen Macht gestört zu werden, zu verbannen, machte er die Rhea Sylvia, seines Bruders einzige Tochter, zu einer Vestalischen

lischen Jungfrau; welcher Dienst sie zu einer ewigen Jungferschaft verpflichtete, und ihn also in Betracht der Ansprüche der Nachkommenschaft, ruhiger machte.

Alle seine Vorsichtigkeit aber wurde durch den Erfolg vereitelt; denn als Rhea Sylvia einst aus einem benachbarten Heine Wasser holte, wurde sie von einem Manne angetroffen und mit Gewalt geschwängert, von welchem sie, vielleicht um ihr Vergehen zu beschönigen, versicherte, daß er der Mars, der Gott des Krieges, gewesen sey. Es liegt wenig daran, wer dieser Liebhaber eigentlich gewesen seyn mag, ob irgend ein Unbekannter, der sie durch die Annehmung eines so großen Namens hintergangen, oder Amulius selbst, wie einige Schriftsteller wollen; soviel ist gewiß, daß sie zu gehöriger Zeit mit zween Knaben niederkam, die nicht so bald geboren waren, als sie von dem unrechtmäßigen Besitzer zum Tode bestimmt wurden. Die Mutter wurde verdammt, lebendig begraben zu werden, welches die gewöhnliche Strafe der Vestalinnen war, die ihre Keuschheit verletzt hatten, und die Zwillinge sollten auf seinen Befehl in die Tiber geworfen werden. Es fügte sich zu der Zeit, da dieses strenge Urtheil vollzogen werden sollte, daß der Fluß mehr, als gewöhnlich über sein Ufer getreten war, so daß die Kinder in einiger Entfernung von dem Bette des Flusses hineingeworfen wurden, und das Wasser also nicht tief genug war, sie zu ersäufen. In dieser Lage also blieben sie ohne Schaden, und damit es keinem Theile ihrer Erhaltung an Wundern fehlen möge, so sagt man, daß sie eine Zeitlang von einer Wölfinn gesäugt worden, bis Faustulus, der Hirte des Königs, sie in diesem Zustande gefunden, und sie zu der Akka Laurentia, seiner Frau, nach Hause getragen, die sie

als ihre eignen Kinder groß gebracht habe. Andere aber wollen, der Name der Amme sey Lupa gewesen, welches zu der Geschichte, daß sie von einer Wölfinn gesäugt worden, Gelegenheit gegeben; allein es ist unnöthig, solche Nachrichten, wo alles voller Fabeln ist, von einer einzigen Unwahrscheinlichkeit zu säubern.

Romulus und Remus, die Zwillinge, welche so wunderbarlich erhalten worden, schienen frühzeitig Fähigkeiten und Neigungen, die über ihren vermeynten geringen Ursprung erhaben waren, zu entdecken. Das Hirtenleben fieng an, ihnen zu mißfallen; und anstatt der Heerden zu warten, oder wilde Thiere zu jagen, wandten sie bald ihre Stärke gegen die Räuber im Lande, welchen sie oft ihre Beute abnahmen, und sie unter ihre Kameraden vertheilten.

Bey einem dieser Ausfälle wurde Remus von dem Hirten des Numitors gefangen genommen, welcher ihn vor den König brachte, und ihn des nehmlichen Verbrechens beschuldigte, welches er selbst so ofte zu unterdrücken gesucht hatte. Romulus, welchem nunmehr Faustulus seine wahre Geburt entdeckte, säumte unterdessen nicht, eine gute Anzahl seiner Kameraden zusammen zu bringen, um seinen Bruder aus dem Gefängniß zu befreyen, und das Königreich den Händen des unrechtmäßigen Besitzers zu entreissen. Allein da er zu schwach war, mit offenbarer Gewalt zu Werke zu gehen, so gab er seinen Gefährten Anweisung, sich neben den öffentlichen Platze durch verschiedene Wege zu versammeln, unterdeß Remus mit gleichem Eifer die Bürger in der Stadt auf seine Seite brachte. Amulius, der also von allen eingeschlossen war, und nicht wußte, was für ein Mittel er zu seiner Sicherheit ergreifen sollte, wurde während seiner Bestürzung und Verwir-

wirrung gefangen genommen und getödtet; indeß Numitor, welcher seit zwey und vierzig Jahren abgesetzt war, seine Enkel erkannte, und wieder auf den Thron gesetzt wurde.

Da also Numitor wieder zum ruhigen Besitze seines Reichs gelanget war, so beschlossen seine Enkel, auf denen Hügeln, wo sie vormals als Hirten gelebt hatten, eine Stadt zu erbauen. Der König war ihnen gar zu sehr verpflichtet, als daß er ihr Vorhaben nicht hätte billigen sollen; er wieß ihnen Ländereyen an, und ertheilte denen von seinen Unterthanen, welche Lust dazu hatten, die Erlaubniß, sich in ihrer neuen Kolonie nieder zu lassen. Auch viele von den benachbarten Hirten, und solche, welche die Veränderung liebten, verfügten sich nach der zu erbauenden Stadt, und machten sich bereit, daran zu arbeiten. Um dieses Werk desto geschwinder zu Stande zu bringen, wurde das Volk in zween Theile abgetheilt, weil man glaubte, daß ein jeder von demselben dem andern im Fleiß nacheifern würde. Aber was der jungen Kolonie zum Vortheil gereichen sollte, hätte bald ihr Verderben verursachet; es gab Gelegenheit zu zwo Partheyen, deren eine den Romulus, die andere den Remus vorzog, welche selbst über dem Ort, wo die Stadt stehen sollte, nicht einig waren. Um diesen Zwist beyzulegen, gab ihnen der König den Rath, sich des Fluges der Vögel als einer Vorbedeutung zu bedienen, so daß dem, dessen Vorbedeutung am günstigsten ausfiele, in aller Absicht die Anführung über den andern zugestanden würde. Diesem Rath zu folge nahmen sie beide ihren Standort auf verschiedenen Hügeln. Dem Remus erschienen sechs Geyer; dem Romulus noch einmal so viel: so daß jede Parthey sich selbst den Sieg zuschrieb; indem die eine die erste, die andere

aber die vollkommenste Vorbedeutung erhalten hatte. Dieses veranlassete einen Streit, welcher sich mit einem Treffen endigte, worinne Remus ums Leben kam; und man sagt so gar, daß ihn sein Bruder selbst getödtet habe; er sey nämlich darüber aufgebracht worden, daß er verächtlich über die Stadtmauer gesprungen, und habe ihn auf der Stelle todt geschlagen, mit den Worten, daß keiner jemals ungestraft seinen Mauern trotzen sollte.

Romulus, welcher jetzt der einzige Befehlshaber, und achtzehn Jahr alt war, legte also den Grund einer Stadt, welche einst der ganzen Welt Gesetze geben sollte. Sie wurde Rom, nach dem Namen des Stifters, genannt, und auf dem Palatinischen Hügel, wo er seine glückliche Vorbedeutung bekommen hatte, erbauet. Die Stadt war anfangs beynahe ein Viereck, und enthielt ungefähr tausend Häuser. Sie hatte beynahe eine halbe Stunde im Umfange, und ein kleines Gebiet umher, welches ungefähr vier Stunden groß war. So geringe dieses zu seyn scheint, so war es doch noch schlechter bewohnt; und das erste Mittel, dessen man sich bediente, die Anzahl der Einwohner zu vermehren, war, daß man einen heiligen Zufluchtsort für alle Uebelthäter, Sklaven und solche, die nach Neuerungen begierig waren, eröffnete. Diese kamen in großer Menge herzu, und trugen dazu bey, die Anzahl der neuen Unterthanen unsers Gesetzgebers zu vermehren. Um uns daher einen richtigen Begriff von der Stadt Rom in ihrer Kindheit zu machen, dürfen wir uns nur eine Sammlung von Hütten vorstellen, mit einer schwachen Mauer umgeben, die mehr in der Absicht zu einer Zuflucht im Kriege zu dienen, als zu den Endzwecken einer bürgerlichen Gesellschaft, erbauet worden; die mehr mit einem auf-

J. d. W. 3252. v. C. G. 752.

aufrührerischen und lasterhaften Gesindel, als mit Unterthanen, die zum Gehorsam und zur Zucht gewöhnt worden, angefüllet waren: wir dürfen uns nur Leute denken, die man zum Raube angeführt, und die in einem Orte lebten, den man bloß zur Sicherheit der Plünderung ausgerechnet hatte; und doch werden wir bald zu unserm Erstaunen finden, daß dieser unordentliche Zusammenfluß sich in die genauesten Bande der Gesellschaft vereinigt; daß dieses gesetzlose Gesindel die aufrichtigste Hochachtung für die Religion annimmt; und wiewohl es aus den Hefen des menschlichen Geschlechts zusammengesetzt ist, doch der ganzen Welt Muster der Tapferkeit und der Tugend darstellet.

Zweyter Abschnitt.

Von Erbauung der Stadt Rom bis zum Tode des Romulus.

Kaum war der Grund zu der Stadt Rom gelegt worden, als schon die rohen Bewohner derselben darauf dachten, eine gewisse Regierungsform bey sich einzuführen. Ihr vornehmster Zweck dabey war, Freyheit und Herrschaft mit einander zu verbinden, und eine Art von vermischter Monarchie zu stiften, wo alle Gewalt zwischen dem Regenten und dem Volk getheilt wäre. Romulus ließ aus besondrer Großmuth ihnen die Freyheit, sich wen sie wollten zum König zu erwählen, wogegen sie denn wieder, aus Dankbarkeit, ihren Stifter einmüthig erwählten. Er wurde also hierdurch der oberste Vorsteher der Religion und des Gottesdienstes, die höchste obrigkeitliche Person der Stadt Rom, und General der

Armee. Außer einer beständigen Wache, die seine Person begleitete, wurde ihm auch noch dieses zugestanden, daß allezeit wo er gieng, zwölf Männer vor ihm hergehn sollten, mit Beilen, die in einem Steckenbündel zusammen gebunden waren, bewaffnet, theils seine Befehle auszurichten, theils seinen neuen Unterthanen einen lebhaften Eindruck seiner Macht zu geben. Allein diese Macht war dabey sehr eingeschränkt, und seine ganze Gewalt bestand nur darinnen, daß er den Senat zusammen berief, das Volk versammelte, die Armee anführte, wenn die übrigen Stände des Staats beschlossen hatten, daß sie zu Felde ziehen sollte; und die Quästoren, oder öffentlichen Schatzmeister ernannte; Bedienten, die, wie wir vermuthen können, um diese Zeit wenig Beschäftigung hatten, da weder Soldaten noch Magistratspersonen Besoldung erhielten.

Der **Senat** bestand aus hundert von den vornehmsten Bürgern der Stadt, die sich durch Alter, Weisheit oder Tapferkeit schon ein vorzügliches Ansehn erworben, und dadurch von ihren andern Mitbürgern unterschieden hatten; diese sollten gleichsam **Räthe** des Königs seyn. Der König ernannte den ersten Senator, und übergab ihm die Regierung der Stadt, im Fall, daß der Krieg seine eigne Abwesenheit erfoderte. In dieser ehrwürdigen Versammlung wurden nun alle wichtige Geschäfte des Staats behandelt; der König hatte den Vorsitz, allein die Mehrheit der Stimmen entschied in allen Stücken. Weil man den Senatoren eine väterliche Zuneigung gegen das Volk zumuthete, so wurden sie **Väter** genannt, und ihre Nachkommen **Patricier**. Aus diesen wurden alle hohen Würden des Staats, sowohl als des priesterlichen Standes besetzt. Sie wurden hierzu durch den Rath und das Volk ernannt,

nannt, indeß die geringern Stände der Bürger, die also gar keine Hoffnung hatten, öffentliche Aemter zu erhalten, ihr Glück durch Tapferkeit im Kriege oder auch durch Fleiß im Ackerbau zu machen suchen mußten.

Das **Volk**, welches den dritten Stand des Staats ausmachte, maßte sich selbst das Recht an, die Gesetze, welche schon vom Könige und Senate gebilligt waren, zu bestätigen. Alle Dinge, die Krieg und Frieden, oder die Wahl der obrigkeitlichen Personen, oder auch selbst des Königs angiengen, wurden durch die Sammlung seiner Stimmen entschieden. In seinen zahlreichen Versammlungen wurde alles, was gegen seine Feinde unternommen werden sollte, berathschlagt, und der Senat hatte nur das Recht seine Anschläge anzunehmen oder zu verwerfen. Aus diesen drey Ständen, die einer den andern umschränkten, bestand die neue Staatsverfassung. Das Volk beurtheilte die Vorschläge des Königs; der Senat berathschlagte sich über die Ausführung derselben, welche dann der König mit der Lebhaftigkeit und dem Nachdrucke, den ihm sein Ansehn gab, vollzog. Ob es gleich nach diesen Einrichtungen scheinen sollte, daß das Volk sehr große Macht hatte, so war dieselbe doch durch einen Umstand sehr eingeschränkt, nämlich durch die Rechte des **Patronats**, welche die Mitglieder des Senats besaßen. Denn da der König einsahe, daß in jedem Staate die Armen doch auf gewisse Weise von den Reichen abhängen müßten, so gab er iedem aus dem Volke die Freyheit sich einen Senator zum Patron zu erwählen. Diese Verbindung war sehr genau und richtig. Der Patron mußte seinen Klienten in Schutz nehmen, ihn mit Rath und That unterstützen, seine Processe vor Gerichte führen, und ihn

gegen jede Unterdrückung sicher stellen. Auf der andern Seite war nun der Klient sehr genau mit dem Interesse seines Patrons verbunden; er mußte, wenn er arm war, zu der Ausstattung seiner Töchter, der Bezahlung seiner Schulden, oder seiner Ranzionirung, wenn er gefangen war, beytragen: er war verpflichtet, ihn bey jeder Gefahr zu begleiten; ihm, wenn er sich um irgend ein öffentliches Amt bewarb, seine Simme zu geben; und durfte kein Zeugniß vor Gerichte, das seinem Patron zuwider war, ablegen. Diese gegenseitigen Pflichten wurden für so heilig gehalten, daß wer sie verletzte, für ehrlos gehalten, und des Schutzes der Gesetze beraubt wurde. Von dieser Zeit an also waren die Stimmen der Klienten wirklich in den Händen der Senatoren, und dem Volke blieb nur die Macht übrig, zu wählen, was für Patronen es gehorchen wollte. Bey einer so barbarischen und wilden Nation, als die ersten Römer, war es in der That weise, den Gehorsam, als das wichtigste Erforderniß eines solchen Staats, vorzüglich zu befestigen.

Die erste Beschäftigung des neuerwählten Königs war die Sorge seinen neuen Unterthanen eine Religion zu geben, um durch die Begriffe von höheren Belohnungen und Strafen, als die der menschlichen Gesetze, die Sitten derselben milder zu machen. Ihre gottesdienstliche Einrichtungen sind uns nicht genau bekannt; aber sie bestanden gemeiniglich in den damaligen Zeiten in einer sehr strengen Befolgung der Aussprüche der Wahrsager, die durch ihre Beobachtungen über den Flug der Vögel und die Eingeweide der Thiere die gegenwärtigen Begebenheiten lenken, und in die Zukunft dringen wollten. Dieser fromme Betrug, der zuerst aus Einfalt entstand, wurde bald ein sehr ersprießliches Werkzeug der Politik. Romulus

mulus befahl in einem besondern Gesetz, daß keine Wahl geschehen, keine Unternehmung angefangen werden sollte, ohne die Wahrsager (Augurn) um Rath zu fragen. Mit gleicher politischer Weisheit verbot er die Einführung neuer Gottheiten in den öffentlichen Gottesdienst, und befahl, daß die Priester auf Zeitlebens ihre Würde bekleiden, aber vor dem funfzigsten Jahre niemand zu derselben erwählt werden sollte. Er untersagte den Priestern auch die Vermengung der Fabeln mit den Geheimnissen ihrer Religion, und damit sie fähig seyn möchten, Andre zu lehren, machte er sie zu den öffentlichen Geschichtschreibern. Ein Volk, das durch solche Priester unterrichtet wurde, konnte also nie in eine gänzliche Barbarey versinken.

Von seinen übrigen Gesetzen haben wir nur noch sehr wenige Fragmente übrig. In denselben verbietet er den Weibern sich unter irgend einem Vorwande von ihren Männern zu trennen; diesen hingegen giebt er die Freyheit, ihre Weiber zu verstoßen, ja sogar ihnen mit Bewilligung ihrer Anverwandten das Leben zu nehmen, im Fall, daß sie im Ehebruch betroffen worden, oder ihre Männer vergiften wollen, oder falsche Schlüssel gemacht, oder auch zu viel Wein getrunken hatten. Seine Verordnungen über das Verhältniß der Aeltern und Kinder waren weit strenger. Der Vater hatte vollkommne Gewalt über das Leben und das Vermögen seiner Kinder; er konnte sie verkaufen oder gefangen setzen, in jedem Alter ihres Lebens, und in jedem Stande, worinne sie sich befinden mochten. Er konnte sein Kind aussetzen, wenn es mit irgend einem Gebrechen geboren wurde, und mußte nur vorher seinen fünf nächsten Anverwandten diese Absicht bekannt machen. Unser Gesetzgeber schien sogar gegen seine Feinde gütiger zu seyn; denn

er

er untersagte seinen Unterthanen dieselben zu tödten, wenn sie sich ergeben hätten, oder nur sie zu verkaufen. Sein Ehrgeiz gieng bloß dahin, die Anzahl seiner Feinde dadurch zu vermindern, daß er sie sich zu Freunden machte.

Nachdem er sich also auf so verschiedene Art Mühe gegeben hatte, die Anzahl seiner Unterthanen zu vermehren, und ihnen Gesetze und bürgerliche Einrichtungen zu geben; so dachte er itzt darauf ihre Anzahl zu wissen. Nach einer Zählung fanden sich 3000 Fußgänger und ungefähr eben so viele hundert Reuter, die fähig waren, die Waffen zu tragen. Diese vertheilte er in drey gleiche Zünfte (Tribus) und bestimmte jeder einen besondern Theil der Stadt. Jede dieser Zünfte hatte wieder zehn Unterabtheilungen, die Kurien hießen, und bey einer solchen Kurie, die aus hundert Mann bestand, bestellte Romulus einen Centurio, der das kriegerische Kommando führte, einen Priester, welcher Kurio hieß, der den Gottesdienst besorgte, und zween der vornehmsten Einwohner, welche Duumviri genannt wurden, um Recht zu sprechen. Nach der Anzahl der Kurien theilte er nun alle Ländereyen in dreyßig Theile, und widmete noch einen Theil den öffentlichen Ausgaben des Staats, und einen andern zu Unterhaltung des Gottesdienstes. Man kann die Einfalt und Frugalität dieser Zeiten am besten daraus ersehen, daß jeder Bürger nicht mehr als zween Morgen Landes zu seinem Unterhalt erhielt. Von den schon erwähnten Reutern wurden zehn aus jeder Kurie erwählt; sie machten die Leibwache des Königs aus, deren besondere Bestimmung es war, im Treffen unmittelbar um der Person des Königs zu fechten. Sie wurden *Celeres* genannt, ein Wort, das mit unserm, leichte Reuter, gleichbedeutend ist, entweder wegen

ihrer

ihrer Hurtigkeit im Treffen, oder von dem Namen ihres ersten Befehlshabers.

Eine so weise eingerichtete Regierung reizte natürlicher weise viele umher ihr zu leben; heerdenweise strömten aus den benachbarten Städten ihr neue Unterthanen zu, sie gewann täglich an innerer Stärke, und nichts schien ihr zufehlen, als Weiber, um ihre Dauer zu sichern. Bey dieser Bedürfniß ließ Romulus auf Anrathen des Senats die Sabiner, seine nächsten Nachbarn, durch Gesandte zu einer Verbindung, und auf diese Bedingung zu einem sehr genauen Bündniß zwischen den beiden Nationen einladen. Die Sabiner, welche damals als die kriegerischste Nation von Italien angesehen wurden, verworfen seine Vorschläge mit Verachtung, und einige von ihnen verbitterten diese noch durch die spöttische Frage: warum Romulus, der flüchtigen Sclaven eine Zuflucht eröffnet, nicht auch eine andere für lüderliche Weibspersonen angelegt hätte? Diese Antwort reizte den Unwillen der Römer aufs äußerste, und der König entschloß sich, theils diesen Unwillen zu befriedigen, theils weil er zu gleicher Zeit seinen Staat bevölkern wollte, mit Gewalt zu nehmen, was einer friedlichen Unterhandlung war versagt worden. In dieser Absicht kündigte er in allen benachbarten Städten ein Fest zu Ehren des **Neptuns** an, und machte zu demselben die prächtigsten Anstalten. Diese Feste fiengen gemeiniglich mit Opfern an, und endigten sich mit Spielen von Ringern, Kämpfern und Wettrennen. Die Sabiner waren, wie er erwartet hatte, mit unter den ersten, die sich als Zuschauer einstellten, und brachten ihre Weiber und Töchter mit, um an diesem Vergnügen Theil zu nehmen. Die Bewohner vieler benachbarten Städte fanden sich ebenfalls ein, und wurden von den Römern mit Bezeugung der aufrichtigsten

tigsten Gastfreyheit aufgenommen. Unterdessen fiengen die Spiele an, und da die Aufmerksamkeit der Zuschauer ganz mit ihnen beschäftigt war, fiel ein Haufen junger Römer mit gezogenen Schwerdtern unter sie ein, bemächtigte sich der jüngsten und schönsten Weiber, und führte sie mit Gewalt davon. Vergebens beklagten sich die Aeltern über diesen Bruch der Gastfreundschaft; vergebens widersetzten sich die jungen Mägdchen selbst im Anfange den Zumuthungen ihrer Räuber: anhaltende Liebkosungen wußten bald die Gunstbezeugungen zu erhalten, die ihnen zuerst die Schaamhaftigkeit versagte, und die Verräther, welche anfangs die Gegenstände des Abscheues selber waren, erwarben sich in kurzer Zeit ihre zärtlichsten Zuneigungen.

Allein ihre Aeltern wollten die kränkende Beschimfung nicht sobald verschmerzen; es erfolgte vielmehr ein blutiger Krieg. Die Städte Cenina, Antemna und Crustumium verbanden sich zuerst, ihr gemeinschaftliches Unrecht zu rächen; indem ihnen die Sabiner dabey zu saumselig zu seyn schienen. Da diese Verbundenen aber ihre Einfälle von einander getrennt vornahmen, so machten sie dadurch den Römern ihre Besiegung desto leichter. Romulus überwand zuerst die Ceninenser, erschlug ihren König Akron in einem Zweykampf, und hieng die Rüstung dieses Königs dem Jupiter Feretrius zu Ehren an eben dem Orte auf, wo nachher das Kapitolium erbauet wurde. Ein gleiches Schicksal erfuhren die Antemnater und Krustruminianer, ihre Armeen wurden geschlagen, und ihre Städte erobert. Der Eroberer bewies sich bey diesen Siegen sehr großmüthig. Anstatt die Städte zu zerstören, oder die Anzahl ihrer Bewohner zu verringern, legte er

nur

nur römische Colonien in denselben an, um ihn als Gränzörter gegen entferntere Einfälle zu sichern.

Tatius, König von Cures, einer sabinischen Stadt, war der letzte, aber auch der fürchterlichste, der die Beschimpfung, die seinem Lande angethan war, zu rächen unternahm. Er betrat das römische Gebiet an der Spitze von 25,000 Mann. Aber außer der überlegenen Gewalt bediente er sich noch folgender Kriegslist. Tarpeja, die Tochter des Befehlshabers des kapitolinischen Hügels, fiel, da sie außerhalb den Mauern der Stadt Wasser schöpfen wollte, in seine Hände. Durch große Versprechungen vermogt er sie dahin, daß sie ein Thor dieses Hügels seiner Armee zu öffnen versprach. Zur Belohnung dafür verlangte sie dasjenige, was die Soldaten an ihren Armen trügen, worunter sie ihre Armbänder verstand. Diese aber verstanden entweder ihre Meynung nicht, oder wollten ihre Treulosigkeit bestrafen, und warfen, da sie von ihr eingelassen wurden, ihre Schilder auf sie zusammen, unter welchen sie zu Tode gedrückt wurde. Da die Sabiner also nun im Besitz des kapitolinischen Hügels waren, so konnten sie den Krieg nach ihrem eignen Belieben fortführen. Es fielen aber eine Zeitlang nur leichte Scharmützel zwischen ihnen vor. In der Länge aber wurden beide Partheyen dieser langweiligen Art Krieg zu führen, müde; jede wünschte den Frieden, aber keine wollte sich herablassen, ihn vorzuschlagen. Man hat oft Beyspiele, daß das Verlangen nach dem Frieden den kriegerischen Unternehmungen mehr Lebhaftigkeit gegeben hat. Beide Theile entschlossen sich also, ihre Streitigkeiten durch eine entscheidende Schlacht zu endigen. Es kam also zu einem allgemeinen Treffen, welches verschiedne Tage nach einander erneuert wurde, aber allemal

allemal mit gleichem Erfolge für beide Partheyen sich endigte. Das letzte Treffen zwischen den Römern und Sabinern fiel in dem Thale zwischen dem kapitolinischen und quirinalischen Hügel vor. Beide fochten für alles, was nur immer im menschlichen Leben einen Werth hat, und keine Parthey konnte daran denken, sich zu unterwerfen. Das Treffen war eben allgemein und sehr blutig geworden, als die Aufmerksamkeit beider Partheyen plötzlich von der gräßlichen Scene vor ihnen, auf eine weit anziehendere abgezogen wurde. Denn auf einmal sahen sie die sabinischen Weiber, welche von den Römern geraubt waren, mit fliegenden Haaren, entblößt von allem weiblichen Schmuck, mitten zwischen beide streitende Heere rennen; unbekümmert um ihre eigne Gefahr, nur mit derjenigen beschäftigt, in welcher ihre Aeltern, ihre Ehemänner und Kinder sich befanden, erhoben sie ein lautes Geschrey: „Wenn ihr denn einmal entschlossen seyd, zu morden, „so kehret eure Waffen gegen uns, die wir die ein„zige Ursache eurer Feindschaft sind. Lasset uns „sterben, wenn nun nothwendig jemand sterben muß, „denn unser Elend ist doch immer gleich, wir mö„gen nun unsre Aeltern oder Ehemänner überleben, „und uns ihren Tod Schuld geben müssen.“ Einem so rührenden Anblick konnten die Krieger nicht widerstehen; beide Partheyen ließen, als durch einen gemeinschaftlichen Antrieb, auf eine Zeitlang ihre Waffen fallen, und betrachteten diese rührende Scene in stummen Erstaunen. Endlich drangen die Thränen und Bitten ihrer Weiber durch; es kam zu einem Vergleiche, in welchem ausgemacht wurde, daß Romulus und Tatius mit gleicher Macht und Vorzügen gemeinschaftlich in Rom regieren; daß hundert Sabiner in den Rath aufgenommen, und die Stadt

zwar

zwar ihren vorigen Namen behalten, die Bürger aber, nach der sabinischen Stadt Kures Quirites heißen sollten; daß endlich, da beide Nationen also vereinigt wären, diejenigen von den Sabinern, welche wollten, in der Stadt Rom leben, und daselbst alle Vortheile römischer Bürger genießen könnten. So trug also jeder Sturm, der dem wachsenden Reiche drohte, nur zu Vermehrung seiner Stärke bey. Die Soldaten der feindlichen Armee, die am Morgen den Untergang der Stadt beschlossen hatten, ließen sich am Abend mit Freuden in die Zahl ihrer Bürger einschreiben. Romulus sah in der Zeit von wenig Stunden sein Gebiet und seine Unterthanen mehr als um die Hälfte vermehrt; und, gleich als wenn das Glück seinen Ehrgeiz auf alle Weise begünstigen wollte, Tatius, sein Mitregent, wurde fünf Jahre hernach von den Laviniern erschlagen, weil er einige seiner Sklaven, die sie beraubt und ihre Abgesandten erschlagen hatten, beschützte. Durch diesen Zufall also wurde Romulus noch einmal der einzige Regent des römischen Staats.

Rom, dessen Macht und Stärke durch diese neue Erwerbungen sehr vermehrt war, fieng nun an, seinen Nachbarn furchtbar zu werden. Man siehet leicht, daß es an Vorwande zum Kriege gar nicht fehlen konnte, da die Römer durch den Ehrgeiz, und ihre Freunde durch die Eifersucht gereizt wurden. Fidena und Kameria, zwo benachbarte Städte, wurden erobert und unterwürfig gemacht. Die Vejer, eines der mächtigsten etrurischen Völker, erfuhren beynahe dasselbe Schicksal. Nach zwo sehr lebhaften Schlachten suchten sie Friede und ein Bündniß mit dem römischen Volke, welches ihnen dann auch mit der Bedingung zugestanden wurde, daß sie den siebenden Theil ihres Gebiets, und ihre Salzgruben am

Flusse abtreten, auch zur Sicherheit Geisseln geben sollten.

So viel Glück konnte nun wohl den Eroberer stolz machen. Die Schranken, welche seiner Macht mit so vieler Weisheit gesetzt waren, wurden ihm nach und nach beschwerlich, und er fieng bald an, sich eine despotische Gewalt anzumaßen, und sich über die Gesetze wegzusetzen, denen er vormals selbst einen unbedingten Gehorsam angelobt hatte. Eine solche Aufführung erregte besonders bey dem Senat vieles Mißvergnügen, da er gewahr wurde, daß er vom Romulus nur zum Werkzeuge bey der Ausführung seiner strengen Befehle gebraucht wurde. Wir wissen nicht, was für besondrer Mittel er sich bediente, um sich von dem Tyrannen loszumachen; einige sagen, daß er auf dem Rathhause in Stücken zerhauen; andre, daß er bey der Musterung seiner Armee verschwunden sey. So viel ist gewiß, daß der Senat sich der Ungewißheit dieser Begebenheit und der Verbergung seines Körpers dazu bediente, das Volk zu überreden, Romulus sey in den Himmel aufgenommen. Also ließ er sichs gefallen, denjenigen als einen Gott zu verehren, der ihm als König unerträglich gewesen war.

Romulus regierte sieben und dreyßig Jahre. Nach seinem Tode wurde ihm ein Tempel gebauet, worinne man ihn unter dem Namen Quirinus verehrte. Denn der Senator Proklus betheuerte öffentlich, daß er ihm erschienen sey, und unter diesem Namen angebetet zu werden verlangt habe. Wir sehen in dem Charakter dieses Königs wenig mehr, als man in einem solchen Zeitalter erwarten kann: strenge Mäßigung und kriegerische Tapferkeit, welches beynahe immer nur die Tugenden sind, die der

Mensch

Mensch im Stande der Wildheit sich erwerben kann. Indessen erzeuget die Größe des Reichs, das sich zur Bewunderung der Welt erhob, auch eine Bewunderung des Stifters desselben in uns, ohne daß wir eben strenge untersuchen, wie gegründet sein Anspruch auf dieselbe sey.

Dritter Abschnitt.

Vom Tode des Romulus bis zum Tode des Numa Pompilius, des zweyten römischen Königs.

Rom war nun schon von einem sehr geringen Anfange ein wirklich furchtbarer Staat geworden. Seine Macht bestand aus 46,000 Fußsoldaten und 1000 Reutern. Das Königreich Alba fiel ihm nun noch durch den Tod des Numitors zu. Und es gehörte itzt in der That etwas Zeit dazu eine so große Menge neuer Unterthanen zu einem einstimmigen Gehorsam gegen einen Regenten zu bringen; sie schienen auch wirklich bey der Wahl eines Nachfolgers sehr getheilt zu seyn. Die Sabiner wollten einen König aus ihrem Mittel erwählt wissen, aber den Römern war der Gedanke unerträglich, daß ein Fremder ihren Thron besitzen sollte. Bey dieser Verlegenheit unternahmen es die Senatoren, die Stelle eines Königs zu ersetzen, indem sie dieselbe nach der Reihe, jeder auf fünf Tage verwalteten, und während dieser Zeit alles Ansehen und Vorzüge der königlichen Würde genossen. Diese neue Regierungsform währte ein Jahr; es ist unbekannt, ob des Senats Absicht war, dieselbe noch weiter fortzusetzen, und sich also selbst die oberste Gewalt anzumaßen, oder J. d. St. 38.

ob er nur dadurch Zeit gewinnen wollte, eine Person, die zur königlichen Würde am geschicktesten wäre, unterdessen aufzufinden. Das Volk sah bald, daß diese Regierungsform nur dazu diente, ihm viele Heere, statt eines, zu geben, und drang daher auf die Abschaffung derselben, überließ aber dem Senat die Wahl entweder einen König zu ernennen, oder auch jährliche Obrigkeiten aus seinen eignen Mitgliedern zu erwählen. Der Senat, der also zu einer Wahl gezwungen war, stritt sich noch einige Zeit über die Einrichtung derselben; endlich wurde beschlossen, daß die wählende Parthey aus dem Mittel der andern einen König erwählen sollte, so daß dieser beiden gleiche Verbindlichkeit schuldig wäre; den einen, als seinen Landesleuten, und den andern, als seinen Erwählern. Diesem zu folge wurde der römischen Parthey des Senats die Wahl übertragen; diese fiel auf den **Numa Pompilius**, einen Sabiner, und wurde von dem übrigen Theile des Senats und dem Volke mit allgemeiner Billigung aufgenommen.

Numa Pompilius war itzt schon über vierzig Jahre alt, und hatte sich schon lange durch seinen Eifer in der Religion, seine Gerechtigkeit, Mäßigung und musterhaftes Leben vorzüglich ausgezeichnet. Er war in allen Wissenschaften und der Philisophie der Sabiner sehr unterrichtet, und lebte in seiner Vaterstadt **Kures**, vergnügt mit dem Glücke eines ruhigen Privatlebens, ohne alles ehrsüchtige Verlangen nach höhern Würden. Er nahm daher nicht ohne Widerstand die königliche Würde an; er schlug sie lange Zeit standhaft aus; doch endlich wurde er durch das Verlangen seines Vaters und das Zureden der römischen Abgesandten dahin gebracht, daß er darein willigte, die königliche Gewalt zu übernehmen.

Dieß

Dieß verursachte bey dem Volke eine so große Freude, daß es mehr schien ein Königreich als einen König erhalten zu haben.

Es ist ein Lieblingsgedanke der römischen Schriftsteller, die Vorsehung habe es so eingerichtet, daß der besondre Charakter und die Fähigkeiten ihrer Könige immer den besondern Bedürfnissen ihres Staats sehr angemessen gewesen wären; und in dem gegenwärtigen Falle irren sie gewiß nicht sehr. Kein Monarch konnte sich besser als Numa für einen Staat schicken, der aus verschiednen kleinen Ländern bestand, die erst vor kurzer Zeit unterwürfig gemacht, und sehr übel mit einander verbunden waren. Sie hatten einen Herrn nöthig, der durch seine Gesetze und Unterweisungen ihre wilden und noch rohen Neigungen mäßigte, und durch sein Beyspiel ihnen die Liebe zur Religion und zu den sanftern Tugenden einflößte. Unter dem Numa also wurde das Volk unterwürfiger und geselliger, und durch den Geist der Religion, welchen er ihm einflößte, bekam es auch als Eroberer größre Stärke. Dieß wirkte noch lange Zeit hernach; denn was konnte der muthigsten Tapferkeit widerstehen, wenn sie von einem tief eingewurzelten Aberglauben belebt wurde?

Wir finden also unter der Regierung des Numa nur friedliche Tugenden, denn er bemühete sich während derselben nur immer, seine Unterthanen mit Liebe und Verehrung gegen die Religion und gegen die Götter zu erfüllen. Er bauete viele neue Tempel, stiftete verschiedne Feste, und durch die Heiligkeit seines Lebens, war es ihm leicht, das Volk zu überreden, daß er einen geheimen Umgang mit der Göttin Egeria unterhielt. Auf ihren Rath bauete er den Tempel des Janus, welcher zur Zeit des Friedens geschlossen, und zur Zeit des Krieges offen

seyn sollte; er ordnete zuerst Vestalische Jungfrauen an, deren anfangs nur viere waren, die aber sehr große Freyheiten und Vorzüge von ihm erhielten, wie, daß ihnen die Fasces, oder die Zeichen der königlichen Gewalt, vorgetragen werden mußten; daß sie Missethätern, die ihnen von ungefähr begegneten, Verzeihung ertheilen konnten: er ordnete die Pontifices an, unter welche er sich selbst einschreiben ließ; wie auch den Orden der Salier und Fecialen, die ersten um die heiligen Schilder zu bewahren, welche Ancilia hießen, und von welchen Numa vorgab, daß sie vom Himmel gefallen wären, und welche die besondern Eigenschaften haben sollten, daß, so lange sie in Rom wären, die Stadt nicht erobert werden könnte; die andern von der Gerechtigkeit der unternommenen Kriege zu urtheilen, und dieselben mit vielen Ceremonien anzukündigen.

Zur Begünstigung des Ackerbaues theilte er alles Land, das Romulus durch seine Kriege erobert hatte, unter den ärmern Theil des Volks aus; er mäßigte die gar zu strengen Gesetze seines Vorgängers in Absicht der väterlichen Gewalt, und untersagte den Aeltern ihren Sohn nach der Verheyrathung desselben zu verkaufen, weil er für unrecht hielt, daß eine Frau, die einen freyen Mann geheyrathet hätte, durch einen solchen Verkauf desselben gebunden würde, mit einem Sklaven zu leben. Er brachte ferner die Calender in Ordnung, und hob den Unterschied zwischen Sabinern und Römern auf, indem er sie nöthigte unter einander zu wohnen, und das Volk nach den verschiednen Gewerben abtheilte. Nachdem er endlich ein Alter von 80 Jahren erreicht, und drey und vierzig Jahre im vollkommensten Frieden regiert hatte, starb er, und hinterließ den Befehl, daß man seinen Körper, der Gewohnheit der damaligen Zeiten

zuwider,

zuwider, in einem steinernen Sarge begraben, und seine Bücher, die eine Beschreibung der von ihm verordneten Gebräuche enthielten, in einem andern Sarge ihm zur Seite setzen sollte. Von diesen Büchern waren zwölf in griegischer, und eben so viel in lateinischer Sprache geschrieben. Vierhundert Jahre nachher wurden sie wieder hervorgezogen, und weil man es für unerlaubt hielt, die Geheimnisse, welche sie enthielten, öffentlich bekannt werden zu lassen, auf Befehl des Senats verbrannt, vielleicht, um durch diese außerordentliche Ehrfurcht für ihren Inhalt, ihren schlechten Werth zu verbergen.

Vierter Abschnitt.

Vom Tode des Numa Pompilius bis zu dem Tode des Tullus Hostilius, des dritten römischen Königs.

Nach dem Tode des Numa Pompilius fiel die Regierung in die Hände des Senats, bis der Tullus Hostilius von dem Volke erwählt wurde, mit welcher Wahl auch der Senat sehr zufrieden war. Dieser König war der Enkel eines edlen Römers, der sich vormals im Kriege gegen die Sabiner besonders hervorgethan hatte. Mit seinem Vorgänger hatte er gar keine Aehnlichkeit, ganz kriegerisch gesinnt, nach Unternehmungen und Eroberungen noch begieriger, als der Stifter des Reichs selbst gewesen war. Er sah sich also nur nach einem Vorwande um, seine Truppen ins Feld zu führen. J. d. St. 82.

Die Albaner gaben ihm zuerst Gelegenheit, seinen Lieblingsneigungen zu folgen. Ein Paar benachbarte Staaten, die beide Krieg wünschen, und auf gewisse Weise nur vom Raube leben, kann es nie an

Vorwande fehlen, einen gewaltthätigen ersten Angriff zu bemänteln. Die Veranlassung des Krieges, von dem wir hier reden, scheint diese gewesen zu seyn. Einige römische Hirten hatten einen Einfall in das albanische Gebiet gethan, und einige albanische hatten Repressalien gebraucht; von beiden Staaten wurden Gesandten an einander abgeschickt, die sich wegen des angethanen Unrechts beklagen mußten; die verlangte Genugthuung wurde nicht gegeben, und endlich von beiden Seiten ein förmlicher Krieg erklärt, ohne daß man auf einer die erste Veranlassung dazu gegeben haben wollte.

Es waren in der That viele Ursachen, die einen öffentlichen Bruch zwischen diesen beiden Staaten hätten verhindern sollen; sie hatten einen gemeinschaftlichen Ursprung, und viele ihrer Unterthanen waren durch die Bande der Blutsfreundschaft verbunden. Ueberdem waren auch noch verschiedne andre benachbarte Nationen Feinde von beiden, die nur eine Gelegenheit suchten, über eine oder die andre herzufallen. In dieser Lage befanden sich die Römer und Albaner, als sie, nach einigen kleinen Scharmützeln, endlich fünf Meilen von der Stadt Rom zusammentrafen, und sich nun rüsteten das Schicksal beider Staaten zu entscheiden. Denn in diesen barbarischen Zeiten war fast jede Schlacht entscheidend. Beide Armeen waren schon einige Zeit in Schlachtordnung gestellt, und erwarteten das Zeichen zum Angriff mit Ungeduld und Unwillen über die lange Verzögerung eines furchtbaren Aufschubs, der ihnen Tod oder Sieg vorenthielt. Allein der Angriff wurde durch einen unerwarteten Vorschlag des albanischen Generals gehindert. Dieser trat nämlich mitten zwischen beide Armeen hervor, und that den Römern den Vorschlag, ihren Streit durch einen Zweykampf

zu

zu entscheiden, so daß diejenige Nation, deren Vorfechter würde überwunden werden, der andern unterworfen seyn sollte. Ein solcher Vorschlag entsprach völlig dem heftigen Charakter des römischen Königs, und wurde auch von seinen Unterthanen mit Freuden angenommen, deren jeder mit der Hoffnung sich schmeichelte, daß ihn die Wahl dazu bestimmen würde, für die Sache seines Vaterlandes zu kämpfen. Eine Menge tapfrer Männer boten sich hierzu an, aber man konnte noch keine aus denselben, mit Ausschliessung andrer wählen, bis endlich ein ungefährer Zufall diese Ungewißheit entschied. Es waren eben damals in jeder von beiden Armeen drey Zwillingsbrüder; die römischen hießen Horatier, und die albanischen Kuriatier. Alle waren wegen ihres Muths, ihrer Stärke und Lebhaftigkeit berühmt, sie wurden also dazu erwählt diesen wichtigen Kampf zu unternehmen. Nachdem durch vorgängige Ceremonien, Eide und Beschwörungen sich nun beide Partheyen verpflichtet hatten, daß die Nation der überwundenen Kämpfer der siegenden unterworfen seyn sollte; so wurden diese Kämpfer endlich unter dem Zurufen, Ermunterungen und Gebeten ihrer Mitbürger gegen einander geführt. Man hatte ihnen die Wichtigkeit und Größe dessen, was nun durch sie entschieden werden sollte, vorgestellt; man hatte sie an ihre vorigen großen Thaten erinnert; man hatte es ihnen lebhaft vorgehalten, daß nun ihre Väter, ihre Mitbürger, und die Götter selbst Zuschauer ihres Verhaltens wären. Endlich griffen diese Vorfechter ihres Volks, ganz von der Empfindung des hohen Werths ihres Unternehmens entflammt, einander an, und jeder war itzt nur, unbekümmert um seine eigne Erhaltung, auf den Tod seines Gegners bedacht. Die Zuschauer, in furchtbarer Stille, zitterten bey jedem Hiebe, und,

wünschten die Gefahr ihrer Mitbürger theilen zu dürfen. Lange war der Sieg zweifelhaft; endlich schien das Glück ihn zum Nachtheile der Römer zu entscheiden. Zween ihrer Kämpfer sahen sie todt zur Erde fallen; und der dritte Uebriggebliebne, der von den drey Kuriatiern, die verwundet waren, langsam verfolgt wurde, schien durch seine Flucht um Gnade zu flehen. Nun konnte die albanische Armee ihre Freude nicht mehr unterdrücken, sondern brach in einen lauten Zuruf aus, unterdeß die Römer die Feigheit ihres Mitbürgers, dessen Verhalten ihnen so niederträchtig vorkam, bey sich verfluchten und verwünschten. Aber bald änderten sie diese Gesinnungen, als sie plötzlich bemerkten, daß die Flucht ihres Kämpfers nur verstellt war, um dadurch seine Gegner zu trennen, denen zusammen er unmöglich widerstehen konnte; denn plötzlich hielt er in seinem Lauf ein, wandte sich zu dem, der ihn zunächst verfolgte, und legte ihn todt zu seinen Füssen; der zweyte Bruder wollte ihm zu Hülfe kommen, erfuhr aber eben das Schicksal; itzt war nur noch der dritte Kuriatier übrig, der ganz abgemattet und durch seine Wunden entkräftet sehr leicht von dem Ueberwinder seiner Brüder besiegt wurde. Er wurde fast ohne Widerstand umgebracht, und der Sieger rief dabey aus, daß er ihn als ein Opfer für die erfochtene Oberherrschaft der Römer darbrächte. Diese wurde nun auch von der albanischen Armee ohne Widerrede anerkannt.

Ein so großer und von so wichtigen Folgen begleiteter Sieg verdiente ohne Zweifel alle die Ehre, die der Staat nur irgend jemand ertheilen konnte. Aber gleich als wenn in diesem Zeitalter nie eine Tugend ohne Vermischung seyn könnte, so war auch itzt eben die Hand, die am Morgen für die Erhaltung ihres Vaterlandes kämpfte, am Abend mit dem Blute

einer

einer Schwester befleckt. Denn da er triumphirend vom Schlachtfelde zurückkam, wurde plötzlich sein Unwille gereizt, als er seine Schwester sah, wie sie in Thränen schwamm, und den Verlust des einen Kuriatiers, der ihr verlobter Liebhaber war, beklagte. Und da sie endlich sogar, als sie die Weste, welche sie ihrem Geliebten verfertigt hatte, unter seiner Beute erblickte, anfieng ihm Vorwürfe zu machen; so wurde er hierdurch so sehr aufgebracht, daß er sich nicht halten konnte, sondern sie in der Stube ermordete. Diese Handlung mißfiel dem Senat sehr, und der grausame Sieger wurde von der ordentlichen Obrigkeit zum Tode verdammt. Allein er berief sich auf den Ausspruch der ganzen Volks, und wurde von denselben freygesprochen.

Bey dieser Lage der Sachen war der König Hostilius darauf bedacht, sich den erhaltenen Sieg dadurch zu Nutze zu machen, daß er die Unterwerfung der Albaner befestigte, uud die gehörigen Maaßregeln ergriff, den Trotz der Einwohner von Fidena und Veji, welche Anstalten gemacht hatten, ihr Joch abzuwerfen, zu züchtigen. Seine Unternehmungen hatten bey der Absicht einen glücklichen Erfolg. Ein Sieg über die letztern benahm ihnen auf einige Zeit die Lust, fernere Versuche zu wagen; und was die ersten anbetrifft, so ließ er ihren General, den Metius Suffetius, nachdem er ihn der Verrätherey überführt hatte, durch Pferde in Stücken zerreissen; und um allen Gelegenheiten zu künftigen Empörungen auf einmal ein Ende zu machen, die Stadt Alba bis auf den Grund zerstören. Ihre Einwohner brachte er nach Rom, und nahm die vornehmsten derselben in den Senat auf.

Nach diesem glücklichen Erfolge wandte Hostilius nun seine Waffen gegen die Sabiner, über die er

durch

durch Hülfe seiner Reuterey, der die Feinde nicht widerstehn konnten, einen völligen Sieg erhielt. So schien jeder neue Krieg, der andre Staaten entvölkert, dem römischen neue Unterthanen und neue Stärke zu geben. Vielleicht aus der Ueberzeugung, daß der Zustand des Kriegs für das römische Volk der wunschwürdigste sey, unternahm der König schon wieder einen andern Krieg wider die Lateiner, der aber von beiden Seiten sehr langsam geführt wurde. Es fiel gar keine Schlacht vor, keine Stadt wurde erobert, außer Medullia, die ehemals eine römische Colonie hatte aufnehmen müssen, und deswegen der Plünderey der Soldaten Preiß gegeben wurde, um künftig dergleichen Abfall zu verhüten. Dieser Krieg dauerte fast während der ganzen übrigen Zeit der Regierung dieses Königs fort; das Ende derselben wurde noch durch einige vorgegebne schreckliche Wunderzeichen beunruhiget, noch mehr aber durch die Hungersnoth, in welcher der König einen großen Theil seines Volks aufgerieben sah, ohne daß er ihr abhelfen konnte. Er starb nach einer Regierung von zwey und dreyßig Jahren. Einige sagen, er sey mit seiner ganzen Familie vom Bliß erschlagen worden, andre behaupten mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß er durch Verrätherey umgekommen sey.

Fünfter Abschnitt.

Vom Tode des Tullus Hostilius bis zum Tode des Ankus Martius, des vierten römischen Königes.

Nach einem Interregnum, wie in den vorigen Fällen, wurde Ankus Martius, ein Enkel des Numa, vom Volke erwählt, und nachher vom Senat bestätigt. Dieser König schien sich den Numa, von welchem er in gerader Linie abstammete, zu dem grossen Muster seiner Nachahmung gesetzt zu haben. Er war in der That von Natur gar nicht dazu gemacht, sich durch kriegerische Thaten auszuzeichnen, wie er denn seinen Namen Ankus deswegen bekommen hatte, weil sein einer Arm so krumm war, daß er ihn nicht ausstrecken konnte. Diesen Mangel aber ersetzte er hinlänglich durch den Ruhm, den er sich in allen friedsamen Unternehmungen erwarb. Er stiftete die heiligen Gebräuche, welche jeder Kriegserklärung vorhergehen sollten. Er überredete das Volk, das Unglück, welches den Staat und seinen Vorgänger betroffen hätte, sey eine Strafe ihrer geringen Ehrfurcht für die Götter gewesen. Er ergriff jede Gelegenheit, seine Unterthanen zu den Beschäftigungen des Landbaues zu ermuntern, und von der Neigung zu unnützen Kriegen abzuleiten. J. d. St. 115.

Diese Einrichtungen und Lehren schienen den benachbarten Völkern mehr Feigheit, als Weisheit anzuzeigen. Nach dieser Voraussetzung unternahmen die Latiner verschiedne Einfälle auf das römische Gebiet, und zwangen gleichsam durch ihre Beschimpfung den friedsamen Ankus zum Kriege. Er blieb aber auch hier seinem Charakter getreu, und sand-

sandte zuförderst einen Herold ab, der den Krieg ankündigen mußte. Dieser begab sich in einem besondern Kleide, mit einem Wurfspies, der mit Eisen beschlagen war, in seiner Hand, auf die feindliche Gränze, erklärte feyerlich den Krieg und warf seinen Spies mit aller Stärke, deren er fähig war, ins feindliche Gebiet. Dieser Krieg war eben so glücklich, als er gerecht war; Ankus überwand die Lateiner, zerstörte ihre Städte, führte die Einwohner nach Rom, und vermehrte sein Gebiet durch einen Theil des ihrigen. Auf eben die Art unterdrückte er den Aufstand der Vejer, Fidenater und Volsker, und erhielt einen zweyten Triumph über die Sabiner.

Aber diese Siege über seine Feinde waren auf keine Weise mit den Werken, die er zu Hause verrichtete, zu vergleichen. Er erbauete Tempel, befestigte die Stadt, legte ein Gefängniß für die Missethäter an, und einen Hafen an der Mündung der Tiber, der Ostia hieß, und durch welche er seinen Unterthanen den Handel auf diesem Fluß und den benachbarten Salzgruben sicherte. Eben so sehr bemühte er sich, Fremde in sein Gebiet zu locken. Durch die Freyheiten, die er ihnen ertheilte, und die billige Gerechtigkeit, welche alle seine Unterthanen erwarten konnten, zog er eine Menge der besten Leute aus verschiednen Theilen Italiens an sich, welche vieles dazu beytrugen, nicht nur sein Volk zu bereichern, sondern auch es zu bilden und gesitteter zu machen. Unter diese gehörte auch der Lukumon, welcher nachher den Namen Lucius Tarquinius annahm, und der Nachfolger des Ankus wurde.

Dieser Mann besaß sehr viele Vollkommenheiten und sehr große Reichthümer. Ankus erwies ihm viele Ehre, und wahrscheinlicher Weise hatte er sich dadurch vorzüglich seine Gunst erworben, weil er ihn

alle

alle seine Schätze zum Besten des Staats angeboten hatte. Er wurde daher auch in den Senat aufgenommen und zum Vormund der beiden Söhne des Ankus bestellt, der nach einer Regierung von vier und zwanzig Jahren, in welcher er seine Unterthanen bereichert und Rom verschönert hatte, starb.

Sechster Abschnitt.

Von dem Tode des Ankus Martius bis zum Tode des Tarquinius Priskus des fünften römischen Königes.

Lucius Tarquinius Priskus, dessen ursprünglicher Name, wie ich schon gesagt habe, Lukumon war, nahm von der Stadt Tarquinia, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, den Namen Tarquinius an. Sein Vater war ein korinthischer Kaufmann, der sich durch den Handel einen großen Reichthum erworben, und wegen einiger Verdrießlichkeiten in seinem Vaterlande, sich in Italien niedergelassen hatte. Sein Sohn Lukumon, der einzige Erbe seines Vermögens, heyrathete eine Frau von Stande aus der Stadt Tarquinia, und diese überredete ihn, weil seine Geburt, sein Stand und Vaterland ihn bey den Vornehmen dieser Stadt verhaßt machten, sich nach Rom zu begeben, wo Verdienst allein einen Vorzug gab. Als er sich dem Thore dieser Stadt nahete, sagen die Geschichtschreiber, flog ein Adler aus der Höhe herab, entriß ihm den Hut, flog eine Zeitlang mit vielem Geräusch um den Wagen herum, und setzte ihm endlich denselben wieder auf. Seine Gemahlinn Tanaquil, die, wie es scheint, sich auf die Wahrsagerkunst verstand, erklärte dieß als eine Vorbedeutung, J.d.St. 138.

tung, daß er dereinst die Krone tragen würde, und vielleicht war es dieser Umstand, der ihm zuerst den Ehrgeiz eingab, nach dieser Krone zu streben: denn man sah bald, daß er seinen großen Reichthum dazu anwandte, sich durch alle seine Handlungen und besonders durch vielen Aufwand, die Liebe des Volks zu erwerben. Sein gütiges Betragen, seine häufigen Gastmale und mannigfaltigen Wohlthaten gewannen ihm leicht die Achtung und Bewunderung eines ungebildeten Volks, das in den Künsten einer listigen Intrigue ganz unerfahren war, und gar nicht an die Absichten dachte, auf welche ein so gütiges Betragen abzielte.

Als Ankus gestorben, und die Regierung, wie gewöhnlich, wieder auf den Senat zurückgefallen war, bediente sich Tarquinius aller seiner Macht und List es dahin zu bringen, daß die Söhne des Ankus übergangen, und er an deren Statt zum König erwählt würde. In dieser Absicht fand er Mittel, sie, an dem zur Wahl ausgesetzten Tage, aus der Stadt zu schaffen, und hielt eine Rede an das Volk, worinnen er vorstellete, wie viele Freundschaft er ihnen immer bewiesen, wenn er sein ganzes Vermögen für dasselbe aufgeopfert, wie er durch einen langen Aufenthalt unter ihnen, eine genaue Erkenntnis ihrer Verfassungen sich erworben hätte, und bot sich also zu seinem Könige an. Da man in keinem Stücke dieser Rede widersprechen konnte, so wurde sein Verlangen bald erfüllt und das römische Volk erwählte ihn einstimmig zu seinem König.

Er verwaltete die Regierung mit vieler Billigkeit, ob er sie gleich durch List sich erworben hatte. Um gleich anfangs seine Freunde zu belohnen, nahm er noch hundert Personen in den Senat auf, welcher

also jetzt überhaupt aus 300 Mitgliedern bestand. Er vermehrte auch die Anzahl der Vestalischen Jungfrauen von vier zu sieben, und legte den ersten Grund zu einem Amphitheater, wo die Kämpfe mit Menschen und Thieren gehalten wurden, die nachher zu so ungeheueren Ausschweifungen Gelegenheit gaben. Diese ersten Spiele bestanden aber nur in Pferderennen und Handgefechten, wozu man Leute aus Etrurien miethete, die sich mit Handschuhen bewaffnet für Geld herumschlugen. Wie sehr verschieden von den Schauspielen spätrer Zeiten, wo man zwey tausend Fechter auf einmal ihren Geist aufgeben, oder todt auf der Schaubühne liegen sah!

Diese innern friedsamen Bemühungen aber wurden bald durch die Einfälle der unruhigen Nachbarn, besonders der Lateiner, unterbrochen. Tarquinius zwang sie um Frieden zu bitten, und hielt einen Triumph über sie. Von ihnen wandte er seine Waffen gegen die Sabiner, die sich noch einmal empört und auf einer Brücke über die Tiber gekommen waren, in der Absicht, das römische Gebiet zu plündern, und wo möglich, die Stadt selbst zu verheeren. Allein Tarquinius fand sich bald in der Nähe ihres Lagers bey dem Zusammenflusse des Anienes und der Tiber ein, und überwand sie durch folgende Kriegslist. An dem Ufer des Flusses befand sich eine große Menge Holz, dieses ließ er anzünden, und den Fluß so hinabschwimmen, daß es die feindliche Brücke in Brand setzte, und ihnen dadurch den Rückzug abschnitt. Er ließ ihnen auch nicht Zeit, sich ihm zu widersetzen, sondern brachte durch einen muthigen Angriff ihre Armee in solche Unordnung, daß die meisten, welche dem Schwerdt entfliehen und durch den Fluß schwimmen wollten, ersoffen. Ihre Leichname und Waffen flossen nach Rom hinab, und überbrachten die

Nachricht von dem erhaltenen Siege früher, als die Boten, die deswegen abgesendet waren, dort ankommen konnten.

Tarquinius wollte ihnen nun auch nicht Zeit lassen, sich von ihrer Niederlage zu erholen, sondern verfolgte sie bis in ihr eignes Land, und zwang sie durch einen neuen Sieg um Frieden zu bitten, welchen sie nur unter der Bedingung erhielten, daß sie einen ansehnlichen Theil ihres Gebiets und die ziemlich große Stadt Collatia, fünf Meilen ostwärts von Rom, an ihn abtreten sollten. Auf diese Eroberungen folgten nun noch verschiedne Vortheile über die Lateiner, über die er zwar keinen entscheidenden Sieg erhielt, ihnen aber doch verschiedne Städte abnahm.

Da Tarquinius also seine Feinde sich unterworfen hatte, so dachte er nun auch darauf, es zu verhindern, daß sein Volk nicht durch Unthätigkeit und Trägheit verderbt würde, und unternahm in der Absicht verschiedne öffentliche Werke, die zum Nutzen und der Verschönerung der Stadt dienen sollten. Er umgab sie mit stärkern und breitern Mauern; er verschönerte das Forum oder den öffentlichen Marktplatz mit bedeckten Gängen; er legte unterirrdische Canäle an, welche das zusammengelaufene Wasser aus der Stadt abführten, deren einige noch zu unsern Zeiten die Bewunderung der Reisenden an sich ziehn. Er verbesserte das Amphitheater, welches sein Vorgänger angefangen hatte, und legte zuerst den Grund zum Kapitol, dessen Vollendung er aber nicht erlebte.

Zu seiner Zeit erlangten auch die Augurn großes Ansehn. Denn Tarquinius fand es seinem Nutzen zuträglich, den Aberglauben des Volks zu befördern, weil er sich dadurch seines Gehorsams mehr versicherte. Seine Gemahlinn Tanaquil wollte selbst vieles

von

von dieser Kunst verstehen; aber der Accius Nävius ist als der größte Augur, der je in Rom gelebt hat, bekannt. Da Tarquinius bey einer gewissen Gelegenheit bemerkte, daß es ihm an Reuterey fehle, so wollte er die drey Centurien von Reutern, welche Romulus zuerst errichtet hatte, mit noch drey neuen vermehren; allein der Augur Nävius widersetzte sich diesem Vorhaben, und erklärte, daß die Götter es durch ihn untersagten, in irgend einer Einrichtung, die von dem Stifter des Reichs herrührte, eine Abänderung zu machen. Der König, (wie die Geschichtschreiber erzählen) fand sich hierdurch sehr beleidigt, und wollte bey dieser Gelegenheit einmal die Kenntniß des widerspenstigen Augurs auf die Probe setzen. Er fragte ihn daher in öffentlicher Versammlung des Volks, ob er sich bey Ausführung eines gewissen Vorhabens, das er im Sinne hätte, einen glücklichen Erfolg versprechen könnte. Nävius stellte seine Augurien an, und versicherte darauf den König sehr zuversichtlich, daß es sehr wohl geschehen könnte. „Schön," rief der König mit spöttischem Lächeln, „mein Vorhaben war, diesen Kieselstein „hier mit diesem Scheermesser durchzuschneiden." „Schneide nur, ohne Bedenken," erwiederte der Augur; und der König schnitt wirklich seinen Kieselstein mitten von einander. Von dieser Zeit an wurde nie in Rom etwas vorgenommen, ehe man den Rath und die Billigung der Augurn eingeholt hatte. Nie wurde eine Versammlung des Volks auseinandergelassen, nie eine Armee angeworben, nie eine Schlacht gewagt oder ein Friede geschlossen, ehe man das Geschrey und den Flug der Vögel befragt, die denn nie wie man voraus setzen kann, einen andern Ausspruch thaten, als die Augurn es haben wollten.

Tarquinius war nicht mit dem bloßen Besitz seines Königreichs zufrieden; er wollte auch alle äussern Zeichen der königlichen Würden damit verbinden. Er nahm also, nach dem Beyspiele der Lydischen Könige, eine goldne Krone, einen elfenbeinernen Thron, einen Scepter, an dessen Spitze ein Adler befestigt war, und ein purpurfarbiges Gewand an. Es war vielleicht der zu auffallende Glanz dieser Zeichen der königlichen Würde, welcher zuerst den Neid der Söhne des vorigen Königs rege machte, da sie nun schon sieben und dreyßig Jahre der Regierung des Tarquinius sich ruhig unterworfen hatten. Und sein Vorhaben, den Servius Tullius, seinen Schwiegersohn, zu seinem Nachfolger zu ernennen, mag vermuthlich ihren Unwillen noch mehr gereizt haben. Was aber auch immer die Ursache seyn mag, daß sie ihre Rache so lange verschoben, so beschlossen sie doch nun den Tarquinius aus dem Wege zu räumen. Nach einigen mißlungenen Anschlägen fielen sie endlich auf diesen, daß sie zween Bösewichter dazu abrichteten, in dem Pallast des Königs einen Zank anzufangen, den zu schlichten sie den König zu sprechen verlangen sollten. Dieses geschah, und Tarquinius wurde also mit Aexten von diesen Nichtswürdigen erschlagen, die sich hierauf davon machen wollten; aber die Lictorn, welche um des Königs Person waren, hielten sie auf und bemächtigten sich ihrer. Sie wurden hierauf mit dem Tode bestraft, aber ihre Anstifter, die Söhne des Ankus retteten sich durch die Flucht.

So also kam Lucius Tarquinius, den man, um ihn von seinem Nachfolger gleiches Namens zu unterscheiden, den Zunamen Priskus gab, im sechs und funfzigsten Jahre seines Lebens, und im acht und dreyßigsten seiner Regierung, ums Leben. Er führ-

führte zuerst gewisser maßen die feinern Künste seines griechischen Vaterlandes bey den Römern ein; und ob sie gleich in diesem Zeitpunkt noch sehr weit davon entfernt waren, ein gesittetes Volk zu seyn, so waren sie doch gewiß weit mehr, als eins von den andern barbarischen Völkern, die sie umgaben.

Siebender Abschnitt.

Von dem Tode des Tarquinius Priskus bis zum Tode des Servius Tullius, des sechsten römischen Königes.

Das Gerücht von der Ermordung des Tarquinius erfüllte alle seine Unterthanen mit Trauern und Unwillen. Sie eilten aus allen Theilen der Stadt zu dem Pallast herbey, sich von der Wahrheit desselben zu versichern, und den Tod ihres Königs an seinen Mördern zu rächen. Dieser Verwirrung bediente sich die Tanaquil, des Königs Wittwe, welche ihre eigne Gefahr wohl einsah, wenn die Mörder den Thron ihres Gemahls besteigen sollten, und die ihrem Schwiegersohne gern die Nachfolge verschaffen wollte. Sie verheelte also sehr geschickt des Königs Tod, und unterdrückte ihren eignen Kummer. Sie versicherte das Volk durch ein Fenster des Pallasts, der König sey nicht getödtet, sondern nur durch den Schlag betäubt worden, wovon er sich aber bald erholen würde, indessen habe er bis dahin seinem Schwiegersohne, dem Servius Tullius, die königliche Gewalt übertragen. Servius kam hierauf, ihrer Abrede gemäß, unter dem Vortritt der Lectorn, und mit allen Zeichen der königlichen Würde bekleidet, aus dem Pallast heraus, und gab einige Befehle, die zur J. d. St. 176.

öffentlichen Sicherheit gereichten; aber immer unter dem Vorwande, daß ihm der König alles aufgetragen habe. Diese Verstellung wurde einige Tage fortgespielt, welche Tarquinius dazu anwandte, die Vornehmen auf seine Seite zu bringen. Darauf wurde des Tarquinius Tod öffentlich bekannt gemacht. Servius setzte sich auf den Thron, bloß mit Bewilligung des Senats, ohne daß er sich bemühte, auch des Volks Stimmen zu gewinnen.

Servius stammte aus der lateinischen Stadt Corniculum her. Als Tarquinius dieselbe belagerte, kam sein Vater ums Leben und seine Mutter wurde gefangen und zur Sclavinn gemacht. In diesem Zustande gebar sie den Servius. Da er noch als Kind in der Wiege lag, soll einmal eine glänzende Flamme um seinen Kopf gespielt haben, die von der Tanaquil für eine Vorbedeutung seiner künftigen Größe erklärt wurde. Diese Begebenheit (so erzählen die Geschichtschreiber weiter,) machte einen so starken Eindruck auf sie, daß sie ihm die beste Erziehung, die in den damaligen Zeiten nur jemand bekommen konnte, gab, ihn zu ihrem Schwiegersohn erhob, und ihm, bey zunehmendem Alter des Königs, oft die Besorgung sowohl der häußlichen als öffentlichen Geschäfte desselben übertrug. Sein Betragen hiebey erwarb ihm die Zuneigung des Volks, und, was er noch weit mehr schätzte, die Achtung des Senats.

Sobald er nur als König anerkannt war, machte er es sich gleich zum angelegentlichsten Geschäft, die Gewalt des Senats zu vergrößern, und die des Volks einzuschränken. Ein Unternehmen, das mit ausnehmenden Schwierigkeiten und Gefahren verbunden war. Um diese zu überwinden, bediente er sich einer List, und unter dem Schein, als ob er den Nutzen des Volks beobachtete, bemühte er sich das

Ansehn

Ansehn desselben zu zerstören. Die öffentlichen Abgaben waren bisher unter die römischen Bürger gleich vertheilt gewesen, und jeder hatte einen gleichen Beytrag zu den Bedürfnissen des Staats geliefert. Servius zeigte, daß dieses eine sehr große Ungerechtigkeit sey, und schlug eine billigere Einrichtung vor, nämlich diese, daß die Abgabe jedes Bürgers seinem Vermögen angemessen seyn sollte. Das Volk, das bis auf den Grund seiner Absichten nicht durchschauen konnte, nahm diesen Vorschlag mit lautem Beyfall an, und gab dem Könige völlige Gewalt, die Abgaben nach seinem Gutdünken einzurichten. Dieser befahl also zuerst eine genaue Zählung aller römischen Bürger, ihrer Kinder und Sklaven, und eine eben so richtige Schätzung ihres ganzen Vermögens und aller ihrer Besitzungen. Es fand sich, daß Rom itzt 80000 Mann, die fähig waren, die Waffen zu tragen, einschloß; ein sehr ansehnlicher Zuwachs seit Romulus Zeiten. Diese theilte er in sechs Klassen. In der ersten Klasse befanden sich alle Mitglieder des Senats, die Patricier, und alle diejenigen, welche über 1100,000 Aß, oder ungefähr 2200 Rthlr., nach unserm Gelde, besaßen, welches zu diesen Zeiten in Rom schon ein ansehnliches Vermögen war. Diese Klasse theilte er wieder in 40 Centurien, deren eine Hälfte aus alten, ehrwürdigen Männern bestand, die allemal zur Vertheidigung der Stadt zu Hause bleiben sollten; in der andern aber waren die jungen und muthigen Leute, die im Felde dienen sollten. Ihre Waffen waren ein Wurfspieß, ein Speer und ein Schwerdt; ihre übrige Rüstung ein Helm, ein Küraß, und Beinstiefeln von Erz. In dieser Klasse befanden sich ferner alle Ritter, die aus achtzehn Centurien bestanden, nebst noch zween andern von Werkmei-

meistern, die der Armee nachfolgen sollten. Die zweyte Klasse, welche in zwey und zwanzig Centurien getheilt war, bestand aus denen, welche ein Vermögen von wenigstens 75000 Aß besaßen. Diese waren eben so, wie die in der ersten Klasse, bewaffnet, außer, daß sie, statt der großen, kleine Schilde führten. Die dritte Klasse bestand aus zwanzig Centurien; das in derselben erforderliche Vermögen war 50000 Aß. Bey der vierten war es 25000; sie bestand gleichfalls aus zwanzig Centurien. Die Glieder der fünften Klasse mußten wenigstens 11000 Aß besitzen, und sie machten im Kriege allemal die Schleuderer und leichten Truppen aus; diese Klasse bestand aus dreyßig Centurien. Die sechste und letzte aber machte nur eine Centurie aus; in dieser befanden sich Alle, von denen man für den Staat keinen andern Nutzen erwartete, als daß sie Kinder zeugten, die einmal nützlich werden könnten. Sie gaben gar keine Abgaben, und waren von Kriegsdiensten frey. Alle diese Klassen bestanden, wie die erste, aus zwoen Abtheilungen. Die erste enthielt die Alten, die nur zur Vertheidigung der Stadt bestimmt waren. Die zweyte diejenigen, die im Felde zu ihrer Vertheidigung fechten sollten. Die ganze Anzahl der römischen Bürger war also in 193 Centurien getheilt, deren jede einen Befehlshaber hatte, der Centurio hieß, und allemal ein Mann von vorzüglicher Tapferkeit und Erfahrung war.

Nun war es die nächste Sorge des Königs, die Abgaben zu bestimmen. Er richtete es so ein, daß nicht jeder einzelne Bürger, sondern eine jede Centurie einen gleichen Beytrag zu den Bedürfnissen des Staats lieferte. Da nun der ärmere Theil des Volks in den Centurien der beiden letztern Klassen sehr zahlreich war, so fiel auf dasselbe verhältnißmäßig nur

nur ein sehr geringer Antheil der Abgaben. Man kann leicht einsehn, daß diese vortheilhafte Einrichtung von dem Volke mit vielem Beyfall aufgenommen wurde; aber es dachte nicht daran, daß es dieselbe auf Kosten seiner ehemaligen Macht erkaufen müßte. Denn es war nicht mehr als billig, daß die Senatoren und Reichen, welche am meisten zu den öffentlichen Bedürfnissen hergäben, auch den meisten Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats hätten. Servius befahl also, daß so, wie die Abgaben centurienweise entrichtet würden, also nun auch bey allen öffentlichen Verhandlungen die Stimmen nach den Centurien gesammelt werden sollten. Ehemals hatte jeder einzelne Bürger seine Stimme für sich gegeben; und so überwog die Menge des Volks allemal die Macht der Vornehmen. Da aber nun, nach den Einrichtungen des Servius der Senat allein aus mehr Centurien bestand, als alle übrige Klassen zusammengenommen; so hatte er dadurch alle Gewalt in Händen. Dem Volke blieb nur noch ein Schatten seines Ansehns übrig, mit dem es eine lange Zeit durch so ziemlich zufrieden zu seyn schien, bis endlich der zunehmende Luxus an der einen Seite Mißbrauch der Gewalt, und an der andern einen Stolz, der sich eine beschwerliche Unterordnung nicht länger gefallen lassen wollte, hervorbrachte.

Um den Anwachs oder die Abnahme seiner Unterthanen von Zeit zu Zeit zu wissen, machte er noch eine andere Einrichtung, welche er Lustrum nannte. Nach derselben mußten allemal im fünften Jahre alle römische Bürger, nach ihren Klassen, in ihrer völligen Rüstung sich auf dem Campus Martius einstellen, und einen genauen Bericht von den Personen ihres Hauswesens und ihrem Vermögen abstatten. Er erlaubte ferner, daß Sklaven von ihren Herren

konnten freygelassen werden, und ließ sie alsdenn unter die untern Klassen der Bürger vertheilen.

So sehr sich also dieser staatskluge König mit der innern Einrichtung des Reichs beschäfftigte, so ließ er doch auch seine auswärtigen Angelegenheiten nicht aus der Acht. Er überwand die Etrusker in verschiedenen Schlachten, und triumphirte dreymal über sie. Mit Recht konnte er also hoffen, seine lange und ruhmvolle Regierung in Ruhe und Frieden zu beschließen. Ja er dachte so gar daran, seine Regierung niederzulegen, dem Staate eine republicanische Form zu geben, und seine übrigen Tage in einem stillen Privatleben hinzubringen. Aber sein Schicksal verstattete ihm nicht, diesen edelmüthigen Entschluß auszuführen.

Gleich im Anfange seiner Regierung hatte Servius, um dieselbe auf alle Weise zu sichern, seine beiden Töchter mit den beiden Enkeln des Tarquinius Priskus vermählt; und da er wußte, daß die Schwestern sowohl als die Brüder ganz verschiedene Charaktere hatten, so schien es ihm am besten zu seyn, daß er die entgegengesetzten Charaktere gegen einander stellte, und die Sanfte und Geduldige mit dem Kühnen und Heftigen, so wie die Stolze und Unverträgsame mit dem Sanften und Gutherzigen verbände. Hierdurch, hoffte er, würden die Fehler an allen Seiten auf das leichteste verbessert, und eine Art von Eintracht in diesen Ehen am sichersten erhalten werden. Aber der Erfolg fiel ganz anders aus. Lucius, sein stolzer Schwiegersohn, wurde der weichen Sanftmuth seiner Gemahlinn bald sehr überdrüßig, und verliebte sich mit vieler Heftigkeit in seine Schwägerinn Tullia, welche seine Leidenschaft mit gleicher Hitze erwiederte. Da sie also beide ihre Wünsche nicht mäßigen konnten, so dachten sie bald darauf, alle

Hinder-

Hindernisse ihrer Vereinigung wegzuschaffen, sie ermordeten also der eine seine Gattinn, die andre ihren Gemahl, und vermählten sich gleich darauf. Ein Verbrechen erzeugt gemeiniglich ein zweytes; von dieser schändlichen That war ihnen also der Uebergang zu einer Verschwörung wider das Leben des Königs nicht schwer. Sie fiengen damit an, daß sie Partheyen gegen ihn anstifteten, indem sie sagten, Servius habe gar kein Recht zum Throne, welcher dem Lucius, als rechtmäßigem Erben des Tarquinius, gehöre. Tullius aber vereitelte dieses Vorhaben durch seine Klugheit und Mäßigung, und wurde mit vieler Ehre sowohl vom Senat als dem Volke in seiner königlichen Würde befestigt. Dieß verursachte bey dem Lucius eine verstellte Reue, wodurch er aber von dem edelmüthigen König leicht eine wahre aufrichtige Verzeihung erhielt. Die Tullia aber fuhr immer fort den Ehrgeiz ihres Gemahls, der schon ohnedem heftig genug war, noch mehr zu reizen, und brachte ihn leicht dahin, daß er die Intriguen im Senat von neuem wieder anfieng. Er suchte die Alten in demselben durch die Erinnerung ihrer Verpflichtungen gegen seine Familie, und die Jungen durch Geschenke und Versprechungen weit größrer Vortheile, wenn er die Krone erlangen sollte, zu gewinnen. Da er sie nun endlich entschlossen genug glaubte, seine Absichten zu bestärken, so gieng er in die Versammlung des Senats, geschmückt mit allen Zeichen der königlichen Würde, setzte sich selbst auf den Thron, und hielt eine Rede von dem unbekannten und geringen Herkommen des Königs, und von seiner unrechtmäßigen Anmaßung dieses Namens. Während dieser Rede kam Servius, doch nur mit geringer Begleitung, herein, und in der ersten Hitze über den Anblick seines treulosen Schwiegersohns, der so frech seinen

Thron

Thron eingenommen hatte, suchte er ihn herunterzuwerfen. Aber Tarquinius, der in der vollen Stärke seiner Jugend war, stieß den schwachen Greis zurück, und warf ihn die Treppe herunter, die vom Rathhause auf den Markt geht. Blutig und übel durch diesen Fall zugerichtet versuchte er itzt nach seinem Pallaste zurückzugehen; da aber seine Kräfte sehr geschwächt waren, so wurde er leicht von den Abgeschickten des Tarquinius eingeholt, die ihn denn ermordeten, und seinen blutigen und verstümmelten Körper, zum öffentlichen Schauspiel, auf die Straße warfen. Tullia brannte indessen vor Verlangen den Ausgang eines Unternehmens zu wissen, bey dem sie so geschäfftig gewesen war. Als sie ihn erfuhr, so kam ihr die Lust an, vor allen andern zuerst ihrem Gemahl zu seiner Regierung Glück zu wünschen, und ihn öffentlich als König zu begrüßen. Sie fuhr deswegen vor das Rathhaus, und beleidigte daselbst durch ihre wilde Freude das Gefühl aller Zuschauer: aber noch mehr beleidigte sie ihr abscheuliches Verfahren bey ihrer Rückkehr nach Hause. Denn als sie an den Ort kam, wo der blutige todte Körper ihres Vaters lag, so wurde ihr Kutscher durch diesen unmenschlichen Anblick erschreckt, und wollte, um nicht über den Körper fahren zu müssen, einen andern Weg nehmen. Aber hiedurch wurde die Wuth dieses Ungeheuers nur noch mehr gereizt; sie warf ihm den Fußschemel nach dem Kopfe, und befahl ihm, ohne Anstand über den Körper ihres Vaters wegzufahren.

So starb Servius Tullius, ein König von ausnehmender Gerechtigkeit und Billigkeit, nach einer vortrefflichen und glücklichen Regierung von vier und vierzig Jahren. Das römische Gebiet wurde unter ihm nur sehr wenig vermehrt; aber er gab der Verfassung des Staats eine innere Festigkeit, die allen flüchti-

flüchtigen Glanz ausgebreiteter Eroberungen weit überwog.

Achter Abschnitt.

Vom Tode des Servius Tullius bis zur Verbannung des Tarquinius Superbus des siebenden und letzten römischen Königs.

Lucius Tarquinius, der hernach den Beynamen Superbus, der Stolze, erhielt, wollte nun auf eben die gewaltthätige Art sich auf seinem Thron befestigen, mit welcher er sich auf denselben geschwungen hatte. Unbekümmert um die Billigung des Senats oder des Volks, schien er die Krone als ein Erbrecht zu fodern, und wollte auch nicht einmal zugeben, das der vorige König begraben werden sollte, weil er mit Unrecht sich der königlichen Würde bemächtigt hätte. Alle gute Menschen in Rom sahen die Art, wie er zum Throne gelangt war, mit Abscheue und Entsetzen an; und besonders vermehrte diese letzte Grausamkeit, von der er gar nicht einmal einen Vortheil haben konnte, ihren Haß. Da er aber dieses wußte, so ließ er alle diejenigen, die ihm als Anhänger des Servius verdächtig waren, ums Leben bringen. Und aus Furcht vor den natürlichen Folgen einer solchen Tyranney, vermehrte er seine Leibwache. J. d. St. 220.

Seine vornehmste Politik scheint diese gewesen zu seyn, daß er immer das Volk entweder mit Kriegen oder mit öffentlichen Werken beschäfftigte, und dadurch die Aufmerksamkeit desselben von seiner unrechtmäßigen Gelangung zum Throne, abzog. In dieser Absicht griff er zuerst die Sabiner an, die ihm nicht

nicht gehorchen wollten, von ihm aber bald überwunden wurden. Hierauf fieng er einen Krieg mit den Volskern an, der einige Zeit fortwährte. Er eroberte in demselben die Stadt Suessa Pometia, die sehr ansehnlich war und 26 Meilen östlich von Rom lag. Die Stadt Gabii machte ihm etwas mehr Mühe; nachdem er mit einigem Verluste sie belagert hatte, mußte er sich der Gewohnheit der Römer zuwider einer Kriegslist bedienen. Diese war folgende: Sein Sohn Sextus stellte sich, als wenn er wegen grausamer Behandlung seines Vaters, zu den Gabiern übergehe, und sich ihrem Schutz anvertraue. Er fand bey ihnen eine sehr bereitwillige Aufnahme, und wußte durch seine listigen und wohl ausgesonnenen Klagen sich bald so sehr das Mitleiden und die Liebe des Volks zu erwerben, daß er zum Gouverneur der Stadt, und bald darauf zum General der Armee erwählt wurde. Er war anfangs in allen Vorfällen mit den Römern glücklich; und da er sich hiedurch das Zutrauen der Gabier vollkommen erwarb, so sandte er endlich einen Menschen, auf den er sich sicher verlassen konnte, an seinen Vater, um von ihm Befehle wegen seines fernern Verhaltens einzuholen. Tarquinius gab diesem Boten keine andre Antwort, als daß er ihn in seinen Garten führte, und die höchsten Mohnköpfe abhieb. Dieß befahl er ihm, seinem Sohn zu erzählen, welcher diese allegorische Antwort sogleich verstand, und Mittel zu finden wußte, die Vornehmsten in der Stadt einen nach dem andern aus dem Wege zu räumen. Ihr Vermögen gab er allemal dem Volke Preiß, und bediente sich also seines Eigennutzes, es ins Verderben zu locken; bis es endlich ganz ohne Rathgeber und Oberhaupt war; und so dem Tarquinius, ohne allen Widerstand, in die Hände fiel. Dieser schloß

hierauf

hierauf ein Bündniß mit den Aequiern, und erneuerte das mit den Etruscern.

Während dieser kriegerischen Beschäftigungen sorgte er auch dafür, daß das Volk in der Stadt die Zeit nicht müßig zubrächte. Er setzte den Bau des Kapitols fort, wozu der Grund unter seinem Großvater dem Tarquinius Priskus gelegt war. Folgender sonderbare Zufall beschleunigte die Ausführung dieses Unternehmens: Eine unbekannte Frau, in einer ganz fremden Kleidung, erschien zu Rom, gieng zum König, und bot ihm neun Bücher zu kaufen an, die sie für ihre eigne Arbeit ausgab. Da Tarquinius aber ihre Geschicklichkeit nicht kannte, und gar nicht argwohnte, daß sie eine von den berühmten Sibyllen sey, deren Weissagungen für untrüglich gehalten wurden, und ihm auch der Preis zu hoch schien, so weigerte er sich diese Bücher zu kaufen. Die Frau gieng hierauf weg, verbrannte drey ihrer Bücher, kam wieder und bot um denselben Preis dem Könige die sechs übrigen an. Da sie aber wieder abgewiesen wurde, so gieng sie auch wieder weg, verbrannte noch einmal drey Bücher, kam darauf zurück, und that für die noch übrigen dieselbe Forderung. Tarquinius erstaunte über die sonderbare Standhaftigkeit dieser Frau, und fragte itzt seine Augurn um Rath was er thun sollte. Diese tadelten ihn sehr, daß er nicht die neun Bücher gekauft hätte, und befahlen ihm nun, die drey übrigen zu kaufen, sie möchten kosten was sie wollten. Die wunderbare Frau, sagen nun die Geschichtschreiber, übergab ihm itzt ihre philosophischen Bücher, rieth ihm sehr sorgfältig auf ihren Inhalt Acht zu haben, und verschwand darauf, ohne sich je wieder sehen zu lassen. Der König bestellte hierauf besondere Personen zur Verwahrung dieser Bücher; anfangs waren ihrer

nur

nur zwo, hernach aber wurden sie bis funfzehn vermehrt, und erhielten den Namen Quindecimviri. Diese sibyllinischen Bücher bekamen bald eine sehr große Achtung; sie wurden in einen steinernen Kasten gelegt, und ein Gewölbe in dem neuangefangnen Kapitol wurde für den schicklichsten Ort gehalten, sie sicher aufzubewahren. Der Bau wurde daher mit vielem Eifer fortgesetzt, und da sonderbare Vorbedeutungen und Wunderzeichen in diesem unwissenden Zeitalter sehr gewöhnlich waren; so wurde auch itzt, bey Grundlegung des Gebäudes, in der Erde der Kopf eines Mannes gefunden, den man Tolus nannte, welcher noch so frisch blutete, als wenn er eben erst wäre abgehauen worden, da er doch schon viele Jahre todt war. Dieß gab Gelegenheit, daß man das Gebäude Kapitolium (Caput toli) nannte. Es war 200 Fuß lang, eben so hoch, und beynahe auch ebrn so breit. Es war vorzüglich dem Jupiter gewidmet, doch befanden sich noch unter demselben Dache noch zween andre Tempel, die der Juno und der Minerva heilig waren. Ein so prächtiges Gebäude war ohne Zweifel ein Zeichen der wachsenden Vollkommenheit der Künste in Rom, sowohl als des frommen Eifers der Römer.

Aber die Zeit nahete nunmehr heran, da das Volk von einem Tyrannen befreyet werden sollte, welcher täglich seiner Grausamkeit neue Opfer brachte. Es hatte nun schon vier Jahre hinter einander mit nichts anders zugebracht, als an dem Bau des Kapitols zu arbeiten, und fieng daher endlich an, sich nach einer neuen Beschäfftigung zu sehnen. Tarquinius erklärte also, um die Wünsche des Volks zu befriedigen, einen Krieg gegen die Rutuler, unter dem nichtsbedeutenden Vorwande, daß sie einige Verbrecher, die er verbannt hatte, bey sich aufgenommen,

nommen, und fiel sogleich ihre Hauptstadt Ardea an, die ungefähr sechszehn Meilen von Rom lag. Während, daß die Armee vor diesem Ort im Lager stand, ereignete sich folgende Begebenheit. Als eines Tages der Sohn des Königs, Sextus, und der Kollatinus, ein edler Römer, nebst noch einigen andern, in einem Zelte saßen und tranken, fiel die Rede unter andern auf die Schönheit und Tugend ihrer Gemahlinnen. Ein jeder pries seine eigne, und Kollatinus erbot sich, um den Streit zu entscheiden, die Sache alsobald auf die Probe ankommen zu lassen, wessen Gemahlinn man gerade um diese Zeit als die größte Schönheit und die fleißigste Hausfrau finden würde. Da die ganze Gesellschaft vom Wein erhitzt war, so fand der Vorschlag allgemeinen Beyfall. Sie setzten sich also augenblicklich zu Pferde, und ritten spornstreichs nach Rom, ungeachtet es schon ziemlich weit in die Nacht war. Hier fanden sie die Lukretia, wie es ihr Gemahl Kollatinus nur wünschen konnte; sie brachte ihre Zeit nicht, gleich den andern damaligen Frauenzimmern, in Müßiggang und Ueppigkeit zu, sondern beschäfftigte sich mit Spinnen mitten zwischen ihren Mägden, denen sie vergnügt ihre Arbeit zutheilte. Ihre sittsame Schönheit und die gefällige Art, mit welcher sie ihren Gemahl und seine Freunde empfieng, nahm sie alle so sehr ein, daß sie ihr einmüthig den Vorzug gaben. Sextus besonders wurde so sehr von ihren Reizen entflammt, daß nichts als der Genuß seine Leidenschaft befriedigen konnte.

In dieser Absicht stattete er einige Tage nachher allein einen Besuch aus dem Lager bey ihr ab, und wurde eben so freundschaftlich aufgenommen, als vorher. Da Lukretia sein Vorhaben gar nicht argwohnte, so speisete sie zu Abend mit ihm, und ließ ihm ein Schlafzimmer in ihrem Hause zurecht machen.

Die Mitternacht hielt dieser Bösewicht für die bequemste Zeit, seine niederträchtigen Absichten sicher auszuführen. Er fand Mittel, in ihr Schlafzimmer zu kommen, nahte sich darauf mit bloßem Degen ihrem Bette, legte schamlos seine Hand auf ihren Busen, und drohte, sie augenblicklich zu ermorden, wenn sie es wagte, seiner Leidenschaft zu widerstehen. Lukretia, ungeachtet sie aus dem Schlaf aufgeschreckt war, und den Tod so nahe vor Augen sah, war doch unerbittlich, bis er ihr endlich sagte, wenn sie nicht nachgäbe, so wollte er sie erst umbringen, dann einen seiner Sklaven auch todt zu ihr ins Bette legen, und hernach aussagen, daß er sie beide im Ehebruch überfallen und getödtet hätte. Was dem Schrecken des Todes nicht möglich gewesen war, vermochte die Furcht vor der Schande; sie willigte in sein Verlangen, und Sextus kehrte den Morgen darauf, frohlockend über seinen viehischen Sieg, ins Lager zurück. Lukretia, die nunmehr das Leben verabscheute, und des Verbrechens eines andern sich selbst nicht verzeihen konnte, sandte alsobald zu ihrem Gemahl Kollatinus und ihrem Vater Spurius, daß sie zu ihr kommen möchten, weil eine unauslöschliche Schande die Familie betroffen hätte. Sie kamen alsobald, und brachten den Valerius, einen Verwandten ihres Vaters, nebst dem Junius Brutus mit; der letztere, dessen Vater der Tarquinius hatte hinrichten lassen, wurde für einen blödsinnigen Menschen gehalten, und war dem Boten von ungefähr begegnet. Ihre Ankunft vermehrte nur den quälenden Schmerz der Lukretia; sie fanden sie in der hartnäckigsten Verzweiflung, und bemühten sich vergebens ihren trostlosen Zustand zu lindern. „Nein, sagte sie, nie „werde ich etwas finden, das mir dieses Leben erträg„lich machen könnte, da ich meine Ehre verloren „habe.

„habe. Du siehest, mein Kollatin, eine befleckte, „geschändete Elende vor dir, eine Person, deren „Leib einem Bösewicht zum Raube gedient, de„ren Liebe aber nie einem andern angehört hat. „Sextus hat mir unter der verstellten Larve der „Freundschaft in dieser Nacht gewaltsamer Weise „einen Schatz entwandt, dessen Verlust der Tod „allein mir ersetzen kann. Aber wenn ihr Männer „seyd, so vergesset nicht, meine Schmach zu rächen, „und lasset die Nachwelt wissen, daß der, welche „ihre Tugend verloren hat, kein besserer Trost übrig „bleibt, als der Tod.“ Mit diesen Worten zog sie einen Dolch unter ihren Kleidern hervor, stieß sich denselben in die Brust, und verschied ohne einen Seufzer. Die ganze Gesellschaft blieb eine Zeitlang vor Schmerz, Mitleiden und Unwillen wie erstarret; Spurius und Kollatinus machten endlich ihrem Schmerz durch Thränen Luft; aber Brutus zog den rauchenden Dolch aus der Wunde, hob ihn gen Himmel, und rief aus: „Seyd Zeugen, ihr Götter! „daß ich von diesem Augenblick an die Rache der „Lukretia übernehme: von diesem Augenblick an er„kläre ich mich für den Feind des Tarquinius und „seines wollüstigen Hauses: hinführo soll mein gan„zes Leben, so lange es währet, der Widersetzung „gegen die Tyranney und der Glückseligkeit und Frey„heit meines geliebten Vaterlandes gewiedmet seyn.“ Ein neues Erstaunen bemächtigte sich der Anwesenden, als sie denjenigen, den sie bisher für einen Dummkopf gehalten hatten, in seinem wahren Charakter, als den Freund der Gerechtigkeit und seines Vaterlandes, erscheinen sahen. Er sagte ihnen, Thränen und Klagen geziemten sich nicht für Männer, da die Rache sie so laut zu Thaten aufriefe; hierauf übergab er auch den Uebrigen den Dolch, und

ließ sie den nehmlichen Eid, den er eben selbst geschworen hatte, ablegen.

Junius Brutus war der Sohn des Markus Junius, eines edlen Römers, welcher die Tochter des Tarquinius Priskus zur Gemahlinn gehabt hatte, und deswegen aus Argwohn von dem Tarquinius Superbus hingerichtet war. Dieser Junius Brutus hatte eine vortreffliche Erziehung von seinem Vater bekommen, und hatte von Natur eine starke Seele nebst einem unbiegsamen Eifer für die Tugend. Da er aber sah, daß Tarquinius seinen Vater und seinen Bruder heimlich aus dem Wege geräumt hatte, so nahm er verstellter Weise die größte Dummheit an, um derselben Gefahr zu entgehen, und erhielt deswegen den Zunamen Brutus. Tarquinius, der seine Dummheit für wahr annahm, verachtete ihn; und unterhielt ihn, nachdem er ihn seines Vermögens beraubt hatte, als einen Narren in seinem Hause, bloß in der Absicht, seinen Kindern Kurzweil zu machen. Einst, als eine große Gefahr dem Staat drohete, wurde Brutus mit den beiden Söhnen des Tarquinius abgeschickt, um das Orakel zu befragen, was man für Mittel anwenden müsse, um das Unglück abzuwenden. Die Söhne belustigten sich an seiner Gesellschaft, und lachten, als sie sahen, daß er dem Tempel des Apollo mit seinem Stock ein Geschenk machte; welches aber mehr werth war, als die ihrigen, weil der Stock ausgehöhlt und mit Golde angefüllt war. Nachdem sie die Befehle ihres Vaters ausgerichtet hatten, so befragten sie das Orakel, wer von ihnen römischer König werden würde; worauf sie die Antwort erhielten: derjenige, welcher zuerst seine Mutter küssen würde. Sie beschlossen daher, beide zu gleicher Zeit ihre Mutter zu küssen, und also zusammen zu regieren. Brutus aber, welcher besser

in

in den wahren Sinn des Orakels eindrang, stellte sich, sobald sie wieder in Italien ankamen, als wenn er von ungefähr auf die Erde fiele, und zu gleicher Zeit küßte und begrüßte er sie, weil er sie als die gemeinschaftliche Mutter aller Dinge betrachtete. Von dieser Zeit an machte er sich Hoffnung, der Befreyer seines Vaterlandes zu werden, und den Tyrannen Tarquinius mit seiner ganzen Familie von Rom zu verjagen.

Jetzt bot sich dem Brutus die schönste Gelegenheit dar, sein Vaterland von einem Tyrannen zu befreyen, der es lange ungestraft gedrückt hatte. Er ließ daher alsobald die Thore verschließen, so lange, bis man das Volk zusammen berufen, und einen öffentlichen Schluß desselben, wodurch es den Tarquinius verbannte, von ihm erhalten hätte. In dieser Absicht ließ er den Leichnam der Lukretia heraustragen, und auf dem öffentlichen Marktplatze jedermann zur Schau ausstellen. Die Bürger, welche von allen Seiten herzuliefen, um ihn zu sehen, wurden durch einen so traurigen Anblick erst mit Mitleiden, bald aber mit Wuth und einer ungezähmten Raserey erfüllet. Dieß waren die Gesinnungen, wonach er sich so ofte vergebens gesehnt hatte. Er entflammte also jetzt ihre Hitze noch stärker durch eine umständliche Vorstellung dieser schrecklichen That, noch mehr aber durch die herrliche Hoffnung der künftigen Freyheit, und erhielt dadurch die Verordnung des Senats, daß Tarquinius und seine Familie auf ewig aus Rom verbannet seyn, und daß niemand, bey Lebensstrafe, es sich unterstehen sollte, durch Fürsprache oder auf eine andere Weise seine Rückkehr zu bewerkstelligen. Tarquinius, welcher unterdessen von diesen Bewegungen gehört hatte, eilte in größter Geschwindigkeit nach Rom, in der Hoffnung, den Aufrührern Einhalt zu thun, und sie

zu bestrafen. Da er aber die Thore verschlossen und die Mauern mit bewaffneten Leuten besetzt fand, so wollte er voller Unwillen ins Lager zurückkehren: allein Brutus war ihm hier auch schon zuvorgekommen: er hatte nämlich auf einem andern Wege sehr bald das Lager erreicht, und der Armee bekannt gemacht, was in der Stadt vorgegangen sey, wie man die Lukretia gemißhandelt, wie sie sich ermordet, und wie der Senat und das Volk es übernommen habe, sie zu rächen. Eben die Empfindungen der Menschlichkeit, welche die Bürger angetrieben hatten, rührten auch die Armee. Alle beschlossen einmüthig, mit ihren Freunden zu Hause gemeine Sache zu machen, und als Tarquin zurückkam, weigerten sie sich ihn einzulassen. Er sah sich also auf einmal seines Königreichs beraubt, und begab sich mit seiner Familie nach Cira, einer kleinen Stadt in Etrurien. Unterdessen machte die römische Armee einen Waffenstillstand mit dem Feinde, und Brutus ward als Befreyer des Volks ausgerufen.

So endigte sich mit dem Tarquin, welcher fünf und zwanzig Jahre regiert hatte, die königliche Würde in Rom, nachdem sie zwey hundert fünf und vierzig Jahre gedauert, und immer, wiewohl unvermerkt, an Macht zugenommen hatte. Obgleich um die Zeit, da Tarquinius vertrieben wurde, das Gebiet der Römer nicht über zehn Meilen lang und achte breit war, so besaß doch ihre Staatsverfassung diejenigen Künste, welche man gemeiniglich bey Körpern, die langsam wachsen, antrifft; wie sie denn niemals ein größeres Gebiet besaßen, als sie im Stande waren, im Gehorsam zu erhalten. Wenige Perioden in der Geschichte können eine Folge von Königen aufweisen, die mehr Tugend und Mäßigung besessen hätten, als diejenigen, welche zuerst in Rom regierten;

ten; ihre weisen Anordnungen scheinen dem Volke alle die Tapferkeit, die Frömmigkeit und den Patriotismus, welche nachher zur Bezwingung der ganzen Welt so wirksam waren, gegeben zu haben. Ihre Unterthanen mochten freylich wohl die bäurischen Sitten und die rohe Härte, welche der allgemeine Charakter der damaligen Zeiten waren, in vollem Maße besitzen; aber den Monarchen allein muß man es doch zuschreiben, daß ihre Siege für ihre Feinde selbst wohlthätig waren; die Tugend des Anführers allein war im Stande, diejenigen zu beschützen, welche die Tapferkeit der Soldaten bezwungen hatte. Die griechischen Gesetzgeber ahmten den Aegyptiern nach, aber die Römer befanden sich mitten unter Nationen, die noch weit barbarischer waren, als sie selbst, und alle Weisheit ihrer Monarchen war größtentheils ihr eignes Werk. Indessen sehen wir bisher nur noch das Genie der Nation, wie es schwache Bemühungen anwendet, sich von seiner natürlichen Wildheit loszuarbeiten, aber theils durch einheimische Gewohnheiten, theils durch auswärtige barbarische Beyspiele verhindert wird; und doch, bey besondern Gelegenheiten, einen vorzüglichen Adel des Geistes äußert; immer nach einem Ideal von Tugend trachtet; und selbst in seiner Kindheit Ehrfurcht einpräget.

Neunter Abschnitt.

Von der Verbannung des Tarquinius bis zur Anordnung des ersten Diktators.

J.d.St. 245. Da also die königliche Gewalt übern Haufen geworfen war, so wurde eine, dem Namen nach, republikanische Regierungsform an ihrer Statt eingeführt. Der Senat behielt indessen bey weitem den größten Theil der Regierung für sich, und schmückte sich mit dem Raube der gestürzeten Monarchie aus. Die Centurien des Volks erwählten aus den Senatoren, statt eines Königs, zween jährliche Magistratspersonen, welche sie Konsuln nannten; ihre Macht war der königlichen gleich, sie genossen derselben Vorzüge, und hatten die nämlichen Ehrenzeichen. Obgleich die Freyheit des Volks durch diese neue Einrichtung nur wenig gewann, so hatte Rom doch ihr nachmals größtentheils seine bewundernswürdige Größe zu verdanken. In dem Leben eines Königs giebt es oft einen Zeitraum von Trägheit und Leidenschaften, die ihn von der Sorge für das gemeine Beste abziehen; aber in einem Staat, welcher durch jährliche Obrigkeiten regiert wird, hat keiner Zeit zu verlieren; und wenn er seine Ehrbegierde befriedigen will, so muß er innerhalb des Jahres alle seine Kräfte anstrengen. Daher kam es, daß diese Obrigkeiten immer zu irgend einem neuen Kriege riethen, und täglich neue Feinde aufsuchten. Das Volk, welches also in beständiger Bewegung erhalten ward, erwarb sich eine vollkommnere Kenntniß aller Künste des Krieges, und wurde geschickter gemacht, von den verschiednen Nationen, mit welchen es zu thun bekam, Verbesserungen anzunehmen.

Brutus,

Brutus, der Befreyer seines Vaterlandes, und Kollatinus, der Gemahl der Lukretia, waren die ersten Konsuln, welche die Römer erwählten. Sie erneuerten alsobald die Gesetze wegen der Versammlung des Volks, die unter der Regierung des letzten Tyrannen nicht beobachtet waren. Um aber zu verhindern, daß seine neuerworbene Freyheit nicht in Ungebundenheit ausarten möchte, so wurden verschiedne neue Priester bestellt, und neue Opfer angeordnet.

Diese neue Staatsverfassung aber, welche dem Volke so angenehm zu seyn schien, wäre beynahe in ihrem ersten Anfange wieder übern Haufen geworfen worden. Mitten in Rom ward eine Parthey zum Besten des Tarquinius angezettelt. Einige junge Leute aus den vornehmsten Familien im Staat, die an dem Hofe des Königs erzogen waren, und an allen Ausschweifungen und Vergnügungen desselben Theil genommen hatten, unternahmen es, die Monarchie wieder herzustellen. Die finstere Strenge einer republikanischen Regierungsform, in welcher die Gesetze, unbiegsam und hart, keinen Unterschied des Standes und Reichthums machten, war nicht nach ihrem Sinne. Diese Parthey wuchs unbemerkt von Tage zu Tage stärker an, und, was uns in Erstaunen setzen kann, die Söhne des Brutus selbst, und die Aquilier, des Kollatinus Neffen, gehörten mit dazu. Tarquinius, welcher von diesen Intriguen zu seinem Vortheil Nachricht bekam, war entschlossen, sie durch alle mögliche Künste zu befördern, und schickte daher Gesandten aus Etrurien nach Rom ab, unter dem Vorwande, sein Recht auf die Krone zu behaupten, und die Güter, welche er zurückgelassen hatte, wieder zu fodern; in der That aber in der Absicht, seine Parthey aufzumuntern, und so viele, als nur möglich wäre, hinein zu ziehen. Alles

gieng anfangs nach Wunsch von statten; sie hielten ihre geheimen Zusammenkünfte in dem Hause eines Mitverschwornen, und die Wiedereinsetzung des Königs sowohl, als der Tod der Konsuln war schon beschlossen, als die ganze Verschwörung entdeckt wurde. Ein Sklave, welcher sich von ungefähr in dem Hause, wo die Verschwornen gewöhnlich zusammen kamen, versteckt hatte, hörte ihre Unterredung an, und offenbarte ihr Vorhaben den Konsuln, welche alsobald die Verschwornen, worunter die Söhne des Brutus sich befanden, in Verhaft nehmen, und vor sich bringen ließen. Es läßt sich nicht leicht eine Situation denken, die so schrecklich und rührend wäre, als ein Vater, der als Richter über das Leben und den Tod seiner eignen Kinder das Urtheil sprechen soll; indem er zu gleicher Zeit von der Gerechtigkeit getrieben wird, sie zu verdammen, und von der Natur, ihnen zu verzeihen. Die jungen Leute wandten gegen die Anklage nichts ein; sondern erwarteten, ihrer Schuld sich bewußt, den Ausspruch des Richters stillschweigend und voller Angst. Die andern Richter, welche gegenwärtig waren, fühlten alle die schmerzhaften Regungen der Natur; Kollatinus weinte, und Valerius konnte seine mitleidigen Empfindungen nicht unterdrücken. Brutus allein schien alle sanften Gefühle der Menschlichkeit verloren zu haben, und fragte mit einem finstern Blicke und einem Tone, der seinen fürchterlichen Entschluß ankündigte, seine Söhne, ob sie etwas zur Vertheidigung gegen die Verbrechen, die man ihnen Schuld gäbe, sagen könnten. Diese Frage that er dreymal hinter einander; da er aber keine Antwort erhielt, so wandte er sich endlich gegen den Liktor, welcher das Scharfrichteramt verrichtete, und sagte: „Nun ist es deine Sache, das Uebrige zu thun.“ Nachdem er dieses gesagt hatte, setzte er sich

sich wieder an seinen Platz mit der entschlossenen Miene einer großen Seele; und weder alle Empfindungen des väterlichen Mitleidens, noch alle um Gnade flehenden Blicke des Volks, noch die Klagen der Jünglinge, die sich zum Tode anschickten, vermochten seinen festen Entschluß zu ändern. Die Liktorn zogen sie darauf nackend aus, stäupeten und enthaupteten sie. Brutus betrachtete während dessen beständig dieses gausame Schauspiel mit unverwandtem Blicke und unveränderter Gebehrde, indeß die ganze Menge es mit allen Empfindungen des Mitleids, des Schreckens und der Bewunderung anstaunte.

Diese Standhaftigkeit des Brutus während der Hinrichtung seiner beiden Söhne, trug vieles dazu bey, sein Ansehn in Rom zu vermehren; aber die Gelindigkeit seines Amtsgehülfen, des Kollatinus, sah man mit ganz andern Augen an. Seine Bemühung, den Aquiliern, seinen Neffen, das Leben zu retten, machte ihn seinen Mitbürgern verdächtig; er wurde daher des Konsulats entsetzt, und aus Rom verbannet; und Valerius, welcher nachmals wegen seiner Liebe für das Volk den Zunamen Poplikola bekam, ward an seiner Statt zum Konsul erwählt.

Da also Tarquinius alle Hoffnung, in der Stadt einen Aufstand zu seinem Vortheile zu erregen, verloren hatte, so entschloß er sich jetzt, sich mit Hülfe fremder Völker mit Gewalt wieder auf seinen ehemaligen Thron zu schwingen. Er brachte es auch bey den Vejentern dahin, daß sie ihm beystanden, und rückte mit einer ansehnlichen Armee gegen Rom an.

Die Konsuln säumten nicht, alsobald Zurüstungen zu machen, um sich zu widersetzen. Valerius und Brutus marschierten ihm entgegen, um ihn an der römischen Gränze zu empfangen; jener kommandirte das Fußvolk, und dieser die Reuterey. Als J.d.St. 246.

die

die Armeen gegen einander stunden, und Aruns, des Tarquinius Sohn, welcher die Reuterey für seinen Vater kommandirte, den Brutus in einiger Entfernung erblickte, entschloß er sich, durch einen kühnen Versuch das Schicksal des Treffens, ehe noch die beiden Armeen an einander gekommen wären, zu entscheiden. Er spornte daher sein Pferd an, und rannte mit unbändiger Wuth auf ihn los. Brutus, welcher seine Annäherung gewahr wurde, ritt aus den Gliedern hervor, um ihn zu empfangen, und beide stießen mit solcher Wuth auf einander, daß sie, auf nichts anders erpicht, als sich anzufallen, und unbekümmert sich zu vertheidigen, beide todt auf dem Schlachtfelde niederstürzten. Hierauf erfolgte ein blutiges Treffen, in welchem von beiden Seiten gleich viele auf dem Platze blieben; weil aber die Römer das Schlachtfeld behaupteten, so eigneten sie sich den Sieg zu; und Valerius kehrte daher im Triumph nach Rom zurück.

Da also Brutus noch vor Verlauf seines Jahrs ums Leben gekommen war, so setzte Valerius eine Zeitlang ohne Gehülfen sein Amt fort, wodurch er aber die Eifersucht des Volks erregte, welches befürchtete, daß er darauf umgienge, sich auf den Thron zu setzen. Ein etwas prächtiger Pallast, den er auf einer Anhöhe erbaut hatte, vermehrte noch diesen Verdacht; und das Gerücht gieng, er habe die Absicht, eine Citadelle daraus zu machen, um die Stadt in Furcht zu erhalten. Valerius aber räumte diese Besorgnisse bald aus dem Wege, indem er seinen Pallast niederreissen ließ; und um völlig die Redlichkeit seiner Absichten zu zeigen, machte er verschiedne Gesetze, welche die Macht des Volks weiter ausdehnten. Durch das eine gestattete er den Bürgern von den Konsuln an das Volk zu appelliren;

durch

durch ein anderes setzte er die Todesstrafe darauf, wenn jemand ein obrigkeitliches Amt ohne die Einwilligung des Volks annähme; ein drittes ertheilte einem jeden die Erlaubniß, denjenigen unverhörter Sache zu verdammen, welcher nach der höchsten Gewalt strebte, im Fall er dieses Verbrechen beweisen könnte. Er ordnete auch Quästorn, oder Schatzmeister, an, welche das Geld des Staats verwalten, und für die Aufnahme der Gesandten sorgen sollten. Um sich noch mehr bey dem Volke beliebt zu machen, verordnete er, daß die Beile von den Steckenbündeln, welche die Liktorn trugen, abgesondert werden sollten, wodurch er anzeigen wollte, daß die Macht, am Leben zu strafen, ferner nicht mehr in den Händen der Konsuln, sondern des Volks sey. Nachdem er auf diese Weise alle Zweifel aus dem Wege geräumt hatte, so erwählte er den Lukretius, den Vater der Lukretia, zu seinem Amtsgehülfen. Dieser starb aber bald darauf, und hatte den Horatius zum Nachfolger; und als die Zeit der jährlichen Wahl bald nachher einfiel, so wurde Valerius zum zweytenmal, und mit ihm Lukretius erwählt, welcher das Volk zählte, dessen Anzahl sich, außer Wittwen und Waisen, auf hundert und dreyßig tausend Personen belief.

Unterdessen schloß Tarquin, dem sein Unglück noch im geringsten nicht den Muth genommen hatte, immer neue Bündnisse, die ihm wieder zum Besitz seiner Krone verhelfen sollten. Er brachte auch den Porsena, einen von den etruriſchen Königen, dahin, daß er sich seiner annahm, und in Person gegen die Römer zu Felde zog. Dieser König, der sich sowohl durch seine Tapferkeit, als kluges Kommando, hervorthat, marschirte mit einer zahlreichen Armee gerades Weges auf Rom los, und belagerte die Stadt. Der Schrecken seines Namens und seiner Waffen, setzte das

ganze

ganze Volk in die äußerste Furcht. Der Senat that in dieser Noth alles, was die Klugheit ihn nur rathen konnte, um die Furcht des Volks zu stillen und seinen Bedürfnissen abzuhelfen. Er machte die Verordnung, daß das gemeine Volk, so lange der Krieg dauerte, keine Abgaben bezahlen sollte; wobey er zum Grunde anführte, daß es genug thäte, indem es Kinder zur Vertheidigung des Vaterlandes erzöge. Ja, was noch mehr ist, er kaufte in verschiedenen Gegenden von Kampanien Korn auf, welches er nach Rom bringen, und es um einen geringen Preis unter das Volk austheilen ließ. Diese Gefälligkeiten verbanden die verschiednen Stände des Staats so genau mit einander, daß jeder Bürger entschlossen zu seyn schien, sein Vaterland bis aufs äußerste zu vertheidigen, und entweder Rom zu retten, oder in seinen Trümmern das Leben zu lassen. Die Belagerung ward indessen mit vieler Lebhaftigkeit fortgesetzt: die Stadt hatte einen sehr hitzigen Angriff auszustehen. Beide Konsuln thaten vergebens Widerstand, und wurden verwundet vom Felde getragen; unterdeß die Römer in großer Unordnung die Flucht ergriffen, und von dem Feinde bis an die Brücke verfolgt wurden, über welche die Sieger im Begriff waren, in der Verwirrung zugleich mit den Ueberwundenen in die Stadt zu dringen. Alles schien jetzt verloren und umsonst zu seyn, als Horatius Kokles, welcher als eine Wache bey die Brücke gestellt war, sich dem Strom des Feindes widersetzte, und bloß von zweenen andern unterstützt eine Zeitlang den ganzen Angriff aushielt, bis die Brücke hinter ihm abgebrochen war. Da also dem Feinde der Weg abgeschnitten war, so stürzte er sich mit seinen Waffen in die Tiber, und schwamm siegreich zu seinen Kameraden hinüber, die ihn mit verdienten Zujauchzungen empfiengen.

Dem

Dem ungeachtet blieb Porsena noch immer entschlossen, die Stadt einzunehmen; und obgleich fünfhundert von seinen Leuten bey einem Ausfalle der Römer ums Leben kamen, so trieb er sie doch immer mehr in die Enge, indem er die Belagerung in eine Blockade verwandelte, um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Die Noth der Belagerten wurde bald so groß, daß sie nicht länger im Stande waren, sie auszuhalten, und alles schien eine baldige Uebergabe zu drohen, als eine andere That von übermenschlicher Tapferkeit, die noch größer war, als die vorige, welche die Stadt gerettet hatte, ihr die Sicherheit und Freyheit wieder gab.

Mutius, ein junger Mann von unerschrocknem Muth, entschloß sich, sein Vaterland von einem Feinde zu befreyen, der ihm so gefährlich zusetzte. In dieser Absicht verkleidete er sich als ein Etrurischer Bauer, und gieng so in das Lager der Feinde mit dem festen Entschluß, entweder zu sterben, oder den König ums Leben zu bringen. Mit diesem Vorhaben begab er sich an den Ort, wo Porsena damals seinen Truppen den Sold auszahlte. Er hatte einen Sekretär bey sich; diesen hielt Mutius für den König, und durchstieß ihm das Herz. Er wurde alsobald ergriffen, und wieder vor den König gebracht. Da Porsena ihn fragte, wer er sey, und was ihn zu einer so abscheulichen That bewogen habe, so entdeckte er ihm, ohne die geringste Zurückhaltung, sowohl sein Vaterland, als seine Absicht; zu gleicher Zeit hielt er seine rechte Hand in ein Feuer, welches auf einem Altar vor ihm brannte, und sagte: „Du siehest, wie wenig ich die strengste Stra„fe, die deine Grausamkeit mir anthun kann, achte. „Ein Römer weiß nicht allein, wie er handeln, son„dern auch, wie er leiden soll: ich bin nicht der ein„zige,

„zige, vor dem du dich zu fürchten hast; drey hun„dert römische Jünglinge, die mir gleichen, haben „sich zu deinem Untergange verschworen; ich rathe „dir also, dich auf ihren Angriff gefaßt zu machen.“ Porsena, den eine solche Unerschrockenheit in Erstaunen setzte, dachte viel zu edel, als daß er nicht hätte das Verdienst selbst an einem Feinde erkennen sollen; er ließ ihn daher sicher nach Rom zurück bringen, und that den Belagerten Friedensvorschläge. Diese wurden sehr bereitwillig von ihnen angenommen, da sie weder hart, noch schimpflich waren, ausser daß Porsena zwanzig Geißeln, nämlich zehn Jünglinge, und eben so viel Jungfrauen aus den besten Familien in Rom, verlangte. Aber selbst bey dieser Gelegenheit schien es, als wenn auch das schöne Geschlecht an der verzweifelten Tapferkeit dieser Zeiten Theil nehmen wollte. Klölia, eine von den Geißeln, entwischte ihrer Wache, schwamm, um gleichsam ihren andern weiblichen Begleiterinnen den Weg zu weisen, über die Tiber, und zeigte sich darauf dem Konsul. Dieser aber befürchtete, daß es schlimme Folgen haben könnte, wenn er sie zurückbehielte, und schickte sie deswegen zurück; worauf Porsena, um sich nicht an Edelmuth übertreffen zu lassen, ihr nicht allein die Freyheit schenkte, sondern ihr auch erlaubte, diejenigen von den Geißeln des andern Geschlechts auszusuchen, die sie am geschicktesten hielte, sie zu begleiten. Sie erwählte darauf mit aller Sittsamkeit einer römischen Jungfrau bloß solche, die unter 14 Jahren waren, und, wie sie sagte, deßwegen, weil diese am wenigsten im Stande wären, die Beschwerlichkeiten der Sklaverey zu ertragen.

In den fünf folgenden Jahren trug sich wenig Merkwürdiges zu, wenn wir zwey oder drey Siege aus-

ausnehmen, welche die Römer über die Sabiner erfochten, und sie dadurch zwangen, sich einen Frieden zu erkaufen. Die Konsuln hielten über dieselben zween Triumphe und die erste Oration, die man in Rom gesehen hatte. Diese war darinne von einem Triumph unterschieden, daß bey einer Oration der General zu Fuße, und nicht, wie in dem andern Falle, auf einem Wagen seinen Einzug in die Stadt hielt; daß ihm bloß die Ritter und Patricier, und nicht die Senatoren in ihren feyerlichen Kleidern entgegen giengen; daß sein Anzug weniger prächtig war, und sein Kranz nicht aus Lorbeeren, sondern nur aus Myrthen bestand. Posthumius, welcher die Sabiner überwand, war der erste, welchem diese geringere Art von Triumph zuerkannt wurde, weil er seinen Sieg durch eine vorhergehende Niederlage erkauft hatte. Einiger andern Siege, welche hierauf erfolgten, wollen wir nicht erwähnen: solche kleine Vortheile, ob sie gleich dazu beytrugen, die Herrschaft der Römer weiter auszudehnen, würden doch jetzt weder unterhaltend noch lehrreich für uns seyn.

Tarquinius war indessen noch immer nicht bezwungen, und unerschüttert in seinem Vorsatze, so oft auch schon seine Hoffnungen vereitelt waren. Durch Hülfe seines Schwiegersohns, des Manilius, stiftete er die Lateiner an, seine Parthey zu nehmen, und bediente sich der schicklichsten Gelegenheit, da eben die Plebejer und der Senat uneins waren, die Römer anzugreifen. Nachdem er vier und zwanzig Städte in seinem auswärtigen Bündnisse vereinigt hatte, so fand er durch große Bestechungen Mittel, eine sehr mächtige Parthey unter den ärmern Bürgern zu gewinnen, und mit der neuen Staatsverfassung unzufrieden zu machen. Diese hatten auch in der That viele erhebliche Ursachen, welche ihr Mißvergnügen

und Unzufriedenheit erregen mußten, welche sie auch bald nachher ausbrechen ließen.

J d. St. 255. Die Römer hatten unter ihren Königen nur zweyerley Arten ihre Nahrung zu erwerben, den Ackerbau und die Plünderung; sie lebten entweder von der Bearbeitung ihrer eignen Felder oder von der Einerndtung des Getreides, welches ihre Feinde ausgesäet hatten. Allein bald nach der Abschaffung der königlichen Würde, eigneten sich die Senatoren und die Patricier, welche in der That die Herren des Landes waren, den größten Theil der Ländereyen, welche mit Recht den Eroberern angehörten, zu, und dehnten unvermerkt ihre Besitzungen auf Kosten des gemeinen Wesens immer weiter aus. Vergebens focht der Soldat, um die Gränzen des römischen Gebiets zu erweitern; die Großen kamen dazu und theilten die Früchte seiner Arbeit mit ihm, ob sie gleich an der Gefahr keinen Antheil genommen hatten. Der Soldat sah sich also durch seine Armuth genöthigt, Geld auf Zinsen zu borgen, und da diese übermäßig groß waren, so diente es bloß dazu, sein Elend zu vermehren. Die römischen Gesetze erlaubten auch dem Gläubiger, sich der Person des Schuldners, welcher nicht bezahlen konnte, zu bemächtigen, und ihn so lange als einen Sklaven zu gebrauchen, bis die Schuld abbezahlt war. Ein so vielfaches Elend brachte die Armen bald zum Murren, und da ihre Bitten nichts halfen, so fiengen sie an zu drohen. Die Bemühungen des Tarquinius, seine Krone wieder zu bekommen, schienen ihnen eine vortheilhafte Gelegenheit darzubieten, diejenigen Rechte wieder zu erhalten, deren man sie unvermerkt beraubt hatte. Als die Konsuln daher Leute anwerben wollten, um sich ihm zu widersetzen, so weigerten sich, zu ihrem großen Erstaunen, alle Armen, und alle die mit Schulden beladen waren,

waren, sich anwerben zu lassen, indem sie sagten, diejenigen, welche die Vortheile des Friedens genössen, könnten sich auch die Beschwerlichkeiten des Krieges gefallen lassen; aber was sie beträfe, so wären sie es müde, ihr Leben für Nichts preis zu geben; oder, was noch schlimmer wäre, für Herren, die ihre Arbeiten für nichts schätzten, und auf Kosten ihres Glücks ein üppiges Leben führten. Sie erkennten, sagten sie, keine Stadt und kein Vaterland für das ihrige, welches ihnen keinen Schutz gewährte; und wenn sie Rom verließen, so würden sie bloß ihr Elend, ihre Unterdrücker und ihre Schulden verlassen. Sie bestanden also darauf, daß ihre Schulden durch ein Dekret des Senats gänzlich getilgt werden sollten, als die einzige Bedingung, auf welche sie zu Felde gehen würden. Anfangs bemühte sich der Senat, das Volk durch freundliches Zureden zu besänftigen; da er aber hierdurch nichts ausrichtete, so fieng er an, eine so wichtige Sache in ernstliche Ueberlegung zu ziehen. Einige meynten, daß man alle Schulden gänzlich erlassen müsse, als das beste und sicherste Mittel bey solchen Umständen. Andere stellten die gefährlichen Folgen einer solchen Herablassung vor, und gaben daher den Rath, man sollte bloß diejenigen anwerben, die es für gut fänden, ihre Namen herzugeben, und den Uebrigen sollte man mit Verachtung begegnen. Endlich faßten sie den Entschluß, die drohende Gefahr durch Aufschub abzuwenden, und einen Befehl ergehen zu lassen, daß kein Schuldner, so lange der Krieg dauerte, beunruhigt werden sollte. Allein das Volk, welchem der Senat diesen Aufschub als eine Gefälligkeit anbot, verwarf ihn mit Unwillen und Verachtung. Es sahe wohl, daß dieses nur eine kurze Erleichterung derjenigen Last wäre, welche es bald mit vermehrter Härte drücken würde; es wußte,

daß die Annäherung des Feindes diese Gefälligkeit von dem Senat erpresset hätte, die er gleich wieder zurücknehmen würde, so bald das Schrecken vorüber wäre; und es bestand daher immer auf seiner Forderung. Die Anzahl der Mißvergnügten nahm stündlich zu; und viele von dem Volke, die weder arm noch in Schulden verwickelt waren, nahmen sich der Sache ebenfalls an, und vereinigten sich mit den Uebrigen in ihren Beschwerden, entweder weil sie von der Billigkeit ihrer Forderungen überzeugt wären, oder weil sie, gleich allen Menschen, einen natürlichen Widerwillen gegen ihre Obern hatten. In dieser Noth nahm der Senat, welcher den Staat seinem Untergange nahe sah, seine Zuflucht zu einem Mittel, welches, so glücklich es auch jetzt ablief, in der Folge der Republik zum Verderben gereichte. Da nämlich die Konsuln ihre Gewalt nicht zureichend fanden, so thaten sie dem Volke den Vorschlag, auf eine kurze Zeit eine höchste Obrigkeit zu erwählen, welche eine unumschränkte Gewalt, nicht allein über alle Stände des Staats, sondern auch über die Gesetze selbst haben sollte. Dieses ließ sich das Volk, welches den Senat verabscheuete, gerne gefallen; es opferte seine eigne Gewalt willig auf, um der Gewalt seiner Obern Abbruch zu thun. Dem zufolge also wurde Larcius zum ersten römischen Diktator, denn so nannte man diese hohe Würde, durch seinen Amtsgehülfen im Konsulat ernannt. Also unterwarf sich das Volk, welches den Namen eines Königs nicht einmal aussprechen hören konnte, bereitwillig einer Obrigkeit, die eine weit größere Gewalt besaß. So sehr verführen uns oft die Namen der Dinge, und so leichte kann das Volk jede Art von Regierung ertragen, wenn sie nur mit seinen Vorurtheilen übereinstimmet. Dieses war die erste Unterbrechung des

Konsulats,

Konsulats, ungefähr zehn Jahre nach seiner ersten Anordnung.

Zehnter Abschnitt.

Von der Wahl des ersten Diktators bis zur Bestellung der Tribunen des Volks.

Largius trat alsobald, nachdem er zum Diktator erwählt war, sein Amt an. Er setzte sich von seinen Liktorn umgeben und mit allen Ehrenzeichen der königlichen Würde bekleidet, mitten unter dem Volke auf einen Thron, und ließ gleich den alten römischen Königen, die Werbung halten. Das Volk betrachtete eine Obrigkeit mit Zittern, die es mit einer uneingeschränkten Macht bekleidet hatte, und ein jeder stellte sich daher bereitwillig unter seine Fahne. Sobald die Lateiner von dieser Veränderung in der Stadt Nachricht erhielten, so verloren sie alle Hoffnungen, welche sie auf ihre Trennung gebauet hatten; sie fanden es daher für gut, einem Vergleiche Gehör zu geben, der ihnen von Seiten der Römer angetragen wurde, und darauf ward dann ein jähriger Stillstand zwischen ihnen geschlossen. Largius, welcher dem Feinde entgegen gegangen war, kehrte mit seiner Armee nach Rom zurück, und ehe seine sechs Monate verflossen waren (als die Dauer, die man der Diktatur gesetzt hatte) so legte er sein Amt nieder, mit dem allgemeinen Ruhme, daß er es mit untadelhafter Gelindigkeit verwaltet habe. J. d. St. 255.

Es scheint, daß man im folgenden Jahre wieder einen Diktator nöthig gehabt, da wir finden, daß Posthumius diese Würde besessen, und die Römer angeführt habe, um den Krieg mit den Lateinern fortzusetzen.

setzen, nachdem der Stillstand zwischen ihnen verflossen war. Man berichtet uns, daß er sich mit ihnen bey dem See Regillus in ein Treffen eingelassen, und einen vollkommnen Sieg über sie erfochten habe, ungeachtet sie fast noch doppelt so zahlreich gewesen, als er, und daß kaum der vierte Theil ihrer Armee mit dem Leben davon gekommen sey. Es würde indessen weder lehrreich noch unterhaltend seyn, alle besondern Umstände von den Schlachten dieses kriegerischen Volks, in der Kindheit seines Staats, anzuführen, da sie noch nichts mehr als ein unordentliches Handgemenge tapferer aber hartnäckiger Leute, deren Muth allein, weit mehr als ihre gute Anführung, den Sieg entschied, gewesen zu seyn scheinen. Von diesem Treffen sagt man unter andern, der Diktator habe eine von den Fahnen, oder vielmehr Kriegszeichen, unter die Feinde geworfen, um seine Leute zu einem kühnen Angriff, um sie wieder zu bekommen, anzufeuern: er habe ferner befohlen, daß die Zäume den Pferden abgenommen werden sollten, damit sie mit desto größerer Wuth auf den Feind losrennen möchten. Generale, die solche Befehle geben konnten, mochten wohl sehr kühne Leute seyn, aber sie waren gewiß schlechte Anführer. Aber zum Glücke fochten sie gegen einen Feind, der noch unwissender war, als sie selbst; so daß die Leteiner ihre Nebenmacht erkannten, und noch einmal um einen Stillstand anhielten; worauf der Diktator, nachdem er einen Triumph gehalten, sein Amt niederlegte.

Die Soldaten, die nun schon zum zweytenmale triumphirend aus dem Felde zurückkehrten, hatten nunmehr einigen Grund, eine Erlassung ihrer Schulden zu erwarten, und die Sicherheit für sich selbst zu genießen, welche sie dem gemeinen Wesen verschaffet hatten. Allein, wider alle ihre Hoffnungen wurden

die

die Gerichtshöfe aufs neue eröffnet, und die Verfolgung der Schuldner mit größerer Härte, als vormals fortgesetzt. Dieses erregte also ein neues Murren, und der Senat, welcher dieses gewahr wurde, wählte, um sich dagegen in Bereitschaft zu setzen, den Appius Klaudius, einen Mann von strengen Sitten, der aufs genaueste über die Gesetze hielt und eine unbewegliche Unerschrockenheit besaß, zu einem von den Konsuln des folgenden Jahrs: um aber doch zugleich seine Strenge zu mäßigen, gab er ihm den Servilius, einen Mann von sehr menschenfreundlichen und sanften Gesinnungen, der eben so sehr von dem Volke geliebt, als Appius gehasset wurde, zum Gehülfen. Als die Klagen des Volks daher in Ueberlegung genommen wurden, so waren diese beiden Konsuln, wie sich leicht abnehmen läßt, ganz entgegengesetzter Meynung. Servilius, welcher das Elend der Armen bedauerte, wollte, daß man alle Schulden, oder wenigstens die Interessen derselben erlassen sollte. Appius hingegen bestand mit seiner natürlichen Strenge darauf, daß die Gesetze seines Vaterlandes unverletzlich beobachtet werden müßten, und sagte, denjenigen, welche Geld schuldig wären, die Last abnehmen, hieße nur, sie denen, welche es zu fordern hätten, aufwerfen; daß man dadurch die Ueppigkeit und den Müßiggang auf Kosten fleißiger und sparsamer Leute begünstigen, und daß eine jede gefällige Nachsicht des Senats die unverschämten Forderungen des Volks nur vermehren würde.

Als das Volk diese verschiednen Meynungen der Konsuln in Betracht ihrer Beschwerden erfuhr; so bewies es dem Servilius auf alle mögliche Weise seine Dankbarkeit, indeß es den Appius allenthalben mit Drohungen und Verwünschungen verfolgte. Es fieng daher jetzt an, aufs neue Zusammenkünfte anzu-

stellen, des Nachts geheime Berathschlagungen zu halten, und auf irgend eine neue Revolution bedacht zu seyn, als auf einmal ein unerwartetes Schauspiel des Elendes alle seine Leidenschaften rege machte, und seine gereizte Rachbegier zu Feuer und Flamme entzündete.

Ein römischer Soldat, der schon bey Jahren zu seyn schien, nahm seine Zuflucht mitten unter das Volk. Er war mit Ketten beladen, aber in seinen Gebehrden sah man die Spuren besserer Tage; seine Kleidung war ganz zerlumpt; sein Gesicht war bleich und von Hunger verzehrt; sein langer und verwilderter Bart und sein zerstörtes unordentliches Haar machten seinen Anblick noch fürchterlicher. Jedermann kannte ihn indessen, als einen tapferen Mann, der sich oft im Felde sehr hervorgethan hatte; er zeigte die Wunden, die er im Kriege erhalten, und seinen Rücken der von ganz frischen Geißelhieben noch blutete. Das ganze Volk wurde durch dieses Schauspiel zum Mitleiden gebracht, noch mehr aber, als er seine Geschichte erzählte. Er hatte dem letzten Feldzuge gegen die Sabiner beygewohnt, und unterdessen hatte er nicht nur sein kleines Erbgut vernachläßigen müssen, sondern die Feinde hatten ihm noch dazu das Seinige weggenommen, und sein Haus in Brand gesteckt. Er hatte sich also genöthigt gesehen, um sein Leben zu erhalten, Schulden zu machen, und hiernächst sein Erbgut zu verkaufen, um sie zu bezahlen. Weil dieses aber noch nicht hinreichend gewesen war, alles abzutragen, so hatte sein unempfindlicher Gläubiger ihn ins Gefängniß geschleppt, wo er nicht allein mit Ketten beladen, sondern noch überdem aufs grausamste gegeißelt wurde. Diese Erzählung und seine Wunden, welche noch bluteten, erregten alsobald einen Aufruhr unter dem Volke:

Volke: es rannte voller Wuth, um sich, nicht allein an dem Verbrecher, sondern an allen ihren Unterdrückern zusammen zu rächen. Appius war so glücklich, sich durch die Flucht zu retten. Servilius legte die Zeichen des Konsulats ab, warf sich mitten unter die Aufrührer, und suchte sie durch Bitten, Schmeicheleyen und Befehle zu besänftigen; er machte sich anheischig, daß der Senat ihren Beschwerden abhelfen sollte; er versprach, daß er selbst mit dem größten Eifer ihre Sache treiben wollte; und unterdessen, um sie von seinen guten Absichten zu überzeugen, befahl er, daß kein Bürger, Schulden halber gefangen gehalten werden sollte, bis der Senat fernere Verordnungen ergehen ließe.

Diese Vorstellungen des Servilius hatten für diesesmal die Wirkung, daß sie ihr Murren einigermaßen stilleten; und der Senat wollte seine Berathschlagungen anfangen, als die Nachricht einlief, daß eine Armee der Volscier gerades Weges auf Rom los marschiere. Eine solche Gelegenheit hatte das Volk mit der begierigsten Erwartung gewünscht; und es entschloß sich daher, jetzt den Vornehmen zu zeigen, wie wenig die Macht der Reichen ausrichten könne, wenn sie nicht durch die Stärke des gemeinen Volks unterstützt wird. Als daher die Werbung gehalten werden sollte, so weigerten sich Alle einmüthig, sich aufschreiben zu lassen; und diejenigen, welche Schulden halber gefangen gehalten waren, zeigten zugleich ihre Ketten, und fragten mit einem höhnischen Lachen, ob dieses die Waffen wären, mit welchen sie dem Feinde entgegen gehen sollten. In diesem Zustande einer innerlichen Anarchie und der Furcht vor einem auswärtigen Angriffe, schwebte Rom am Rande des Verderbens, als Servilius, welcher, als Konsul, die Armee kommandiren sollte,

noch einmal seine Bitten bey dem Volk erneuerte, daß es ihn doch in dieser Noth nicht verlassen möchte. Um es noch mehr zu gewinnen, ließ er ein neues Edikt ergehen, daß kein Bürger, so lange der Krieg dauerte, in Verhaft genommen werden sollte; und versicherte zugleich, daß man nach ihrer Rückkunft allen ihren Beschwerden abhelfen würde. Durch diese Versprechungen, so wohl als durch die Liebe, die er bey dem Volke hatte, gelang es ihm noch einmal, es zu bereden. Die Bürger kamen haufenweise herbey, um sich unter ihm anwerben zu lassen; er führte sie darauf alsobald gegen den Feind, und erfocht einen vollkommnen Sieg. Aber unter allen denen, welche ihren Muth im Treffen sehen ließen, thaten sich die Schuldner und vormaligen Mißvergnügten am meisten hervor. Servilius, um ihre Tapferkeit zu belohnen, erlaubte ihnen, das feindliche Lager zu plündern, ohne, wie gewöhnlich, einen Theil der Beute für die Schatzkammer zurück zu behalten; und dieß war vielleicht die Ursach, warum der Senat ihm bey seiner Rückkehr nicht verstatten wollte, einen Triumph zu halten.

Kaum war der Schrecken vor den Feinden aus dem Wege geräumt, als die vorigen Grausamkeiten aufs neue getrieben wurden. Appius, der immer trotzig und unbiegsam blieb, fuhr fort, die Gläubiger in der Erneuerung ihrer Rechte zu unterstützen, und die Schuldner wurden nicht anders, wie vorher, ins Gefängniß geschleppt und beschimpft. Vergebens riefen sie den Servilius um Beystand an, welcher, nachgebend und wankend, zu viel von seiner Gewalt dem Appius einräumte. Vergebens beriefen sie sich auf die Versprechungen, die der Senat ihnen gethan hatte; denn dieser, taub gegen ihr Geschrey, sah es ruhig an, wie die Schuldner so gar bis auf den

Markt

Markt von ihren unbarmherzigen Herren verfolgt, und diese nur durch den Pöbel verhindert wurden, sie ins Gefängniß zu schleppen. Die Annäherung eines Feindes, der noch zahlreicher war, als der, welchen man vor kurzem besiegt hatte, that der Wuth ihrer Rachbegierde Einhalt. Die Sabiner, die Equier und Volscier, als wenn sie willens gewesen wären, die Absichten des Volks zu unterstützen, thaten aufs neue einen muthigen Einfall, indeß die Bürger sich weigerten, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, wenn man nicht vorher ihren Beschwerden abgeholfen hätte.

Bey diesen gefährlichen Umständen sah der Senat sich genöthigt, zu dem alten Hülfsmittel, nämlich zur Wahl eines Diktators seine Zuflucht zu nehmen. Appius, welcher diesen Vorschlag gethan hatte, hoffte, daß er selbst würde gewählt werden; allein der Senat, welcher glaubte, daß eine so große Macht in den Händen eines Mannes, der sich derjenigen, die er schon besaß, auf eine so gewaltsame Weise bediente, gefährlich seyn würde, wählte den Markus Valerius, einen alten Senator, einen sanften, mitleidigen, bey dem Volke sehr beliebten Mann, der von dem großen Befreyer, dessen Namen er führte, abstammte. Valerius, welcher heimlich dem Volke zugethan war, erwählte den Quintus, den Bruder des großen Abgottes desselben, des Servilius, zu seinem Magister Equitum. (General der Reuterey). Er versammelte darauf die Stände, und versicherte sie, wenn sie ihm freywillig folgen wollten, daß ihre Beschwerden nicht nur gehoben, sondern auch ihr Vermögen durch die Beute des Feindes noch vergrößert werden sollte. Er befreyete sie unterdessen von allen unmittelbaren Verfolgungen ihrer Gläubiger, und befahl ihnen, mit ihm zu Felde zu gehen.

Ein

Ein Diktator besaß eine so unumschränkte Gewalt, und das Volk hatte eine so große Ehrfurcht gegen dieselbe, daß es sich nicht nur vor seiner Ahndung fürchtete, sondern auch seine Versprechungen für verbindlich zu halten schien. Man ließ sich daher willig auf seinen Befehl anwerben, und marschierte gegen die Feinde ab. Diese wurden bald zum Gehorsam gebracht, und die Ländereyen, die man ihnen abgenommen hatte, wurden unter die Soldaten ausgetheilt.

Nach seiner Rückkehr ersuchte der Diktator den Senat, daß er nun dasjenige erfüllen möchte, worauf er dem Volke so feyerlich sein Wort gegeben hätte; aber Appius, der immer hartnäckig auf seinem Willen bestand, wollte dieses nicht zugeben. Er warf ihm eine niederträchtige Gefälligkeit gegen den Pöbel vor, und brachte auch den größten Theil des Senats dahin, daß er seiner Meynung war. Da Valerius also fand, daß er gegen eine so mächtige Gesellschaft nichts würde ausrichten können, so legte er sein Amt nieder, indem er sagte, für einen alten Mann von siebenzig Jahren, wie er war, sey es Zeit, an Ruhe und nicht an Widersetzung zu denken.

Der Unwillen des Volks war jetzt aufs Aeußerste gebracht; es stellte geheime Berathschlagungen an, und machte einen Plan, sich von solchen Beherrschern zu trennen, deren Versprechungen eben so nichtswürdig, als ihre Tyranney schrecklich wäre. Die gewaltsamsten Maßnehmungen sind für das Volk immer die angenehmsten, und einige giengen in ihrer Verwegenheit so weit, daß sie sogar sagten, man müsse die Schuldigen ums Leben bringen. Der Senat und die Konsuln, welche wohl einsahen, was ihre Wuth für Wirkungen haben würde, wenn sie aus einander gelassen würden, beschlossen, sie noch länger

im

im Felde zu behalten, unter dem Vorwande, daß der Feind noch nicht bezwungen sey, und sich zu neuen Einfällen rüste. In dieser Noth wußten die Soldaten nicht, was sie thun sollten; der Eid, welchen sie bey der Werbung geschworen hatten, verbot ihnen, die Waffen niederzulegen, oder ihre Fahnen zu verlassen, und doch konnten sie sich, wegen der frisch erlittenen Beleidigungen auch nicht entschließen, im Felde zu bleiben. Sie schlugen also einen Mittelweg ein; sie beschlossen, eine Stadt zu verlassen, die ihnen keinen Schutz gab, und einen neuen Pflanzort außer ihren Gränzen anzulegen. Sie brachen also aus ihrem Lager auf; veränderten ihre Anführer, und begaben sich unter dem Kommando eines Plebejers, Namens Sicinius Bellutus, auf einen Berg, welcher von der Zeit an **Mons Sacer** genannt wurde, an dem Ufer des Anio ungefähr anderthalb Stunden von Rom.

Die Nachricht von diesem Abfall erfüllte die ganze Stadt mit Tumult und Bestürzung; diejenigen, welche es mit der Armee hielten, gaben sich alle Mühe, über die Mauern zu steigen, um sich mit derselben zu vereinigen, denn die Thore waren auf Befehl des Senats geschlossen. Die Väter, welche Söhne unter den Aufrührern hatten, beklagten sich über ihre unerathne Aufführung; die Weiber heulten über die Abwesenheit ihrer Männer; und alles fürchtete sich vor einem bürgerlichen Kriege. Der Senat befand sich in keiner geringern Unruhe, als die Uebrigen: einige riethen zu gewaltsamen Maaßnehmungen, und wollten, daß man Gewalt mit Gewalt vertreiben sollte; andere waren der Meynung, daß man sanftere Mittel anwenden müsse, und daß selbst ein Sieg über solche Feinde schlimmer seyn würde, als eine Niederlage. Endlich wurde der Entschluß gefaßt,

Jeman-

Jemanden abzuschicken, der die Armee bitten sollte, in die Stadt zurück zu kehren, und ihre Beschwerden zu entdecken, mit dem Versprechen, daß alles Vergangenen nicht gedacht werden sollte. Diese Botschaft, die in der That zu früh war, als daß sie hätte einige Wirkung haben können, wurde von der Armee mit der größten Verachtung abgewiesen; so daß der Senat nun aufs neue zu überlegen anfieng, was für Maaßnehmungen er zu ergreifen habe, und ob man weiser thun würde, Gewalt oder Herablassung anzuwenden.

Nachdem der Senat also neue Konsuln erwählt hatte, (ob dieses gleich viele Schwierigkeiten machte, weil anfangs keiner sich zum Konsulat melden wollte) so fieng er an, die Sache so ernstlich zu überlegen, als es ihre Wichtigkeit erfoderte. Menenius Agrippa, einer der weisesten und besten Senatoren, war der Meynung, daß man dem Volke nachgeben müsse; daß die römischen Besitzungen ohne dasselbe weder vergrößert noch erhalten werden könnten. Der vorige Diktator, Valerius, unterstützte seine Meynung mit einer Wärme, die bey einem Manne von so hohem Alter etwas Ungewöhnliches war. Er warf dem Senat seine Falschheit vor, und drang darauf, daß es nothwendig sey, dem Volk einen Antheil an denjenigen Vortheilen zu gönnen, welche die Reichen sich allein anmaßen wollten. Appius, auf der andern Seite, der noch immer seinen Grundsätzen fest anhieng, erklärte sich mit großer Heftigkeit dagegen, dem Volke nur im geringsten nachzugeben. Er sagte, wenn man dem Volke, da es sich als Feind betrüge, dasjenige zugestehen wollte, was man ihm, da es noch Freund gewesen wäre, abgeschlagen, so würde das ein Beweis ihrer Furcht und nicht ihrer Gerechtigkeit seyn: die jungen Patricier

mit

mit ihren Klienten wären noch wohl im Stande, die Stadt zu vertheidigen, wenn gleich ihre undankbaren Einwohner es für gut finden sollten, sie zu verlassen: der Pöbel wisse nie in seinen Forderungen stille zu stehen, sondern jede Bewilligung würde nur neue Forderungen und größere Verdrüßlichkeiten hervorbringen. Der größte Theil der Senatoren, welchen vornehmlich das Volk schuldig war, verlangte nur dergleichen scheinbare Gründe, um seiner Habsucht zum Deckmantel zu dienen; auch die Jüngern, welchen von dem Redner geschmeichelt wurde, riefen ihm mit einem unanständigen Eifer ihren Beyfall zu. Die Konsuln also, welche, ungeachtet dieser scheinbaren Einwendungen, die Nothwendigkeit, dem Volke nachzugeben, einsahen, ließen für dießmal die Versammlung aus einander gehen, um den gewaltsamen Maaßnehmungen, welche der Senat zu ergreifen so begierig war, vorzubeugen; wobey sie zu gleicher Zeit den jüngern Senatoren die Warnung gaben, daß man, wenn sie ins Künftige keine größere Mäßigung beobachteten, ein Gesetz geben würde, wodurch allen, die unter einem gewissen Alter wären, der Zutritt in den Senat versagt werden sollte.

Diese Drohung äußerte bey der nächsten Zusammenkunft ihre gute Wirkung; denn in derselben wurde, ungeachtet der standhaften Widersetzung des Appius, und ungeachtet des fürchterlichen Streichs, der dem Vermögen so vieler Mitglieder bevorstand, der Entschluß gefaßt, sich mit dem Volke in Unterhandlungen einzulassen, und ihm solche Anerbietungen zu thun, die es zur Rückkehr bewegen würden. Es wurden dem zufolge zehn Bevollmächtigte abgeschickt, unter welchen Largius und Valerius, welche Diktatorn gewesen, und Menenius Agrippa, der bey dem Senat und dem Volke gleich beliebt war, die vornehm-

nehmsten waren. Die Würde dieser Abgesandten, und die guten Gesinnungen, die sie immer gegen das Volk geäußert hatten, verschaffte ihnen eine sehr ehrerbietige Aufnahme bey der Armee, und man fieng gleich an, eine lange Unterredung zu halten. Largius und Valerius wandten auf der einen Seite ihre ganze Redekunst an; wogegen Licinius und Lucius Junius, welche die Wortführer der Soldaten waren, ihr Elend mit der ganzen Kraft derjenigen männlichen Beredtsamkeit, welche die Tochter der Natur ist, ins Licht setzten. Diese Unterredung hatte nun schon eine lange Zeit gedauert, als Menenius Agrippa, ein schlauer Mann, der selbst von Abkunft ein Plebejer gewesen war, und der daher am besten wußte, was für eine Art von Beredtsamkeit den mehrsten Eingang bey dem Volke finden würde, das Wort ergriff, und die berühmte Fabel vortrug, welche Livius uns so schön erzählt hat. „Vor Alters, sagte er, als noch „jeder Theil des menschlichen Leibes vor sich selbst „denken konnte, und jeder seinen eignen Willen hatte, „beschlossen sie alle einmüthig, sich gegen den Bauch „zu empören. Sie wüßten gar nicht, sagten sie, „warum sie von dem Morgen bis an den Abend in „seinem Dienste arbeiten sollten, indeß der Bauch, „zu gleicher Zeit, mitten unter ihnen ganz ruhig „läge, und sich in Trägheit von ihren Arbeiten mäste. Sie entschlossen sich also, ein für allemal, „ihm künftig ihre Dienste zu versagen. Die Füße „gelobten, daß sie ihn nicht länger tragen; die Hände, daß sie ihn nicht länger füttern; und die Zähne, „daß sie keinen Bissen Speise, wenn er euch in den „Mund gesteckt würde, mehr kauen wollten. Diesen Entschluß gefaßt, zeigten sie alle, eine Zeitlang, „ihre Entschlossenheit und hielten ihr Wort. Aber „bald fanden sie, daß sie, anstatt den Bauch auf diese

„Weise

„Weise zu kränken, nur sich selbst zu Grunde rich-
„teten; sie wurden ganz matt und entkräftet, und
„sahen endlich, aber zu spät, ein, daß sie dem Bauch
„allein ihre Stärke zu arbeiten und selbst den Muth
„zur Empörung zu danken hätten.“

Diese Fabel, deren Anwendung gleich in die Augen fällt, that alsobald die gewünschte Wirkung auf das Volk. Alle riefen einmüthig aus, Agrippa sollte sie nach Rom zurückführen, und schickten sich schon an, ihm zu folgen, als der vorerwehnte Lucius Junius sie zurückhielt. Er stellte ihnen vor, wenn sie gleich die gefälligen Anerbietungen des Senats mit Dank erkennen müßten, so hätten sie doch keine gewisse Sicherheit gegen seine künftige Rache; es sey daher zur Sicherheit des Volks nothwendig, daß jährlich gewisse Obrigkeiten aus seinem eignen Mittel erwählt würden, welche die Macht hätten, denjenigen von ihnen, welchen Unrecht geschähe, Genugthuung zu verschaffen, und die Sache des Volks vor Gerichte zu führen.

Das Volk, welches immer der Meynung dessen ist, der zuletzt das Wort geführt hat, gab diesem Vorschlage den größten Beyfall; weil aber die Bevollmächtigten keine Gewalt hatten, ihn zuzugestehen, so schickten sie nach Rom, um das Gutdünken des Senats darüber zu vernehmen. Dieser, welcher der Uneinigkeiten unter sich müde war, und vor den Klagen des Volks keine Ruhe hatte, war einmal entschlossen, sich Frieden zu verschaffen, es möchte kosten, was es wollte. Er willigte daher einmüthig darein, daß sich das Volk neue obrigkeitliche Personen erwählen durfte, welche den Namen **Tribune des Volks** führen sollten. Appius war der Einzige, welcher sich mit vieler Heftigkeit gegen diese Neuerung erklärte.

Der Tribunen des Volks waren anfangs fünfe an der Zahl; nachher aber wurden noch eben so viele hinzugethan. Sie wurden immer jährlich von dem Volke erwählt, und fast allemal aus seinem eignen Mittel. Sie hatten die Macht, solche Verordnungen des Senats, von welchen sie glaubten, daß sie das Volk bedrücken würden, für nichtig zu erklären; und um ihre Bereitwilligkeit, den geringsten der Bürger zu beschützen, anzuzeigen, stunden ihre Häuser Tag und Nacht offen, damit man immer seine Klagen bey ihnen anbringen könnte. Sie hatten anfangs ihren Sitz vor den Thüren des Rathhauses, und wurden bey jeder Verordnung herein gerufen, die sie dann entweder mit dem Worte veto, ich verbiete es, für ungültig erklärten, oder durch die Unterschrift des Buchstabens T. der ihr die Gültigkeit gab, bestätigten. Ihre Personen mußte jedermann heilig halten, und ob sie sich gleich durch keins von den gewöhnlichen Zeichen der obrigkeitlichen Würde unterschieden, als den elfenbeinernen Stuhl oder die Liktorn, welche andere obrigkeitliche Personen begleiteten, so hatten sie doch eine weit größere Gewalt, indem sie alle Verordnungen des Senats vernichten konnten. Sie hatten indessen außer den Mauern der Stadt nichts zu sagen; und es war ihnen nicht erlaubt, sie auf einen Tag zu verlassen. Was aber ihre Gewalt noch mehr einschränkte, war, daß ein jeder von ihnen die Unternehmungen der Uebrigen verhindern konnte; und dieses wurde nachher als das schicklichste Mittel befunden, sich ihnen zu widersetzen; denn wenn der Senat nur Einen auf seine Seite gebracht hatte, so waren die Absichten der Uebrigen vereitelt. Sicinius Bellutus, Lucius Junius, Kajus Licinius, Albinus und Jcilius Ruga waren die ersten Tribunen, welche durch die Stimmen des Volks

erwählt

erwählt wurden. Der Senat machte auch eine Verordnung, wodurch alle Schulden des Volks getilgt wurden: und da also die Ruhe und Einigkeit auf beiden Seiten wieder hergestellt war, so kehrte das Volk, nachdem es den Göttern des Berges geopfert hatte, im Triumph wieder in die Stadt zurück.

Eilfter Abschnitt.

Von der Wahl der Tribunen bis zur Anordnung der Decemvirn.

Wir haben bisher das Volk wider die übermäßige Gewalt das Senats kämpfen sehen; jetzt aber fangen wir eine Periode an, in welcher der Senat gegen die anwachsende Macht des Volkes kämpfet; eine Periode, in welcher das letztere, da es seine Kräfte zu fühlen anfieng und einmal in Bewegung gesetzt war, alles mit unwiderstehlicher Gewalt vor sich niederriß. Der erste Vortheil, welchen die Tribunen erhielten, war der, daß es ihnen erlaubt wurde, aus dem Volke zween jährliche Bedienten, die sie in den Beschwerlichkeiten ihres Amtes unterstützen sollten, zu erwählen. Diese wurden Aedilen genannt, da ein Theil ihrer Amtsverrichtungen darinne bestand, daß sie für die Erhaltung der öffentlichen Gebäude, Wasserleitungen und Kanäle Sorge tragen mußten; dabey mußten sie auch einige Rechtssachen entscheiden, die bisher allein durch die Konsuln entschieden waren. Sie mußten diejenigen anzeigen, die mehr Ländereyen inne hatten, als die Gesetze ihnen erlaubten; allen öffentlichen Unsittlichkeiten steuern und Schaden verhindern. Korn und Oel in Zeiten der Noth herbeyschaffen, und verhindern, daß diejenigen, J. d. St. 260.

welche dergleichen Lebensbedürfnisse ankauften, keinen ausschließenden Handel mit denselben anfiengen. Nachdem das Volk diese Vorrechte erhalten hatte, und alle seine Beschwerden gehoben waren, so marschierte es jetzt gegen die Volscier und Antiater; eroberte Korioli, eine von ihren vornehmsten Städten; und schlug bald darauf den Feind mit einer großen Niederlage. In diesem Treffen that sich besonders der Marcius, der nachher den Zunamen Koriolanus bekam, hervor.

Das Volk, welches durch das Nachgeben des Senats und durch einen Triumph über die Feinde nur noch unruhiger geworden war, hatte bald neue Gelegenheit zu zeigen, wie geneigt es sey, frische Beschwerden anzufangen. Während der letzten Trennung hatte man den Ackerbau gänzlich versäumt, welches denn im folgenden Jahre eine Hungersnoth nach sich zog. Der Senat that alles, was nur irgend in seinem Vermögen war, um der Noth abzuhelfen; allein das Volk, welches von dem Mangel sehr hart gedrückt wurde, und die Schuld davon lieber jedem andern, als sich selbst beymessen wollte, schrieb die ganze Ursache seines Elendes der Habsucht der Patricier zu; es beschuldigte dieselben, daß sie alles Getreide aufgekauft hätten, in der Absicht, es mit grossem Gewinnst zu verkaufen, und sich dadurch wegen der Tilgung der Schulden schadlos zu halten. Doch das war es noch nicht alles, was ihnen Schuld gegeben wurde. Der Senat hatte, um die Anzahl der Bürger bey dieser Hungersnoth zu vermindern, einen guten Theil derselben nach Velitra, einer volscischen Stadt, die vor kurzem durch eine Pest sehr entvölkert war, abgeschickt. Dieses erregte ein allgemeines Murren unter dem Volke, welches die Tribunen nur zu vermehren suchten. Sie sagten, dieses

sey

sey bloß ein listiger Kunstgriff, sich solche Bürger vom Halse zu schaffen, die den Absichten der Vornehmen im Wege stünden; es wäre beynahe eben so viel, als wenn sie die tapfersten Leute des Staats ohne irgend ein Vergehen verbannet hätten; und da sie also das Volk geschwächet, so hätten sie ihre eigne Macht um desto mehr vergrößert. Dergleichen Reden wurden mit vielem Fleiß ausgebreitet; es ward daher eine Versammlung des Volks zusammen berufen, in welcher die Konsuln und die Tribunen ein ums ander Reden hielten. Ein Streit, der mit so vielem Ungestüm von beiden Seiten geführt ward, wurde in jedem Augenblick immer hitziger: die Konsuln behaupteten, daß die Tribunen kein Recht hätten, zu der Versammlung zu reden; die Tribunen bestunden hingegen darauf, daß ihr Amt heilig sey, und daß sie in der Ausübung ihrer Pflicht nicht unterbrochen werden dürften. Hierinn stimmte das Volk ihnen einmüthig bey; denn was auch immer seine Anführer ihm vorschlagen mochten, so war es immer bereit es zu bestätigen. Es wurde daher ein Gesetz gemacht, daß kein Mensch sich unterstehen sollte, die Tribunen, wenn sie an das Volk eine Rede hielten, zu unterbrechen; ein Gesetz, welches ihre Macht um ein Großes vermehrte, da sie jetzt, anstatt, wie vorher, von der Versammlung Verhaltungsbefehle zu bekommen, das Recht hatten, sie nach ihrem Gefallen zu leiten.

Die Stadt genoß hierauf einer vorübergehenden Ruhe; einige von dem Volke hielten sich in ihren Häusern still, um mit Geduld und Unterwerfung den Hunger zu ertragen; indeß andere Einfälle in das Gebiet der Feinde thaten, und mit der Beute zurückkehrten. Allein der Ueberfluß erregte bald nachher die Unruhen aufs neue, welche der Hunger, so lange

er währte, gestillt, aber nicht gehoben hatte. Eine große Flotte, die mit Getreide beladen aus Sicilien kam, (einen großen Theil dieses Getreides hatte der sicilianische König Gelon den Römern geschenkt, und das übrige hatte der Senat auf Kosten des Staats angekauft) belebte den Muth des Volks, und reizte aufs neue seine Begierde nach Streitigkeiten. Als man im Senat darüber berathschlagte, auf was für Weise dieser große Vorrath ausgetheilt werden sollte, so kam es zu sehr heftigen Trennungen. Einige wollten, man sollte den ärmern Bürgern eine hinlängliche Quantität umsonst überlassen; andere, man sollte es um einen geringen Preis verkaufen, und also die Ausgaben der Schatzkammer wieder ersetzen; als aber die Reihe an den Koriolanus kam, seine Meynung zu sagen, so bestand er mit großem Eifer darauf, daß man nicht das allergeringste davon austheilen müsse, bis die neuerlichen Eingriffe des Volks in die Rechte des Senats wieder verbessert, und die ehemalige Ordnung im Staat wieder hergestellt wäre. „Warum, rief er, leiden wir es, daß der Staat „zwischen zwoen Mächten getrennt ist, deren Uneinigkeiten bloß dazu dienen, ihn desto mehr zu zerrütten? Können wir es geduldig ertragen, zu sehen, „wie die Tribunen in Rom Gesetze geben, und mit „uneingeschränkter Gewalt herrschen, da wir uns „nicht einmal Königen unterwerfen konnten? Wenn „die unruhigen und aufrührischen Köpfe nicht in Rom „leben wollen, gut, so laßt sie noch einmal auf ihren „Berg hinausgehen; es ist besser gar nicht zu regieren, als seine Regierung mit den Hefen des Volks „zu theilen.“ Eine so aufwiegelnde Rede und ein so gewaltsamer Vorschlag, setzte auf einmal die Uneinigkeit wieder in volle Flammen. Der Pöbel, in der Hitze seines Unwillens, würde die Senatoren

selbst

selbst angefallen haben, wenn nicht die Tribunen seiner Wuth Einhalt gethan, und sie allein auf den Koriolanus, dem sie den Untergang schwuren, gelenkt hätten. Koriolanus blieb dem ungeachtet immer unerschüttert; er war von Natur kühn, mäßig und unbiegsam; und mit diesem natürlichen Temperament verband er die erworbenen Tugenden einer großen Ehrerbietung für die Gesetze, einer großen Einsicht in die Kriegeswissenschaft, und einer unmäßigen Liebe für seine Mitbürger, oder vielmehr den Theil derselben, dessen Parthey er hielt. Er bezeigte also gegen die Aufforderungen der Tribunen, vor ihnen zu erscheinen, die größte Verachtung. Sie schickten daher ihre Aedilen ab, die ihn ergreifen und vor das Volk bringen sollten; aber ein Haufen junger Patricier stellte sich um ihren Liebling her, stießen sie zurück und trieben sie mit Schlägen hinweg. Dieses war das Signal zu einem allgemeinen Aufruhr; der Tumult vermehrte sich von allen Seiten, und es würde ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen seyn, wenn nicht die Konsuln dem Volke die vollständige Genugthuung versprochen hätten. Die Tribunen verlangten, daß er, als ein Rebell und Verächter der heiligen Gewalt des römischen Volks, von dem tarpejischen Felsen heruntergestürzt werden sollte; und verdammten ihn, ohne einmal die Stimmen des Volks zu sammeln. Sie wollten sich auch noch einmal seiner Person bemächtigen; aber die Patricier erretteten ihn wieder aus ihren Händen.

Ein Betragen, das auf der einen Seite so entschlossen und auf der andern so anmaßend war, erhielt das Volk gewissermaßen in Zweifel; es fürchtete sich, den Tribunen gegen diejenigen beyzustehen, die seine Generale und Anführer gewesen waren, und sah dem Streit mit zitternder Unentschlossenheit zu.

Diese Saumseligkeit des Volks, den Tribunen beyzustehen, brachte die Tribunen endlich auf die Gedanken, daß sie wohl gar zu gewaltthätig zu Werke gegangen wären; sie verlangten daher jetzt, daß er sich vor dem Volke stellen, und daß seine Sache vor derjenigen Gewalt geführt werden sollte, von welcher sich nicht weiter appelliren ließ. Die Patricier, die zwar von der Unschuld des Koriolanus überzeugt waren, aber der Stadt gerne den Frieden wieder geben wollten, willigten darein, und es ward ihm also ein Tag bestimmt, an welchem er sich vertheidigen sollte. Koriolanus fragte die Tribunen, was für ein Verbrechen sie denn Willens wären, ihm Schuld zu geben; worauf sie antworteten, sie wären Willens ihn anzuklagen, daß er sich zum Oberherrn und Tyrannen aufzuwerfen gesucht habe. Als er dieses hörte, versprach er mit Freuden, sich vor das Gericht zu stellen, weil er sich seiner Unschuld in Betracht dieser Anklage bewußt war.

Als der bestimmte Tag erschien, so war jedermann voll der größten Erwartung, und der Markt war von einer außerordentlichen Menge Menschen angefüllt, die aus der Nachbarschaft vom Lande zusammengelaufen waren. Die Tribunen theilten unterdessen das Volk nach den Tribus ab, indem sie es mit Stricken von einander sonderten, und befahlen, daß es Mann für Mann, und nicht centurienweise, wie seit dem Servius Tullius immer gewöhnlich gewesen war, seine Stimmen geben sollte. Hierdurch wurden, wie wir eben bemerkt haben, die Patricier alles ihres Einflusses beraubt, weil das Volk ihnen an Anzahl sehr weit überlegen war; demungeachtet ließ sich der Senat, der nicht gerne die Sache des Koriolanus zu seiner eignen machen wollte, doch endlich diese Ausdehnung der Macht des Volks gefallen;

fallen; um aber indessen doch den Schein zu haben, daß er ihn bis aufs äußerste vertheidigt hätte, so stieg einer von den Konsuln auf das Rostrum, oder den öffentlichen Redeplatz, um zu seinem Besten eine Rede zu halten; er breitete sich weitläuftig über die vielen Dienste aus, die er dem Staate geleistet hätte; er sagte, daß man auf einige Worte, die ihm in der Hitze der Leidenschaft entwischt wären, nicht achten müsse; er legte im Namen des ganzen Senats Fürbitte für ihn ein, und verlangte von den Tribunen, daß sie einzig und allein bey ihrer versprochnen Anklage, daß er nämlich nach der höchsten Gewalt gestrebt habe, stehen bleiben möchten. Der Tribun Sicinius erwiederte hierauf, daß er gegen den Verbrecher alles anführen wollte, was dazu beytragen könnte, seine Strafbarkeit zu beweisen; daß der Staat gar zu vieles von seinem Einfluß und der Menge seiner Klienten zu befürchten hätte, als daß er nicht alle Mittel anwenden sollte, damit er nach der Gerechtigkeit gerichtet würde; daß er weit mehr verpflichtet sey, für die Sicherheit des Staats zu sorgen, als dem Senat eine nichtsbedeutende Gefälligkeit zu erweisen; und daß der bloße Versuch, die Macht des Volks zu unterdrücken, welches das größte Recht hätte, sich selbst zu regieren, ein Verbrechen sey. Koriolanus stellte sich hierauf mit einer solchen Unerschrockenheit vor das Volk, welche ein besseres Schicksal verdient hätte. Seine annehmliche Person, seine eindringende Beredtsamkeit, das Geschrey derer, denen er im Kriege das Leben gerettet hatte, machten die Zuhörer geneigt, ihm zu verzeihen; er machte den Anfang damit, daß er alle die Schlachten, in welchen er gefochten, und die verschiednen Stellen, die er bekleidet hatte, erzählte; er zeigte die verschiednen Kronen, welche seine Generals ihm zur

Belohnung seiner Verdienste geschenkt; er entblößte vor aller Augen die unzähligen Wunden, die er in Erwerbung derselben bekommen; er führte alle die Mauern und Wälle an, die er zuerst erstiegen, alle die Bürger, denen er das Leben gerettet hatte; und rief diejenigen derselben, welche gegenwärtig waren, bey ihren Namen auf, daß sie die Wahrheit seiner Erzählung bezeugen sollten. Diese fleheten mit den rührendsten Bitten und Betheurungen ihre Mitbürger an, sie möchten doch ein Leben verschonen, wodurch ihnen das Leben erhalten wäre; und wenn sie ein Opfer für den öffentlichen Unwillen annehmen wollten, so wären sie selbst bereit, für ihn zu sterben. Eine solche Vertheidigung, die von aller der Kühnheit, welche das Bewußtseyn der Unschuld einflößt, unterstützt wurde, bewegte einen jeden Zuhörer, an Verzeihung zu denken; einige riefen sogar, ein so braver Mann verdiene einen Triumph, und nicht den Tod; und dieses Gericht allein sey schon ein Vorwurf für die Nation. Der schwindelnde Pöbel war daher im Begriff, ihn loszusprechen, als Decius, einer von den Tribunen, ein Mann von fließender Beredtsamkeit, auftrat, um ihm zu antworten. „Was „auch immer der Senat thun mag, rief er, um zu „verhindern, daß wir nicht auf die Reden dringen „sollen, welche Koriolanus in jener ehrwürdigen Ver„sammlung vorgebracht, um das Volk seiner Vor„rechte zu berauben, so fehlt es uns doch außerdem „gar nicht an Beschuldigungen gegen ihn; wir wol„len also dessen, was er gesagt hat, nicht erwähnen, „wir haben Thatsachen, welche wir gegen den Be„klagten anführen können, und wir verlangen, daß „er sich gegen dieselben rechtfertige. Wir haben ein „altes Gesetz, daß alle Beute, welche dem Feinde ab„genommen worden, dem ganzen Staat angehören,

„und

„und in die Schatzkammer geliefert werden soll, oh-
„ne daß der General etwas davon anrühre. Dieses
„an sich selbst so billige Gesetz, das unsere Vorfah-
„ren so unverletzlich beobachtet haben, hat dieser
„Mann, der hier als Beklagter vor euch stehet, über-
„treten. Vor nicht gar langer Zeit that er einen
„Einfall in das Gebiet der Antiater, und ob er
„gleich eine sehr große Beute an Sklaven, Vieh
„und Lebensmitteln mitbrachte, so ist doch der Staat
„nichts gebessert, nichts reicher dadurch geworden:
„er theilte sie bloß unter seine Freunde und Begleiter
„aus; Leute, die er wahrscheinlicher Weise nur des-
„wegen zu bereichern gedachte, um desto besser im
„Stande zu seyn, an unserm Untergange zu arbeiten.
„Alle Tyrannen haben es auf diese Art angefangen,
„daß sie sich erst in Ansehn gesetzt haben, indem sie
„sich einen großen Anhang gemacht, von Leuten, die
„gerne die öffentliche Achtung aufopfern, wenn sie
„sich selbst nur bereichern können. Hierauf also
„gründen wir unsere Anklage; laßt ihn jetzt, wenn
„er kann, die Sache läugnen; laßt ihn Beweise vor-
„bringen, nicht durch ein eitles Gepränge mit seinen
„Narben, sondern solche, die uns von seiner Un-
„schuld überzeugen.“ Diese Beschuldigung war ganz unerwartet. Koriolanus hatte in der That, als das Volk sich nicht anwerben lassen wollte, einen Einfall in das Gebiet der Feinde, die bis an die Mauern von Rom gestreift waren, gethan, und es geplündert. Diese Beute, die ihm mit so großem Recht gehörte, hatte er deswegen nie in die Schatzkammer gebracht, weil sie der Erwerb einer Privatunternehmung war. Da er also nicht im Stande war, dasjenige, was man gegen ihn angeführt hatte, zur Befriedigung des Volks zu beantworten, und zugleich die unvermuthete Beschuldigung ihn ganz ver-

verwirrt gemacht hatte, so sammelten die Tribunen alsobald die Stimmen, und Koriolanus wurde zu einer immerwährenden Verbannung verdammt.

Nie hatte das Volk eine innigere Freude bezeugt, selbst wenn es über einen besiegten Feind triumphirte, als bey dieser Gelegenheit, da es gewissermaßen die Macht des Senats gänzlich übern Haufen geworfen hatte; sintemal es von dieser Zeit an sich das Recht anmaßete, einen jeden Senator, den es anzuklagen Lust hatte, vor sich zu fodern. Der Senat, auf der andern Seite, sah sich zu einer niedrigen Abhänglichkeit von dem Pöbel gebracht, aller persönlichen Sicherheit, und aller vormaligen Rechte, sich unter einander zu richten, beraubt. Dieses Urtheil über ihren tapfersten Vertheidiger erfüllte einen jeden mit Schmerz, Bestürzung und Bekümmerniß. Koriolanus allein schien mitten unter dem Tumult, ein gleichgültiger Zuschauer zu seyn. Er begab sich nach Hause, von den Klagen unzähliger der ehrwürdigsten Senatoren und römischen Bürger begleitet, um seiner Gemahlinn, seinen Kindern und seiner Mutter Veturia das letzte Lebewohl zu sagen. Da diese nun, in der ersten Heftigkeit des Schmerzens, um ihm herum hiengen, als wenn es ihnen unmöglich wäre, sich von ihm zu trennen, riß er sich, mit einer männlichen Standhaftigkeit aus ihren Armen los, und ermahnte sie, ihr Schicksal standhaft zu ertragen, aber nicht mehr an ihn zu denken. Er empfahl hierauf seine kleinen Kinder ihrer Fürsorge, und sie alle der Fürsorge des Himmels, und verließ darauf die Stadt, ohne irgend einen Begleiter in seinem Unglück, um zu den Feinden der Römer seine Zuflucht zu nehmen. Auf diese Weise bedienten sich die Plebejer, welche die Tribunen bloß zu ihrer Vertheidigung erhalten hatten, derselben, um andere ins

Ver-

Verderben zu stürzen; und beraubten nach und nach, unvermerkt die Patricier aller ihrer ehemaligen Vorrechte.

Koriolanus, der sich jetzt genöthigt sah, sich in ein anderes Land zu begeben, suchte weniger einen Aufenthalt, wo er vor Rom sicher leben könnte, als eine Gelegenheit, sich zu rächen. Seine ganze Standhaftigkeit und die guten Lehren, welche seine Mutter ihm in der frühesten Jugend gegeben hatte, waren nicht im Stande, seinen Unwillen über die erlittene Beleidigung, oder die Begierde, seine Feinde zu bestrafen, wenn es auch den Untergang seines Vaterlandes nach sich ziehen sollte, zu unterdrücken. Tullus Attius, ein Mann, der unter den Volsciern vieles zu sagen hatte, und ein heftiger Feind der Römer war, schien ihm ein geschicktes Werkzeug zu Beförderung seiner Rache zu seyn. In dem Entschlusse, sich an ihn zu wenden, begab er sich nach Antium, der Stadt, in welcher Tullus die höchste Obrigkeit war. Er kam mit Anbruch der Nacht daselbst an, begab sich gerades Weges nach seinem Hause, und setzte sich neben den Heerd bey die Hausgötter; ein Ort, der unter den Heiden für heilig gehalten wurde. Sobald Tullus hörte, daß ein Fremder, dessen Aeußeres eine ganz ungewöhnliche Würde verriethe, in seinem Hause eine Zuflucht gesucht hätte, so kam er zu ihm, und fragte ihn um seinen Namen, und was er bey ihm suche. „Mein „Name," sagte der Römer, „ist Kajus Marcius: „mein Zuname Koriolanus; die einzige Belohnung, „die mir für alle meine Dienste übrig bleibt. Man „hat mich aus Rom verbannet, weil ich ein eifriger „Freund desselben war; ich komme jetzt, um hier ei„ne Zuflucht zu suchen, wo ich immer ein Feind ge„wesen bin. Wenn du geneigt bist, meine Dienste

„zu

„zu gebrauchen, so sollst du mich dankbar finden; „wenn du aber lieber die Beleidigungen, die ich dei„nem Vaterlande zugefügt, rächen willst, so siehe „mich bereit.“ Tullus, der von seiner Würde und bekannten Tapferkeit gerührt ward, reichte ihm alsobald die Hand der Freundschaft, und machte seine Sache zu der seinigen. Das erste, was sie nun zu thun hatten, war, daß sie die Volscier bewogen, ihr Bündniß mit den Römern zu brechen. In dieser Absicht sandte Tullus viele von seinen Bürgern nach Rom, um einigen Spielen, die um diese Zeit gefeyert wurden, zuzusehen; zu gleicher Zeit aber ließ er dem Senat geheime Nachrichten geben, daß die Fremden gefährliche Absichten hätten, die Stadt zu verbrennen. Dieß that die gewünschte Wirkung; der Senat ließ den Befehl ergehen, daß alle Fremde, sie möchten seyn, wer sie wollten, noch vor Untergang der Sonne die Stadt verlassen sollten. Diesen Befehl stellte Tullus seinen Landsleuten als einen Bruch des Bündnisses vor, und brachte es dahin, daß eine Gesandtschaft nach Rom geschickt wurde, die sich über diesen Bruch beklagen, alle die Länder, welche den Volsciern gehörten, und ihnen gewaltsamer Weise weggenommen waren, wieder fordern, und im Fall ihnen dieses abgeschlagen würde, einen Krieg ankündigen mußten. Diese Gesandtschaft ward von dem Senat mit Verachtung aufgenommen; er befahl den Gesandten, ihren Landsleuten wieder zu sagen, daß Drohungen gar nicht der rechte Weg wären, etwas bey den Römern auszurichten; daß sie diejenigen Besitzungen, die sie durch Tapferkeit erworben, mit dem Schwerdt behaupten würden; und daß, wenn die Volscier zuerst die Waffen ergriffen, die Römer sie zuletzt niederlegen würden.

Nach-

Nachdem also der Krieg von beiden Seiten erklärt war, so wurden Koriolanus und Tullus von den Volsciern zu ihren Generalen gemacht. Diese fielen dann gleich in das römische Gebiet ein, plünderten und verheerten alle diejenigen Ländereyen, welche den Plebejern angehörten; die aber den Senatoren gehörten, rührten sie nicht an. Unterdessen gieng es mit der Werbung zu Rom nur langsam; die beiden Konsuln, welche von dem Volke aufs neue erwählt waren, schienen wenig Geschicklichkeit im Kriege zu besitzen, und fürchteten sich sogar, einem General die Spitze zu bieten, von welchem sie wußten, daß er im Felde ihr Meister war. Die Bundsgenossen zeigten ebenfalls ihre Furcht, und zauderten sehr mit der Ueberschickung ihrer Hülfstruppen; so daß Koriolanus ungehindert ihnen eine Stadt nach der andern wegnahm. Arkum, eine römische Kolonie, unterwarf sich ihm zuerst; darauf griff er die Lateiner an, welche Rom vergebens um Beystand anfleheten. Die Städte Tolerium, Larici, Pes, und Bola wurden insgesammt durch Sturm erobert, ihre Güter geplündert, und die Einwohner zu Kriegsgefangenen gemacht; diejenigen, welche sich ergaben, erfuhren eine gelinde Begegnung; diejenigen aber, welche sich widersetzten, wurden niedergemacht. Das Glück folgte ihm bey jedem Unternehmen, und er war jetzt so berühmt durch seine Siege, daß die Volsciер ihre Städte ohne Besatzung verließen, um ihm ins Feld nachzufolgen; indem sie unter seiner Anführung sich des glücklichsten Erfolges versichert hielten. Sogar die Soldaten von der Armee seines Gehülfen giengen zu ihm über, und wollten keinen andern General erkennen. Da ihm also im Felde nichts widerstehen konnte, und er eine zahlreiche Armee unter seinem Kommando hatte, so schlug er endlich sein Lager neben

den

den kluilischen Gräben, etwas über zwo Stunden von Rom auf. Die Stadt, welche vorher so aufrührisch gewesen, war jetzt voller Furcht und Verzweiflung. Das Volk, welches von den Mauern den Feind seine Felder verheeren sah, bat mit Thränen und Flehen um Frieden. Es fieng jetzt an, den Senat zu bitten, daß er das Edikt, wodurch Koriolanus verbannet war, widerrufen möchte, und erkannte die Ungerechtigkeit seines vorigen Verfahrens. Der Senat verachtete eine solche Niederträchtigkeit, und war entschlossen, wo möglich, die Ungerechtigkeit des Staats fremden Feinden nicht zu verrathen, oder einem Verräther diejenige Gunst zu erweisen, die er ihm versagt hatte, da er bloß der Verrätherey angeklagt war. Allein was halfen seine Entschließungen, da er nicht die Macht hatte, sie zu unterstützen? Koriolanus kam täglich näher, und war nun vor den Mauern der Stadt, fest entschlossen, sie zu belagern. Dieß beugte endlich den stolzen Geist der Patricier gänzlich; sowohl der Senat als das Volk kamen einmüthig darinnen überein, Gesandten an ihn abzuschicken, die ihm die Zurückberufung in sein Vaterland antragen sollten, im Fall er mit seiner Armee abziehen würde. Koriolanus empfieng ihre Vorschläge in Gegenwart seiner vornehmsten Officiers, und mit dem gestrengen Wesen eines Generals, welcher Gesetze vorschreiben wollte. Er sagte ihnen mit der äußersten Härte, daß er jetzt General der Volscier sey, und bloß auf deren Nutzen zu sehen hätte: wenn sie also hoffen wollten, einen Frieden zu erhalten, so müßten sie alle die Städte, welche ursprünglich diesem Volke gehörten, zurückgeben, und sie, wie die Lateiner, zu römischen Bürgern machen. Hierzu gab er ihnen dreyßig Tage Bedenkzeit. Die Zwischenzeit wandte er dazu an, den Lateinern verschiedne andere

dere Städte wegzunehmen; als sie verflossen war, kam er zurück, und schlug aufs neue sein Lager vor den Mauern von Rom auf.

Es wurde nun eine andere Gesandtschaft an ihn abgeschickt, die ihn beschwor, er möchte doch von seiner Vaterstadt nichts verlangen, was den Römern gar nicht geziemte zuzugestehen. Koriolanus aber, der von Natur unbiegsam und strenge war, bestand auf seinen ersten Forderungen, und gab ihnen nur drey Tage Zeit, ihre Ueberlegungen zu Ende zu bringen. Eine so nachdrückliche und kurz entscheidende Botschaft erfüllte die ganze Stadt mit Bestürzung. Jedermann eilte jetzt zu den Waffen; einige stellten sich auf die Schanzen; andere bewachten die Thore, damit sie nicht ins geheim von den Anhängern, die Koriolanus in der Stadt hatte, geöffnet würden; andere befestigten ihre Häuser, gleich als wenn der Feind sich schon der Mauern bemächtigt hätte. In dieser allgemeinen Verwirrung war weder Zucht noch Kommando. Die Konsuln, die sich bloß durch die Furcht regieren ließen, waren wegen ganz anderer Verdienste, als der Geschicklichkeit im Kriege, erwählt worden. Von den Tribunen, die kurz vorher noch so trotzig gewesen waren, wurde jetzt nichts mehr gehört; alles nahm Theil an dem allgemeinen Schrecken; und es schien, als wenn die so sehr gepriesene Tapferkeit der Römer mit ihrem General in das Lager der Volscier übergegangen sey. In dieser Noth blieb nun nichts anders übrig, als eine andere Gesandtschaft, die noch ehrwürdiger und feyerlicher war, als die beiden vorigen, indem sie aus den Pontiferen, den Priestern und den Augurn bestand. Diese kamen in ihren gottesdienstlichen Kleidern und mit einem ehrwürdigen und traurigen Betragen aus der Stadt, und begaben sich in das Lager des Siegers:

sie beschworen ihn bey allem, was heilig war, bey der Ehrfurcht, die er den Göttern schuldig sey, und bey derjenigen, die er vielleicht gegen diejenigen hätte, welche als Diener der Götter jetzt zu seinen Füssen lägen, seinem Vaterlande den Frieden wieder zu geben: aber alles umsonst; sie fanden ihn eben so strenge und unerbittlich, wie vorher. Er bezeugte diejenige Hochachtung gegen sie, welche die Heiligkeit ihres Standes foderte; aber er sandte sie zurück, ohne das Geringste von seinen Foderungen nachzulassen.

Als das Volk sie unverrichteter Sache wieder zurückkommen sah, so fieng es an den Staat für verloren zu geben. Die Tempel waren mit alten Männern, mit Weibern und Kindern angefüllt, die, vor den Altären niedergeworfen, die heissesten Gebete für die Erhaltung des Vaterlandes gen Himmel schickten. Man hörte nichts als Jammer und Klagen, man sah nichts als Scenen des Schreckens und der äussersten Betrübniß. Endlich kam man auf die Gedanken, daß dasjenige, was nicht hatte durch die Vermittelung des Senats oder die Beschwörungen der Priester gewirkt werden können, vielleicht durch die Thränen seiner Gemahlinn, oder die Befehle seiner Mutter ausgerichtet werden könnte. Diese Gesandtschaft fand allgemeinen Beyfall und der Senat selbst bestätigte sie mit seinem Ansehen. Veturia, die Mutter des Koriolanus, trug anfänglich einiges Bedenken, ein solches Werk, wozu die Liebe zum Vaterlande sie verband, zu übernehmen, weil sie das unbiegsame Gemüth ihres Sohnes kannte, und nur befürchtete, daß sie seinen Ungehorsam in einem neuen Lichte, durch Verwerfung der Befehle einer Mutter, zeigen würde. Indessen unternahm sie doch endlich die Gesandtschaft, und begab sich, in Begleitung

vieler der vornehmsten römischen Frauen, mit der Volumnia, seiner Gemahlinn und seinen beiden Kindern, aus der Stadt. Koriolanus, welcher diesen traurigen Aufzug von Frauenzimmern von ferne ankommen sah, war willens ihnen eine abschlägige Antwort zu geben, und rief seine Officiere zu sich, um Zeugen seiner Entschlossenheit abzugeben: als man ihm aber sagte, daß seine Mutter und seine Gemahlinn mit dabey wären, so stieg er alsobald von seinem Tribunal herab, um sie zu bewillkommen und zu umarmen. Zuerst konnten die Frauen vor Thränen und Umarmungen nicht zu Worten kommen, und der rauhe Soldat selbst, so hart er war, konnte sich nicht enthalten, an ihrem Schmerz Theil zu nehmen. „Sage mir, Koriolanus, rief seine Mutter, wie soll „ich diese Zusammenkunft ansehen? umarme ich meinen Sohn, oder meinen Feind? bin ich deine Mutter, oder deine Gefangene? Warum habe ich leben müssen, um diesen Tag zu sehen? meinen „Sohn als einen Verbannten, und, welches noch viel „trauriger für mich ist, ihn als den Feind seines „Vaterlandes zu sehen? Wie ist es ihm möglich gewesen, seine Waffen gegen den Ort zu kehren, der „ihm das Leben gegeben hat? Wie kann er seine „Wuth gegen diejenigen Mauern richten, die sein „Weib, seine Kinder und seine Götter besitzen? „Aber ich allein habe meinem Vaterlande seinen Unterdrücker gegeben; wär ich nie eine Mutter geworden, so würde Rom noch frey seyn. Dieses „unglückliche Bewußtseyn wird mich martern, so „lange mein Leben noch dauert, und das kann nicht „lange mehr dauern. Allein, wenn ich gleich zum „Tode bereit bin, so versage doch diesen elenden Leidenden dein Mitleid nicht gänzlich, und bedenke, „wie schrecklich ihr Schicksal seyn wird, wenn sie

„nicht nur Verbannte, sondern auch dazu Gefangene „seyn müssen.“ Koriolanus schien während dieser Rede von streitenden Leidenschaften beunruhigt zu werden; seine Mutter, welche sah, wie sehr er gerührt war, unterstützte ihre Worte noch mehr durch die unwiderstehlichste Beredtsamkeit und ihre Thränen: seine Gemahlinn und seine Kinder hiengen um ihn her, und baten ihn um Schutz und Erbarmen; unterdeß das schöne Gefolge ihrer Begleiterinnen ihre Klagen mit den ihrigen vereinigten, und sowohl ihr eignes als ihres Vaterlandes Elend beweinten. Koriolanus schwieg einen Augenblick still, unter dem heftigen Kampfe zwischen der Ehre und den Trieben der Natur. Endlich, als wenn er aus seinem Traume erwacht wäre, lief er zu seiner Mutter, die vor ihm niedergefallen war, hob sie auf und rief aus: „O „meine Mutter, du hast Rom gerettet, aber deinen „Sohn verloren!“ Er gab demnach der Armee Befehl, abzuziehen; indem er gegen die Officiere vorgab, daß die Stadt zu stark sey, als daß sie erobert werden könnte. Tullus, welcher lange seinen Ruhm beneidet hatte, säumte nicht, sein gelindes Verfahren gegen seine Landsleute anzuschwärzen. Nach ihrer Rückkehr wurde Koriolanus in einem Aufstande des Volks getödtet, und nachher, da man diese That zu spät und vergebens bereute, ehrenvoll begraben.

Große und viele öffentliche Freudenbezeugungen wurden nach dem Abzuge der volscischen Armee in Rom angestellt. Der Senat erlaubte den Frauen, sich so viel Ehren auszubitten, als sie nur wollten; allein sie foderten weiter nichts, als daß der weiblichen Glücksgöttinn ein Tempel geweihet würde, welcher an eben dem Orte erbauet wäre, wo sie ihr Vaterland befreyet hätten; dieses geschah, und der Tempel wurde auf Kosten des Staats erbauet. Unter-

terdessen fieng die Tapferkeit, welche eine Zeitlang überwältigt war, wieder an, sich im Felde zu zeigen. Da Koriolanus nicht mehr am Leben war, so wagten sie es, den Volsciern die Spitze zu bieten, welche in der That, wegen ihrer eignen und ihrer Bundsgenossen Streitigkeiten, einigermaßen eine fremde Macht unnöthig machten, um sie zu überwinden. Die Römer erfochten im folgenden Jahre sowohl über sie, als über die Hernicier einen herrlichen Sieg. Unter andern kam ihr General Tullus ums Leben.

Spurius Kassius Viscellinus hatte vornehmlich die Ehre, diesen Sieg erhalten zu haben. Er war ein Mann, der von Natur die größte Eitelkeit besaß, und sie durch Großthuerey an den Tag legte: äußerst ehrgeizig, und eben so geneigt auf seine Verdienste einen zu hohen, als auf die Verdienste Anderer einen zu geringen Werth zu setzen. Er war dreymal Konsul gewesen, und hatte zweymal auf Verordnung des Senats einen Triumph gehalten; diese Vorzüge, womit er einiges Ansehn bey dem Volke verband, erregten seinen Ehrgeiz so weit, daß er damit umgieng, sich zum Könige von Rom zu machen. Um sich zu dieser Absicht desto geschickter zu machen, entschloß er sich, da ihm der Senat die Macht gegeben hatte, den besiegten Nationen nach seinem Gutbefinden Friedensbedingungen vorzuschreiben, sich dieselben durch die schmeichelhaftesten Vergünstigungen zu verbinden. Er gab ihnen also den dritten Theil von dem, was er erobert hatte, zurück; er bewilligte ihnen den Titel römischer Bürger, und begegnete den Ueberwundenen, in aller Absicht, nicht anders, als er einer siegreichen Armee gethan haben würde. Um sich in jedem Theile des Staats Freunde zu machen, gab er den Lateinern die eine Hälfte von den noch übrigen eroberten Ländern, und behielt die andere für die

armen Bürger in Rom zurück. Hiermit noch nicht zufrieden, entschloß er sich, seine Gunst bey dem Volke dadurch zu vermehren, daß er gewisse Ländereyen, die schon lange im Besitz der Reichen gewesen waren, und von welchen er behauptete, daß sie dem ganzen Staat angehörten, unter die Armen austheilte. Als er demnach am folgenden Tage nach seinem Triumph, der Gewohnheit gemäß, von seinen Verrichtungen Rechenschaft gab, so breitete er sich über seine außerordentliche Sorgfalt und seine weise Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten aus; über seine große Vermehrung der römischen Unterthanen und Bürger, und über seine besondern Geschicklichkeiten, den Staat zu verwalten; er bemerkte ferner, daß die Eroberungen der Römer, so ausgebreitet sie auch seyn möchten, doch wenig zu bedeuten hätten, wenn die Reichen allein die Vortheile derselben genössen; wenn indeß, daß der Senat und die Patricier im Ueberfluß lebten, die alten Soldaten in Dürftigkeit und Verborgenheit schmachteten. Er sey daher der Meynung, man müsse alle die Ländereyen, welche den Feinden abgenommen und jetzt in den Händen der Reichen wären, aufs genaueste schätzen, und sie dann unter die geringern Bürger gleich vertheilen. Dieses war der erste Ursprung des berühmten Ackergesetzes, welches nachher so große Unruhen unter dem Volke anrichtete. Nichts konnte größer seyn, als der Unwillen des Senats, da er es vorschlagen hörte; da er vorher seiner öffentlichen Rechte beynahe gänzlich beraubt war, so sah er sich jetzt in seinen Privatbesitzungen angegriffen: alle die Güter, die ihre Vorfahren oder sie selbst sich durch Tapferkeit oder Fleiß erworben hatten, wurden jetzt dazu bestimmt, ihnen entrissen, und unter die trägen, liederlichen und nichtswürdigen

Bürger

Bürger ausgetheilt zu werden. Eine Berathschlagung nach der andern wurde angestellt, um die Maaßnehmungen abzureden, wodurch man die Wirkungen dieses Gesetzes und die ehrgeizigen Absichten des Kassius vereiteln könnte. Das Volk war auf seiner Seite nichts weniger aufrührisch; die Tribunen, und diejenigen, welche mehr als die geringsten Bürger im Vermögen hatten, wollten sich nicht gerne den niedrigsten von denen, über welche sie sich die Regierung anmaßeten, gleich machen lassen; die Klienten der Reichen sahen das Interesse ihrer Patronen als ihr eignes an: allein ungeachtet alles dessen, bestand der größte Theil des Volks hartnäckig und mit dem größten Eifer auf der Bestätigung dieses Ackergesetzes, uud drohte dem Staate den Untergang, im Fall man sich weigerte es zuzugestehen. Sogar einige von den Herniciern und den Volsciern wurden bey dieser Gelegenheit herbeygerufen, um den Tumult zu vermehren, oder den Urheber, im Fall ihm sein Vorhaben fehlschlagen sollte, zu unterstützen. Der Senat sah endlich ein, daß es nothwendig sey, nachzugeben, und gab daher dem Volke das Versprechen, daß die Ländereyen seinem Verlangen gemäß, vertheilt werden; daß aber die Alliirten und Bundsgenossen, die an dem Erwerb derselben keinen Theil hatten, von der Vertheilung ausgeschlossen seyn sollten. Dieses Versprechen besänftigte das Volk für diesmal, und gab dem Senat bequeme Zeit, die gehörigen Maaßregeln zu nehmen, um den ersten Urheber zu bestrafen. Diesem zufolge bestimmten denn die Quästorn auf seinen Befehl einige Zeit nachher dem Kassius einen Tag, an welchem er sich gegen die Anklage, daß er damit umgegangen sey, sich zum König zu machen, vor der Versammlung des Volks verantworten sollte. Ein so unerwarteter Streich setzte diesen Demagogen

magogen durch die gerechtesten Besorgnisse in große Unruhe, vornehmlich da er die Tribunen sowohl als die Patricier wider sich hatte. Er erschien vor der Versammlung in einer Kleidung, die seinen damaligen Umständen gemäß war, und bemüthe sich, das Volk zu seinem Besten zum Mitleiden zu bewegen. Er sagte, die Patricier verfolgten ihn so wegen seines großen Eifers für die Sache des Volks; er sey der einzige Freund, den es jetzt hätte, und sein Interesse sey mit dem seinigen aufs genaueste verbunden. Allein er sah sich von allen verlassen. Der Senat hatte die gerechteste Ursache, ihn zu verfolgen; die Tribunen beneideten ihm seine große Gunst bey dem Volke, und wollten sich seiner Sache nicht annehmen; und das Volk, welches mit den Patriciern, wegen ihrer letztern Gefälligkeit gegen seine Forderungen, sehr zufrieden war, überließ ihn ihrer Wuth. Da er also vieler Verbrechen schuldig befunden ward, die alle dahin abzielten, die Staatsverfassung zu verändern, so wurde er, ungeachtet seiner vielen wahren Dienste und der Fürbitten seiner Freunde und Klienten, von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt, von eben dem Volke, dessen Vortheil zu befördern er so eifrig bemüht gewesen war. Zu spät ward es seinen Irrthum gewahr, und bedauerte seinen Verfechter mit einem solchen Grade von Betrübniß, der nur desto stärker von seiner Undankbarkeit zeugte.

J. d. Gr. 274. Bald nach dem Tode des Kassius fieng das Volk wieder an, sehr stark auf die Vollziehung des Ackergesetzes zu dringen; allein der Senat wußte es, durch eine Ausflucht, die seiner Weisheit unwürdig war, so einzurichten, daß die Konsuln sich zu einem Feldzuge gegen die Aequier rüsten mußten. Das Volk weigerte sich anfänglich, sich anwerben zu lassen, bis endlich die Konsuln auf ein neues Mittel fielen, daß sie

sie nämlich alle Landhäuser derer, die sich weigerten, niederreissen ließen. Dieses that die gewünschte Wirkung; das Volk kam haufenweise herbey, und bot sich an, um seine Güter vom Verderben zu retten, worauf es denn mit dem gewöhnlichen guten Glücke der Römer gegen den Feind angeführt wurde. Unterdeß also, daß der Streit in der Stadt fortwährte, breiteten die römischen Waffen sich immer weiter in Italien aus; denn der Geist der Freyheit, welcher beide Partheyen belebte, trug nur dazu bey, ihren Muth desto mehr zu entflammen.

Diese Kunstgriffe, die Sache von einer Zeit zur andern zu verschieben, währten auf Seiten des Senats beynahe fünf Jahre lang fort, und eben so hartnäckig bestand das Volk auf seinen ungestümen Forderungen: jener wurde durch sein Privatinteresse und den Nutzen des Staats gereizt; und dieses wurde durch das gegebene Versprechen und das Bewußtseyn seiner überlegenen Macht in seiner Hartnäckigkeit bestärkt. Mitten unter diesen Unruhen erlitten die Römer unter dem Kommando des Virginius, eines ihrer Konsuln, eine Hauptniederlage von der etruriſchen Armee; und obgleich Fabius gerade zu rechter Zeit ihm zu Hülfe kam, so streiften doch die Feinde, bey seinem Rückzuge, sogar bis vor die Thore von Rom. Dieß diente dazu, die Unzufriedenheit und die Feindseligkeiten der Bürger zu vermehren, indem die Senatoren noch immer ihr Versprechen nicht erfüllten, und das Volk sich nicht wollte werben lassen. In dieser Noth erbot sich die Familie der Fabier, vier tausend an der Zahl, die Gränzen des römischen Gebiets zu vertheidigen. Sie erbauten ein Kastel an der feindlichen Gränze, thaten häufige Einfälle, und bereicherten sich sehr durch die Beute. Die Kürze dieses Werks wird es nicht verstatten, alle die kleinen Vor-

fälle und unerheblichen Treffen, welche in diesen Kriegen zwischen den Römern und den kleinen benachbarten Staaten sich ereigneten, zu erzählen. Es wird genug seyn, zu sagen, daß sie sich insgesammt mit dem gleichen guten Glücke endigten, daß nämlich die Feinde um Frieden baten, und die Römer ihr Gebiet erweiterten. Die Fabier waren indeß nicht so glücklich, indem sie alle bis auf den letzten Mann, in einem Hinterhalte, welchen die Vejenter ihnen legten, niedergehauen wurden. Von dieser edlen Familie blieb bloß einer am Leben, dessen Nachkommenschaft in den folgenden Zeiten dem Staate gleicher Weise große Dienste leistete.

Aber nicht allein das Gebiet der Römer wurde während dieser Kriege und bürgerlichen Unruhen vergrößert, sondern auch ihre Bürger wurden immer zahlreicher. In der dießjährigen Zählung fand sichs, daß sie sich auf hundert und eilf tausend Mann beliefen, welche fähig waren, die Waffen zu tragen, nebst dreymal so viel Weibern, Kindern und Sklaven. Diese Vermehrung des Volks, ohne Handel, diente bloß dazu, die Unruhen der Stadt zu vergrössern. Jedes Jahr brachte irgend einen neuen Tumult zwischen den uneinigen Ständen des Staats hervor. Das Volk, welches jetzt die obrigkeitlichen Personen erwählte, hatte nicht Geschicklichkeit oder Rechtschaffenheit genug, immer fähige Männer auszusuchen, und kaum legte irgend ein Konsul sein Amt nieder, daß nicht das Volk gleich bey der Hand gewesen wäre, ihn wegen seiner Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit anzuklagen. Auf diese Weise klagte man den Konsul Menenius an, weil er die Familie der Fabier hätte umkommen lassen; er war freylich ein ungeschickter General, aber an dem Vergehen, welches ihm Schuld gegeben ward, ganz unschuldig.

Aber

Aber dieß half ihm nichts; er wurde zu einer Geldstrafe von ungefähr dreyßig Thalern verurtheilt, eine Summe, die er, so mäßig sie auch in unsern Zeiten ist, nicht im Stande war, zu bezahlen. Er schloß sich daher, aus Abscheu vor der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit seiner Mitbürger in seinem Hause ein, und hungerte sich zu Tode.

Im folgenden Jahre wurden die beiden Konsuln des vorigen Jahrs, Manlius und Fabius, auf gleiche Weise von den Tribunen vorgeladen, vor dem Volke zu erscheinen. Das Ackergesetz war der Gegenstand, welcher noch immer verfolgt wurde, und sie wurden angeklagt, daß sie die Vollziehung desselben auf eine unverantwortliche Weise verzögert hätten. Die nämliche Beharrlichkeit auf der einen und Hartnäckigkeit auf der andern Seite setzte die Stadt aufs neue in Gährung, und drohete einer von beiden Partheyen den Untergang, als der Tribun Genucius, welcher das Gesetz wieder auf die Bahn gebracht hatte, in seinem Bette, ohne irgend ein Zeichen gewaltsamer Ermordung, todt gefunden ward. Dieser Umstand, welcher den Verdacht des Volks hätte erregen sollen, diente bloß dazu, seinen Aberglauben in Furcht zu setzen; es kam auf die Gedanken, daß die Götter seiner Sache zuwider wären, und war geneigt zu seinem vorigen Gehorsam wieder umzukehren. Die Konsuln, um sich diese glückliche Gelegenheit zu Nutze zu machen, fiengen an, neue Werbungen anzustellen; denn es war nunmehr eine festgesetzte Staatsmaxime geworden, die bösen Säfte des Volks dadurch abzuführen, daß man mit einem Theile desselben zu Felde zog. Sie stiegen daher, von den Liktorn umgeben, auf ihre Tribunale, und fanden auch so lange gar keinen Widerstand in der Werbung, bis sie endlich, da die Reihe an einen gewissen Centurio, Namens

Volero,

Volero, kam, welcher sich nicht wollte als gemeiner Soldat aufschreiben lassen, Befehl gaben, ihn auszuziehen, und zu geisseln. Diese unüberlegte Strenge entzündete nicht nur den Unwillen des Volks aufs neue, sondern gab auch nachher zu einem neuen Streit über die Macht der Konsuln und die Vorrechte des Volks Gelegenheit. Der Gefangene wurde von dem Pöbel in Freyheit gesetzt; die obrigkeitlichen Personen fortgejagt; und um sie noch mehr zu demüthigen, wurde Volero bald nachher zu einem Tribun des Volks erwählt.

Die Wahl dieses Demagogen schien eine große Beleidigung der Patricier zu seyn; er war nicht allein entschlossen, das Ackergesetz durchzusetzen, sondern auch ein anderes anzuordnen, nach welchem das Volk seine Stimmen nach Tribus und nicht nach seinen Kurien oder Centurien geben sollte. Dieses war ein anderer tödtlicher Streich für die Macht der Patricier; denn wenn das Volk centurienweise seine Stimme gab, so kam alles ganz allein auf die Patricier an, und wenn es kurienweise geschah, wobey allein die Einwohner der Stadt ihre Stimmen gaben, so hatten sie auch wegen der großen Anzahl ihrer Klienten das Uebergewicht; so aber, wenn nach diesem Gesetz ein jeder römischer Bürger, aus was für einem Theile des römischen Gebiets er auch kam, seine besondere Stimme gab, die eben so viel galt, als die des vornehmsten Senators, hatten die Patricier allen Einfluß gänzlich verloren, und es blieb ihnen weiter nichts dabey übrig, als sich bloß leidend zu verhalten. Es fand daher anfänglich bey dem Senat den stärksten Widerstand, und eben so sehr wurde von dem
J.d.St. 282. Volke darauf gedrungen. In diesem Streit nahm sich der Konsul Appius Klaudius, des vorigen Appius Sohn, der eine Art von angeerbtem Haß gegen

das

das Volk besaß, der Sache besonders eifrig an. In einer von den öffentlichen Versammlungen widersetzte er sich den Absichten des Volks mit so vieler Hitze, und legte die aufrührische Denkungsart der Tribunen so klärlich an den Tag, daß sie ihm befahlen, die Versammlung zu verlassen, und als er sich das zu thun weigerte, Befehl gaben, daß man ihn ins Gefängniß bringen sollte.

Eine solche Ausdehnung ihrer Macht, welche die Tribunen sich herausnahmen, setzte alle Senatoren, die zugegen waren, in Erstaunen; sie ergriffen die Waffen, um ihn zu vertheidigen, und so wie das Volk in dem vorigen Falle die Liktorn zurückgeschlagen hatte, so wurden sie jetzt von den Patriciern zurückgetrieben. Dieß schien das Signal zu einem neuen Aufruhr zu seyn; Steine, Fackeln und alle Waffen, welche die Wuth nur herbeyschaffen konnte, an einem Orte, wo die Bürger niemals Waffen trugen, wurden gegen einander gebraucht. Aber Quintus, der andere Konsul, ein Mann von sanften und friedfertigen Gesinnungen, lief mitten zwischen die Streitenden, und brachte es durch Bitten und Flehen bey einigen, und durch Drohungen bey andern dahin, daß sie für diese Macht ihre gegenseitigen Feindseligkeiten einstellten. Allein den folgenden Tag wurde der Tumult mit noch größerer Wuth, als vorher, erneuert: Appius focht an der Spitze seiner Klienten und anderer jungen Patricier mit allem seinen angebornen Trotz und Ungestüm. Aber der Tribun Lektorius nahm mit einer unzähligen Menge von dem geringern Theile des Volks das Kapitolium in Besitz, woselbst sie sich befestigten und dem Anscheine nach fest entschlossen waren, sich gegen ihre Widersacher aufs äußerste zu wehren. Ihr Verfahren schien jetzt noch entschlossener zu seyn, als bey dem

vorigen

vorigen Abfalle auf dem aventinischen Berge; denn damals hielten sich die Empörer in einiger Entfernung von Rom; jetzt waren sie in dem Herzen der Stadt. Die Besänftigung dieses Tumults war ebenfalls dem Quintius aufbehalten, welcher durch seine sanften Vorstellungen so viel ausrichtete, daß das Gesetz dem Senat zur Entscheidung vorgetragen wurde. Diese ehrwürdige Gesellschaft beschloß, nach vielen Streitigkeiten, die wohl mehr des Scheins halber, als aus Ungewißheit geführt wurden, daß man in den Willen der Tribunen und des Volks willigen und unverzüglich das Gesetz festsetzen müsse. Es gieng mit einmüthiger Bewilligung aller Stände durch, und von dieser Zeit an wurden die Obrigkeiten des Volks nach den Tribus erwählt. So ließ also das Volk allmählig den Patriciern nichts als den Schatten von Macht übrig; und selbst dieser entschloß sich, das Volk, welches jetzt gelernt hatte, wie es sich vereinigen müsse, ihnen zu rauben.

Unterdessen war Appius, wie wir aus seiner vorigen Aufführung leicht schließen können, weit entfernt, mit dieser neuen Bewilligung von Gewalt zufrieden zu seyn: er bewies eine Verachtung gegen das Volk, die mehr die Wirkung der Gewohnheit als der Vernunft zu seyn schien, und machte dem Senat wegen seiner Kleinmüthigkeit sehr heftige Vorwürfe. Dem Volke war dieses gar nicht unbekannt, und es wünschte nur eine Gelegenheit, ihm seinen Unwillen empfinden zu lassen. Diese fand sich bald, da er zum General gegen die Volscier bestimmt ward, welche, wie gewöhnlich, die unbewachten Gränzen des römischen Gebiets durch ihre Einfälle beunruhigt hatten. Da Appius also jetzt die Armee kommandierte, so hatte er ein offenes Feld, die natürliche Härte seines Gemüths zu äußern. Die römische Kriegszucht, welche

welche selbst, wenn sie noch so sehr gemildert ward, ausnehmend harte war, machte er durch seine Strenge fast unerträglich. Die Soldaten gehorchten nur saumselig einem General, den sie hasseten; und er vermehrte dagegen seine Strenge, nach Verhältniß ihrer Saumseligkeit. Sie sahen daher seine Strenge jetzt mehr als eine boshafte Rache, als eine heilsame Züchtigung an, und erwarteten den Feind, bloß damit sie Gelegenheit hätten, ihm dieses nicht an seiner Person, sondern an seinem Ruhm zu vergelten. Sobald die Volscier also kamen, so flohen die Römer davon. Er führte sie ins Feld, um eine Rede an sie zu halten, und die ganze Armee weigerte sich, ihm Gehör zu geben. Hierauf wollte er sie von dem Feinde zurückziehen, allein statt eines ordentlichen Rückzuges floh alles in Unordnung davon. Endlich fand er ein Mittel, denjenigen Theil seiner Truppen, der ihm noch übrig war, fest zu halten, indem er ihn an einem sichern Orte lagerte. Hier stellte er sie in ihre Glieder, schalt sie wegen ihrer Feigheit, und gab der Nachwelt ein auffallendes Beyspiel von der Strenge der römischen Kriegszucht, und von der Genauigkeit des militärischen Gehorsams. Erst ließ er alle Centurionen, welche geflohen waren oder ihre Glieder verlassen hatten, stäupen und darauf enthaupten; hiernächst gab er seinen Soldaten die heftigsten Verweise, daß sie ihre Waffen im Stiche gelassen hätten, hob darauf durch das Loos den zehnten Mann heraus, und ließ ihn in Gegenwart seiner zitternden Gefährten hinrichten. Soldaten, die einen so großen Eifer für die Freyheit in Friedenszeiten, und eine so tiefe Unterwerfung gegen ihre Generale im Kriege bewiesen, waren dazu gemacht, die Welt zu erobern. Appius indessen setzte seine Strenge nicht lange ungestört fort; denn einige Zeit nachher betrie-

ben

ben die Tribunen wieder mit vieler Hitze das Ackergesetz, und da er sich noch immer eifrig dagegen setzte, so bestimmten sie ihm einen Tag, an welchem er sich gegen die Anklage, daß er der erklärte Feind der öffentlichen Freyheit sey, vertheidigen sollte. Appius gehorchte; allein er erschien vor dem Volke nicht auf die gewöhnliche Weise, in einer demüthigen Kleidung und Stellung, sondern redte für sich mit einer Zuversicht, welche ein vorgängiger fester Entschluß zu sterben ihm einflößte. Die Tribunen, welche fanden, daß seine Unschuld zu sichtbar sey, als daß man hätte eine gegründete Anklage gegen ihn vorbringen können, verschoben seine Verurtheilung auf einen andern Tag; er kam ihr aber durch den Selbstmord zuvor, welcher jetzt sehr gewöhnlich in Rom geworden war.

J. d. St. 292. Der Tod des Appius und einige Kriege, oder vielmehr Einfälle, welche die Römer in das Gebiet der Volsciер thaten, erklärten auf einige Zeit den Eifer des Volks für das Ackergesetz; aber bald nachher erregten die Tribunen neue Unruhen, und hatten die Kühnheit zu behaupten, daß das Volk nicht nur an den Ländereyen, sondern auch an der Regierung des Staats Theil haben, und daß ein Kodex geschriebener Gesetze zusammen getragen werden müsse, um die Gränzen der Pflichten der Bürger zu bestimmen. Die Widersetzung, welche dieses von Seiten der Patricier fand, war nicht weniger hitzig; sie trieben das aufrührische Volk, von dem Cäso, dem Sohn des Quintius Cincinnatus, der sich bald durch seine Tapferkeit und Frugalität einen so großen Ruhm erwarb, angeführt, vom Markte herunter. Die Tribunen beschlossen, an diesem jungen Patricier ein Exempel zu geben, um andre ins künftige vor dergleichen Beleidigungen abzuschrecken; und bestimmten ihm daher

her einen Tag, sich vor dem Volke zu vertheidigen. Da er der Sohn eines Mannes war, der bey beiden Partheyen in der größten Hochachtung stand, so verfuhr man mit ihm so gelinde, daß es ihm erlaubt ward, Bürgen zu stellen. Er entfloh darauf in Etrurien, und sein Vater, Quintius Cincinnatus, sah sich daher genöthigt, fast alle seine Güter zu verkaufen, um den Bürgen ihre gestellte Kaution zu ersetzen; worauf er sich auf ein geringes Landgut und in eine kleine Hütte jenseits der Tiber begab, und daselbst ein zufriednes Leben führte, indem er seine wenigen Morgen Landes mit eignen Händen pflügte, und die Früchte seines Fleißes einerndtete. Die Tribunen indessen waren nicht damit zufrieden, daß sie den Cäso aus der Stadt vertrieben hatten; sie fuhren immer fort, mit Ungestüm auf das Ackergesetz zu dringen, und streuten das Gerücht aus, daß der Senat damit umgienge, sie ums Leben zu bringen. Dieser Kunstgriff hatte vornehmlich die Absicht, den Senat in Furcht zu setzen, damit er sich nach ihrem Willen bequemen möchte; allein er hatte bloß die natürlichere Wirkung, daß er das Volk noch aufrührischer machte, und seine Erbitterung vergrößerte.

In diesem Zustande der Bewegung und allgemeinen Unordnung fehlte nicht viel, daß Rom in die Gewalt eines fremden Feindes gefallen wäre. Herdonius, ein Sabiner, ein Mann von unerschrockner Kühnheit und großem Ehrgeiz, faßte den Anschlag, die Stadt, unterdeß sie durch innerliche Unruhen zerrüttet wurde, zu überfallen und zu plündern In dieser Absicht brachte er eine Armee von viertausend Mann, die aus seinen Klienten und verlaufenen Sklaven bestand, zusammen, und ließ sie in der Nacht auf Kähnen die Tiber herabfahren, so daß das Volk erstaunte, als es den folgenden Morgen sah, daß eine

fremde Armee das Kapitolium, die Citadelle von Rom, in Besitz genommen hatte. Herdonius that auf seiner Seite alles, was in seinem Vermögen stund, um die geringern Bürger und die Sklaven zu bereden, daß sie auf seine Seite treten möchten. Diesen versprach er die Freyheit und jenen einen reichen Antheil an den Eroberungen und der Beute. Die Tribunen waren in dieser Noth weit davon entfernt, das Volk zu den Waffen aufzumuntern; sie wandten im Gegentheil alle ihre Beredtsamkeit an, um es zu bereden, nicht eher zu fechten, bis die Patricier sich durch einen Eid verbindlich gemacht hätten, zehn Männer zu erwählen, welche die Macht hätten, Gesetze zu geben, und dem Volke einen gleichmäßigen Antheil an allen Vortheilen, welche künftig dem Staat zuwachsen würden, zu verstatten. So hart diese Bedingungen waren, so sahen die Konsuln sich doch durch die Noth gezwungen, sie zu versprechen; und Valerius, einer von ihnen, stellte sich an die Spitze derer, die sich anboten, marschirte auf das Kapitolium los, und rief dabey aus: „Wer sein Vaterland zu retten wünscht, der komme und folge mir!“ Ein großer Haufen von Volk folgte ihm zum Angriff nach, und das Kapitolium ward endlich durch Sturm erobert, aber der Konsul kam dabey ums Leben. Herdonius tödtete sich selbst, die Sklaven wurden hingerichtet, und die Uebrigen zu Gefangenen gemacht.

Allein, wiewohl die Stadt also von den auswärtigen Feinden befreyet war, so hatte sie doch auf keine Weise Ruhe von ihren innerlichen Streitigkeiten. Die Tribunen drangen jetzt bey dem noch lebenden Konsul auf die Erfüllung seines Versprechens; allein es scheint, daß das Ackergesetz eine Forderung war, an deren Bewilligung der Senat nicht denken konnte.

Der

Der Konsul machte daher viele Zögerungen und Entschuldigungen, bis er endlich, da er nicht länger vermeiden konnte, eine ausdrückliche Erklärung von sich zu geben, sagte, da beide Konsuln das Versprechen gethan hätten, so könne er allein nichts thun. Es wurde daher eine Versammlung angesetzt, um einen neuen Konsul zu erwählen; und der Senat fiel auf den Quintius Cincinnatus, dessen Sohn kürzlich vor dem Volke verklagt und entflohen war, damit das Volk keine Hoffnung haben möchte, seine Wünsche erfüllt zu sehen. Cincinnatus hatte, wie ich schon erzählt habe, seit einiger Zeit alle ehrbegierigen Absichten aufgegeben, und lebte in der Einsamkeit auf seinem kleinen Landgute. Hier fanden ihn die Deputirten des Senats hinter dem Pfluge und in der schlechten Kleidung eines arbeitenden Landmanns. Er schien sehr wenig durch ihre ehrerbietigen Begrüssungen und die prächtigen Kleider, die sie ihm brachten, gerührt zu werden; und als sie ihm den Willen des Senats bekannt machten, ließ er vielmehr Bekümmerniß blicken, daß man seiner Hülfe bedürfte: er zog von Natur die Annehmlichkeiten des stillen Landlebens dem beschwerlichen Glanz eines öffentlichen Amtes vor, und sagte bloß zu seiner Frau, als sie ihn wegführten: „Ich fürchte, meine Attillia, daß unser „kleines Feld auf dieses Jahr unbestellt bleiben wird.“ Nachdem er also einen zärtlichen Abschied genommen hatte, begab er sich in die Stadt, wo er beide Partheyen in großer Erbitterung gegen einander fand. Dieser neue Konsul war indessen entschlossen, es mit keiner von beiden zu halten; sondern sich vielmehr durch die genaueste Sorgfalt für das Beste seines Vaterlandes, anstatt das Zutrauen irgend einer Parthey zu gewinnen, die Hochachtung aller zu erwerben. So brachte er es durch Drohungen und ein zu rechter

Zeit angebrachtes Nachgeben bey den Tribunen dahin, daß sie ihr Gesetz eine Zeitlang aussetzten, und betrug sich so, daß er das Schrecken des Volks war, so oft es sich weigerte Kriegsdienste zu nehmen, und es am stärksten aufmunterte, wenn seine Unterwerfung es verdiente. Seine Politik bestand darinnen, daß er die Bürger, welche das Kapitolium wieder erobert hatten, unter den Waffen erhielt, als wenn sie durch ihren Eid verpflichtet wären, ihm zu folgen, und ihnen drohete, sie in ein Winterlager zu führen, woran sie gar nicht gewöhnt waren, im Fall sie ihm nicht gehorchten; wodurch er die Tribunen so sehr in Furcht setzte, daß sie das Gesetz aufgaben, unter der Bedingung, daß er das Winterlager nicht aufschlüge: kurz er führte sein Amt mit so vieler Geschicklichkeit, Mäßigung, Menschenliebe und Gerechtigkeit, daß das Volk sein Verlangen nach neuen Gesetzen zu vergessen schien, und der Senat ihn noch länger zum Konsul zu haben wünschte. Nachdem er also die Ruhe, die er selbst so sehr liebte, dem Volke wiedergegeben hatte, so verließ er den Glanz der Ehre, um sie mit desto größerer Annehmlichkeit auf seinem kleinen Landgut zu genießen.

J. d. St. 295. Cincinnatus hatte noch nicht lange sein Amt niedergelegt, als ein neues Bedürfniß des Staats schon wieder seine Hülfe nöthig machte: die Aequier und die Volscier, die, ungeachtet sie immer den Kürzern zogen, doch immer den Krieg erneuerten, thaten neue Einfälle in das römische Gebiet. Minutius, einer von den Konsuln, die dem Cincinnatus in der Regierung gefolgt waren, wurde ihnen entgegen geschickt; da er aber von Natur furchtsam war, und sich mehr fürchtete, überwunden zu werden, als daß er hätte wünschen sollen, selbst zu siegen, so ließ er sich mit seiner Armee in ein enges Thal zwischen zween Bergen treiben,

ben, aus welchem kein andrer Ausgang offen war, als durch den Feind. Dieser aber wurde gleich von den Aequiern befestigt; wodurch die römische Armee von allen Seiten so eingeschlossen ward, daß ihr nichts übrig blieb, als sich dem Feinde zu ergeben, oder Hunger auszustehen, oder auf der Stelle zu sterben. Einige Ritter, welche Mittel fanden, sich heimlich durch das Lager der Feinde davon zu machen, waren die ersten, welche die Nachricht von diesem Unglücke nach Rom überbrachten. Nichts konnte größer seyn als die allgemeine Bestürzung, da man dieses hörte; der Senat dachte zuerst an den andern Konsul; allein da man noch nicht genug Erfahrung von seinen Fähigkeiten hatte, so richtete jedermann seine Augen auf den Cincinnatus, und man beschloß, ihn zum Diktator zu machen. Cincinnatus, der einzige Mann, welchem Rom jetzt alles anvertrauen konnte, wurde wieder, wie vorher, von den Abgesandten des Senats in seinem kleinen Felde angetroffen, welches er mit frohem Fleiße bearbeitete. Er erstaunte anfangs über die Zeichen einer unumschränkten Macht, womit die Abgeschickten ihn bekleideten; noch mehr aber über die Ankunft des Vornehmsten im Senat, der ihm bey seiner Annäherung aus der Stadt entgegen kam. Eine so unerwartete Würde hatte indessen gar keinen Einfluß auf die Einfalt oder Redlichkeit seiner Sitten; und da er nunmehr die höchste Gewalt in Händen hatte, und seinen Magister Equitum ernennen mußte, so wählte er einen armen Mann, Namens Tarquitius, der, gleich ihm die Reichthümer verachtete, wenn sie zur Schande leiteten. Tarquitius war von patricischer Familie, aber, wiewohl er eine ausnehmende Tapferkeit besaß, so hatte er doch bisher, weil er nicht im Stande war so viel Geld aufzubringen, um sich ein Pferd zu kaufen, immer nur

zu Fuße gefochten, voll Begierde seinem Vaterlande zu dienen, wenn es gleich in dem niedrigsten Posten seyn sollte. Also wurde die Rettung einer großen Nation einem Landmanne, der vom Pfluge genommen, und einem gemeinen Soldaten, der aus dem Hefen der Armee ausgesucht war, anvertrauet. Sobald der Diktator in die Stadt kam, nahm er eine heitere Miene an, und bat alle diejenigen, welche fähig wären die Waffen zu tragen, sich auf dem Kampus Martius, (dem Orte, wo die Truppen geworben wurden,) mit den nöthigen Waffen und Mundvorrath auf fünf Tage einzufinden. An der Spitze dieser Truppen marschirte er in großer Eile die ganze Nacht durch, und hatte schon vor Tages Anbruch den Feind im Gesichte. Wie er sich ihm näherte, befahl er seinen Soldaten, ein lautes Geschrey zu erheben, um des Konsuls Armee von dem Beystande, welcher ihr zu Hülfe kam, zu unterrichten. Die Aequier geriethen in nicht geringes Erstaunen, als sie sich zwischen zweenen feindlichen Armeen erblickten, noch mehr aber, als sie sahen, daß Cincinnatus die stärksten Verschanzungen um sie her machte, damit sie nicht entwischen könnten, und sie eben so einschloß, wie sie den Konsul eingeschlossen hatten. Um dieses zu verhindern, kam es zu einem sehr hitzigen Treffen; allein die Aequier, die von beiden Seiten eingeschlossen, und nicht im Stande waren, weder Widerstand zu thun, noch zu entfliehen, sahen sich genöthigt, sich zu ergeben. Sie überließen es dem Gutdünken des Diktators ihnen Bedingungen vorzuschreiben. Er schenkte ihnen das Leben, nöthigte sie aber, zum Zeichen der Sklaverey, unter dem Joche herzugehen, welches aus zweenen gerade aufgerichteten Spießen, über welchen ein anderes queer über gelegt war, in Gestalt eines Galgens, bestand. Ihre Officiere und Generale machte

er

er zu Kriegsgefangenen, um seinen Triumph mit ihnen auszuschmücken. Die Plünderung des feindlichen Lagers überließ er gänzlich seinen Soldaten, ohne das geringste für sich selbst zu behalten, oder der befreyeten Armee etwas zu überlassen. Nachdem er also eine römische Armee vom unvermeidlichen Untergange gerettet, nachdem er einen mächtigen Feind überwunden, nachdem er seine Stadt erobert und befestigt, und, was noch mehr ist, nachdem er allen Antheil an der Beute ausgeschlagen, legte er seine Diktatur nieder, nachdem er sie nur vierzehn Tage verwaltet hatte. Der Senat wollte ihn gerne reichlich beschenken, aber er schlug alle seine Anerbietungen aus, und begab sich wieder vergnügt auf sein Landgut und in seine Hütte, zufrieden mit der Mässigkeit und der Ehre.

Im folgenden Jahre rückten die Aequier, welche ihren verlornen Ruhm gerne wieder gewinnen wollten, aufs neue ins Feld, und bemächtigten sich wieder ihrer Stadt. Auf der andern Seite, wenn in Rom Werbungen angestellt werden sollten, um sich ihrem Fortgange zu widersetzen, weigerten die Tribunen sich, das Volk Dienste nehmen zu lassen. Die Noth war indeß so dringend, daß eine Armee aufgebracht werden mußte; und als daher die Senatoren das Volk widerspänstig fanden, so erboten sie sich, selbst, mit ihren Klienten und Anhängern, dem Feinde entgegen zu gehen. So viele alte ehrwürdige Männer, die man so lange als die Väter des Staats angesehen hatte, und die jetzt mit schwachen Kräften abmarschirten, einem Feind entgegen, welchen die jungen und frischen Leute sich weigerten anzugreifen, rührte das Volk so sehr, daß es sich, Trotz seiner Aufwiegler, erbot zu Felde zu gehen, wofür es sich nur als eine Belohnung ausbat, daß die Anzahl seiner Tribunen von J. d. St. 296.

fünfen bis auf zehn erhöhet würde. Einige von den Senatoren sahen dieses als ein Mittel an, die Zahl ihrer Feinde zu vermehren; aber Cincinnatus, welcher ein reiferes Urtheil über die Sache fällete, versicherte sie, daß es das unfehlbarste Mittel seyn würde, diejenige Macht, welche sie so lange eingeschränkt hätte, zu schwächen; denn wenn ihrer zehn erwählt würden, so hätte man den stärksten Grund zu hoffen, daß man einen Theil derselben auf seine Seite bringen würde, da ein einziger Tribun die Entschließung aller übrigen umwerfen könne. Der Senat gab daher seiner Meynung gerne Beyfall, und benachrichtigte die Tribunen in der Absicht, daß man diese Bewilligung als eine Gefälligkeit ansehen möchte, daß man nach langer Ueberlegung endlich für gut gefunden hätte, in ihr Begehren zu willigen.

Diese Bewilligung schien auf eine Zeitlang das Volk zu befriedigen; aber es war noch kein Jahr verflossen, als die Tribunen, welche anfänglich fest zusammen hielten, noch größere Eingriffe thaten, und es wagten, so gar durch ihre eigne Macht eine Versammlung des Senats anzustellen. Sie verlangten auch, daß es dem Volke erlaubt werden sollte, auf dem Berge Aventinus, der drey Viertelstunde im Umfang hatte, und noch ohne Innhaber war, zu bauen. Dieses ließ sich der Senat, wiewohl erst nach heftigen Streitigkeiten, gefallen, in Hoffnung, daß es ein Mittel seyn würde, die Unruhen, welche sie von der Weigerung des Ackergesetzes befürchteten, zu verhindern. Aber in dieser Hoffnung sahen sie sich betrogen; denn bald nachher erneuerten die Tribunen ihre vorigen Klagen, und ihre Unverschämtheit, und die Streitigkeiten wurden mit so weniger Mäßigung geführt, daß jede Berathschlagung gemeiniglich

niglich nicht mit Gründen, sondern mit Schlägen beschlossen wurde. Die Kühnheit dieser Demagogen gieng nunmehr so weit, daß sie sogar den Konsuln selbst einen Tag bestimmten, sich vor dem Volke zu rechtfertigen. Nach reiferer Ueberlegung fanden sie es jedoch für gut eine so unverschämte Anklage aufzugeben; zu gleicher Zeit aber beschlossen sie, in ihren unermüdeten Bemühungen für das Ackergesetz nicht nachzulassen. Es wurde demnach ein Tag angesetzt, an welchem diese wichtige Materie ausgemacht werden sollte; und es fand sich eine große Menge Leute von allen Ständen ein, um entweder ihre Stimme zu geben oder ihre Meynung zu sagen. Die Tribunen redeten weitläuftig von der Gerechtigkeit eines solchen Gesetzes; verschiedne von dem Volke erzählten, was für große Dienste sie gethan, und was für nichtswürdige Belohnungen sie dafür erhalten hätten; die ganze Versammlung wurde hierdurch zum Vortheil des Gesetzes eingenommen, aber noch mehr, als Siccius Dentatus, ein Plebejer, der schon bey Jahren, aber von bewundernswürdiger Leibesgestalt und kriegrischem Ansehen war, hervortrat, um seine erduldeten Beschwerden und seine Verdienste zu erzählen. Dieser alte Soldat machte sich kein Bedenken, die verschiednen Thaten seiner Jugend zu erheben, und in der That berechtigten ihn seine Verdienste gewissermaßen zur Pralerey. Er hatte seinem Vaterlande vierzig Jahre im Kriege gedient; er war dreyßig Jahre Officier gewesen, erst ein Centurio und nachher Tribun; und hatte hundert und zwanzig Schlachten beygewohnt, in welchen er, bloß durch die Stärke seines Arms, einer Menge von Menschen das Leben gerettet; er hatte vierzehn Bürger- drey Mauer- und acht goldne Kronen erhalten, und noch außerdem drey und achtzig Ketten, sechzig Armbänder, achtzehn vergol-

dete Spieße, und drey und zwanzig Pferdedecken, von welchen neune Belohnungen dafür waren, daß er einen Feind im Zweykampf überwunden hatte; dabey hatte er fünf und vierzig Wunden, alle vorne und keine einzige hinten bekommen, vornehmlich zwölfe an dem Tage, als das Kapitolium wieder erobert war. Dieses waren seine Ehren; und doch hatte er, ungeachtet alles dessen, nie das Geringste von denenjenigen Ländereyen bekommen, die man den Feinden abgenommen hatte; sondern führte noch immer ein dürftiges und verachtetes Leben, indeß andere die nämlichen Ländereyen im Besitz hatten, die er durch seine Tapferkeit erworben, ohne einige Dienste, welche sie zu denselben berechtigten, oder im geringsten etwas zu ihrer Eroberung beygetragen zu haben. Ein so hartes Schicksal machte einen sehr starken Eindruck auf das Volk; es verlangte einmüthig, daß das Gesetz vollzogen, und ein so großes Verdienst nicht unbelohnt bleiben sollte. Vergebens traten einige von den Senatoren auf, um dagegen zu reden; das Geschrey des Volks ließ sie gar nicht zu Worten kommen. Als die Vernunft daher nicht länger gehört werden konnte, so nahm, wie gewöhnlich, die Leidenschaft ihre Stelle ein; und die jungen Patricier stürzten wüthend unter die Menge, zerbrachen die Urnen, worinne man die Stimmen sammelte, und zerstreuten diejenigen, die sich ihnen widersetzten. Sie wurden dieserwegen einige Zeit nachher von den Tribunen mit einer Geldstrafe belegt; aber ihre Entschlossenheit hintertrieb indessen doch für dießmal das Ackergesetz.

Es ereignete sich gewöhnlich in Rom, daß innerliche Unruhen durch auswärtige Angriffe beruhigt wurden, und die Annäherung der Aequier, welche nur noch vier Meilen von der Stadt entfernt waren, gab

auch

auch diesmal der Republik den Frieden wieder. In diesem Kriege erwarb sich Siccius Dentatus, der alte Soldat, welcher die Rede an das Volk gehalten hatte, größere Ehre, als der Konsul, welcher den Sieg erhielt. Er erhielt nämlich Befehl, in der Absicht ihn ums Leben zu bringen, den Feind von einer Seite anzugreifen, wo ihm gar nicht anzukommen war; er that anfangs gegen die Gefahr und die Unmöglichkeit eines so verzweifelten Unternehmens Vorstellungen; allein da ihn der Konsul darauf der Feigheit beschuldigte, so führte er seine achthundert Veteranen auf den Ort zu, mit dem Entschluß, durch seinen Tod ein Muster des Gehorsams abzulegen; wie er in seinem Leben ein Beyspiel der Entschlossenheit gegeben hatte. Das Glück war ihm günstiger, als er erwartet hatte; denn da er einen Weg in das feindliche Lager entdeckte, welcher dem Konsul unbekannt gewesen war, so führte er seine Veteranen durch denselben heran; und unterdeß die ganze Armee den Feinden auf der einen Seite zu schaffen machte, griff er ihr Lager auf der andern an, so daß die Römer einen vollkommnen Sieg erfochten. Dentatus unterdessen, welcher überzeugt war, daß er zu diesem gefährlichen Unternehmen bloß in der Absicht, ihm Tod oder Schande zu bringen, abgeschickt worden, vermochte bey seiner Rückkehr genug, um zu verhindern, daß der Konsul keinen Triumph halten durfte, und es dahin zu bringen, daß er selbst zum Tribun erwählt wurde; imgleichen daß ein Gesetz gemacht wurde, vermöge dessen diejenigen obrigkeitlichen Personen ins künftige bestraft werden sollten, welche ihre Gewalt mißbrauchten, und daß beide Konsuln wegen ihres Verhaltens gegen ihn eine Geldbuße erlegen mußten. So wurde sowohl durch das Glück als die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patri-

cier

cier jährlich mehr vermindert. Alle ihre Ehren welkten jetzt hinweg; ihre Besitzungen selbst, diese Früchte einer langen Arbeit, ruheten auf sehr schwachen Stützen, und das nächste Lüftchen, welches das Volk erregen würde, drohete sie übern Haufen zu werfen.

Zwölfter Abschnitt.

Von der Wahl der Decemvirn bis zur Abstellung ihres Amts.

J. d. St. 302. Der römische Staat hatte nun beynahe sechzig Jahre zwischen den streitenden Ständen, woraus er bestand; hin und her geschwankt, bis endlich beide Partheyen, als wenn sie müde gewesen wären, geneigt waren, von den gegenseitigen Aeußerungen ihrer Ansprüche auszuruhen. Auf das Ackergesetz schien man jetzt wenig zu achten, und alle Feindseligkeiten, die es hervorgebracht hatte, schienen sich zu legen. Aber es ist immer den Menschen eigen gewesen, daß, nach dem Verhältniß der Größe ihrer Besitzungen, stets neue Begierden in ihnen aufsteigen. Die Bürger aller Stände fiengen daher jetzt an, sich über die willkührlichen Entscheidungen ihrer Obrigkeiten zu beklagen, und wünschten, nach einem geschriebenen Gesetzbuche regiert zu werden, welches, da es einem jeden bekannt wäre, dazu dienen könnte, so wohl Ungerechtigkeiten zu verhindern, als sie zu bestrafen. Hierzu vereinigte sich der Senat und das Volk, in der Hoffnung, daß solche Gesetze den Unruhen, welche den Staat so lange zerrüttet hatten, ein Ende machen würden. Man kam demnach darinnen überein, daß Gesandten nach den griechischen Städten in Italien und nach Athen geschickt werden soll-

sollten, um solche Gesetze von daher zu holen, welche man durch die Erfahrung als die billigsten und nützlichsten befunden hätte. In dieser Absicht wurden drey Senatoren, Postumius, Sulpicius und Manlius ausgesucht, und Galeeren, der Majestät des römischen Volks gemäß, zu ihrer Ueberfahrt ausgerüstet. Indeß diese außerhalb Landes waren, um diesen Auftrag auszurichten, wurde Rom zu Hause durch eine schreckliche Pest verheert, und während ihrer Abwesenheit mit einer ganz andern Bekümmerniß, als der Wunsch ihrer Rückkunft erregte, erfüllet. Innerhalb eines Jahres ungefähr ließ die Pest nach, und die Gesandten kamen mit den Gesetzen zurück, die sie aus den civilisirtesten Staaten Griechenlandes und Italiens gesammelt hatten. Diese wurden nachher in zehn Tafeln geordnet, welche mit den beiden andern, welche noch hinzukamen, den berühmten Kodex, welcher die Gesetze der zwölf Tafeln genannt wurde, ausmachten, von denen noch jetzt viele Fragmente übrig sind.

Die Gesandten waren nicht so bald wieder angekommen, als die Tribunen verlangten, daß eine gewisse Anzahl Männer erwählt würde, um die neuen Gesetze in die gehörige Form zu bringen, und der Vollziehung derselben Gewicht zu geben. Nach langen Streitigkeiten, ob diese Wahl nicht sowohl aus dem Volke mit, als aus den Patriciern angestellt werden sollte, kam man zuletzt dahin überein, daß zehn der vornehmsten Senatoren erwählt werden sollten, deren Gewalt ein Jahr dauern und der Gewalt der Konsuln und Könige gleich seyn sollte, und zwar ohne Appellation; daß alle andere obrigkeitlichen Personen ihre Aemter niederlegen sollten, bis die Gesetze sie wieder auf die gehörige Weise besetzen würden; und daß die neuen Gesetzgeber unterdessen ihr Amt

mit

mit allen Zeichen der unterbrochenen Macht der ersteren verwalten sollten. Die erwählten Personen waren Appius und Genucius, die man auf das folgende Jahr zu Konsuln erwählt hatte; Posthumius, Sulpicius und Manlius, die drey Abgesandten; Sextus und Romulius, vormalige Konsuln; und Julius, Veturius und Horatius, drey der angesehensten Senatoren. So bekam die ganze Staatsverfassung auf einmal eine neue Gestalt, und es sollte jetzt der gefährliche Versuch gemacht werden, eine Nation nach Gesetzen, die nach den Sitten und Gewohnheiten einer andern gebildet waren, zu regieren.

Die Decemvirn, welche jetzt eine unumschränkte Macht in Händen hatten, kamen darinnen überein, abwechselnd die Regierung zu verwalten, und daß ein jeder auf einen Tag die Justitz handhaben sollte. Sie machten auch aus, um allen Neid und Anstoß zu vermeiden, daß nur derjenige allein, welcher jedesmal wirklich die Macht in Händen hätte, die Zeichen derselben führen, und daß ein jeder von den übrigen nur einen geringen Bedienten, welcher Accensus hieß, vor sich her gehen haben sollte, um ihn von dem gemeinen Haufen zu unterscheiden.

Diese neue Regierungsform kam dem Volke anfänglich ausnehmend angenehm vor; auch war die Mäßigung der Decemvirn selbst nicht wenig lobenswürdig. Appius besonders erwarb sich die größte Gunst bey dem Volke; sein gefälliges Wesen, seine republikanischen Aeußerungen und seine große Mäßigung machte das Volk seiner Vorfahren, und daß es ehemals bey dem bloßen Namen Appius gezittert hatte, vergessen. Die Decemvirn arbeiteten das erste Jahr über mit großem Fleiß: sie mußten nicht allein aus einer großen Mannichfaltigkeit von griechischen Gesetzen eine Auswahl treffen, sondern sie sahen sich

auch

auch genöthigt, sich dieselben durch einen gewissen Hermodorus von Ephesus auslegen zu lassen, da sie selbst die Sprache nicht verstanden; ein starker Beweis, wie wenig weit die Römer damals noch in den feinen Künsten gekommen waren. Endlich aber brachten sie doch, mit Hülfe ihres Auslegers, ein Gesetzbuch zu Stande, welches theils aus denen, die sie aus Griechenland mitgebracht hatten, theils aus den Verordnungen ihrer eignen Könige bestand, und in zehn Tafeln verfasset war. Diese wurden von dem ganzen Volke gebilligt, man ließ sie in Tafeln von Erz eingraben, und an demjenigen Orte des Marktplatzes, welcher am meisten in die Augen fiel, aufhängen, damit sie jedermann lesen könnte.

Da die Decemvirn also ihr Werk vollendet hatten, so erwartete man, daß sie nunmehr ihr Amt niederlegen würden; allein sie hatten einmal die Annehmlichkeiten der höchsten Gewalt kennen gelernt, und wollten sie daher nicht gerne fahren lassen. Sie wandten deshalb vor, daß noch einige Gesetze fehlten, um ihre Absicht zu vollenden, und suchten daher bey dem Senat um eine Verlängerung ihres Amtes an; womit derselbe auch zufrieden war. Die neue Wahl der Decemvirn war hiernächst der Gegenstand der öffentlichen Ueberlegungen. Appius, der heimlich von Begierde nach der höchsten Gewalt brannte, stellte sich, als wenn er der Beschwerden des Amtes ganz müde wäre, und wünschte nur einen geschickten Nachfolger zu bekommen. Dabey aber wandte er unter der Hand alle Mittel und alle bey dem Volke beliebten Kunstgriffe an, von welchen er wußte, daß sie ihm, wenn er sich um das Amt bewürbe, die Wahl versichern würden. Dem zufolge erstaunten seine Amtsgehülfen, als sie ihn an dem Wahltage zuerst auf der Liste derer, die sich zur Wahl angaben, erblickten; und noch mehr, als sie

sahen,

sahen, daß er von dem größten Theil des schwindelnden Volkes, welches seinen Ehrgeiz für Liebe gegen das Volk hielt, erwählt ward. Seine Freunde wurden auch durch seinen Einfluß erwählt. Fabius, Kornelius, Servilius, Minucius, Antonius und Rabulius, welche Patricier waren, nebst den Plebejern Petillius, Oppius und Duellius machten das zweyte Decemvirat aus. Diese drey letztern wurden auf Vermittelung des Appius aus dem Volke genommen, welcher, um sich bey dem Volke beliebt zu machen, anmerkte, es sey sehr billig, daß das Volk Theil daran habe, diejenigen Gesetze anzuordnen, nach welchen dasselbe regiert werden sollte.

Nachdem also Appius wieder in sein hohes Amt eingesetzt war, so wendete er alle seine Gedanken darauf, es furchtbar und immerwährend zu machen: er wandte sich daher an seine Gehülfen, und da sie alle seine Kreaturen waren, so eröffnete er ihnen sein Vorhaben, die Macht, die man ihm übergeben hatte, zu behalten. Da sie schon vorläufig von ihm unterrichtet waren, so stimmten sie bereitwillig in seinen Vorschlag ein, und verbanden sich durch die feyerlichsten Schwüre, niemals uneinig unter einander zu werden; niemals ihre Macht aufzugeben; und sich niemals der Meynungen weder des Senats noch des Volks zu bedienen, als in Fällen, wo es die äußerste Nothwendigkeit erforderte. Jetzt nahm also das Decemvirat eine ganz andere Gestalt an, als im vorigen Jahre: anstatt daß vorher nur einer von den Steckenbündeln und Beilen begleitet wurde, erschien jetzt ein jeder mit diesen Zeichen des Schreckens und der Macht. Anstatt daß sie vorher sanfte, gerechte und gefällige Obrigkeiten gewesen waren, sah sie das Volk jetzt in Ungeheuer von Raubsucht, Ueppigkeit und Grausamkeit verwandelt. Sie bedienten sich bloß der äußerlichen

chen Form der Gerechtigkeit, viele Bürger hinrichten zu lassen, und andere ihres Vermögens zu berauben, oder aus ihrem Vaterlande zu verbannen. Sie stifteten Leute von ihrem Anhange an, welche anklagen und Berichte abstatten mußten, und dann bereit waren, solche Zeugnisse abzulegen, als ihnen anbefohlen war; und diejenigen, welche in irgend einer Rechtssache zu ihrem Rechte zu gelangen wünschten, hatten keine andere Hoffnung dazu, als wenn sie in ein strafbares Verbündniß mit ihren Richtern traten. So verbreitete sich eine allgemeine Verderbniß über das Volk, indeß die Guten und Weisen sich selbst aus Rom verbannten, oder innerlich seinen elenden Zustand beseufzeten.

Allein da eine solche Macht nicht lange bestehen konnte, ohne einige von den gewöhnlichen Kunstgriffen des Betruges anzuwenden, deren sich die Tyranney zuweilen bedienen muß, so suchten auch die Decemvirn dem Volke zu zeigen, daß sie ihrer Pflicht eingedenk wären, indem sie noch zwo neue Tafeln von Gesetzen zu den bereits bekannt gemachten hinzufügten, welche, wie wir bereits angemerkt haben, zusammen die Gesetze der zwölf Tafeln ausmachten. Unter diesen letztern befand sich ein Gesetz, welches alle Heirathen zwischen den Patriciern und den Plebejern verbot, wodurch sie den Bruch zwischen den beiden Ständen zu vergrößern hofften, um sich ihre gegenseitigen Feindseligkeiten zu Nutze zu machen. Ihre Absichten waren indeß leicht zu entdecken; aber das Volk ertrug sie mit Geduld, denn die Zeit, da ihr Amt zu Ende gieng, war jetzt vor der Thür, und man erwartete, daß sie alsdann ihre gemißbrauchte Gewalt niederlegen würden. Allein sie legten die Maske bald ab, und setzten, ohne sich um die Bewilligung des Senats oder des Volks im Geringsten zu bekümmern, aller Ordnung zuwider, im folgenden Jahre das Decemvirat

fort. Eine so anstößige und eigenmächtige Aufführung erregte neue Unzufriedenheit, und diese ermangelte nicht, sie zu neuen Beweisen ihrer Tyranney zu reizen.

Die Stadt war, in Betracht aller derer, welche etwas zu verlieren hatten, beynahe eine Einöde geworden, und die Raubsucht der Decemvirn hörte nicht eher auf, als bis sie keine Gegenstände mehr fanden, an denen sie sie auslassen konnten. In diesem Zustande der Sklaverey, des Verbrennens und des gegenseitigen Mißtrauens fand sich kein Bürger, der einen edlen Streich für die Freyheit seines Vaterlandes gewagt hätte. Diese Tyrannen fuhren fort, ohne Einschränkung zu herrschen, indem sie beständig nicht nur von ihren Liktorn allein, sondern auch von einem zahlreichen Haufen von Anhängern, Klienten, und sogar Patriciern, welche ihre Laster in ihr Bündniß gezogen hatten, bewachet wurden.

In dieser traurigen Lage des Staats, erneuerten die Aequier und die Volscier, diese beständigen Feinde der Römer ihre Einfälle, entschlossen, sich die innerlichen Uneinigkeiten des Volks zu Nutze zu machen, und näherten sich, bis auf fünf Stunden, der Stadt. Dieses war ein unerwarteter Streich für die Decemvirn, welche für sich selbst keine Macht hatten, eine Armee anzuwerben; und daher ungern bey dem Senat, dessen Berathschlagungen jetzt so lange ausgesetzt waren, Hülfe suchen mußten. Bey diesen dringenden Umständen ward also der Senat endlich zusammenberufen, wobey Appius, in einer vorher ausgedachten Rede, die Angelegenheit, derentwegen sie zusammengekommen wären, vortrug. Er verlangte darauf, daß ein jeder seine Meynung sagen möchte, in der Ordnung, wie er sie aufrufen würde. Valerius aber, des Poplikola Enkel, trat

eher

eher auf, als die Reihe an ihn kam; allein Appius, befahl ihm, sich wieder niederzusetzen. Valerius wollte nicht gehorchen, sondern zog mit vieler Heftigkeit gegen die Tyranney der Decemvirn los, und gegen ihre Unverschämtheit, daß sie erwarteten, der Senat, dessen Gewalt sie zerstört hätten, würde jetzt auf Mittel denken, seine Verräther zu unterstützen. Seine Rede wurde von dem Markus Horatius unterstützt, der mit noch größerer Freymüthigkeit ihre schrecklichen Eingriffe in die Rechte ihres Vaterlandes, ihre Ungerechtigkeiten, ihre Räubereyen und ihre Grausamkeiten vorstellte. Appius schien anfänglich diese Rede geduldig anzuhören; aber endlich konnten seine Leidenschaften, die schon längst gewöhnt waren, immer befriedigt zu werden, sich nicht länger in den Schranken halten; er brach mit der äussersten Heftigkeit los, rasete gegen diejenigen, die sich ihm widersetzten, und drohete dem Horatius, daß er ihm von dem tarpejischen Felsen herunter stürzen lassen wollte. Alle Senatoren schrien über diese Beeinträchtigung der Freymüthigkeit einer freyen Untersuchung, als den größten Eingriff in ihre Vorrechte und eine unerträgliche Ausübung der Gewalt. Der Decemvir, welcher jetzt seine ungestüme Hitze ein wenig bereuete, suchte sich hierauf zu entschuldigen, indem er sagte, daß er gern alle mögliche Freymüthigkeit bey den Ueberlegungen über die Sache, worauf es jetzt ankäme, verstatten wolle, allein er könne unmöglich eine Rede anhören, welche, ohne den Punkt, worüber man sich berathschlagte, zu berühren, bloß dazu gemacht zu seyn schiene, Aufruhr anzustiften. Er und seine Gehülfen hätten eine uneingeschränkte Gewalt von dem Volke bekommen, bis das große Werk der Gesetzgebung vollendet wäre; bis dahin wären sie entschlossen, sich ihrer Macht in

ihrer ganzen Ausdehnung zu bedienen, und würden alsdenn dem Volke von ihrer Verwaltung Rechenschaft ablegen. Hierdurch gaben sie nun ihre Absichten deutlich genug zu erkennen. Alle Senatoren, die noch nicht von ihnen verdorben waren, vornehmlich Klaudius, des Appius Vaters Bruder, redeten mit Abscheu von ihrem Verfahren; aber viele von den Anwesenden, welche die Decemvirn vorher abgerichtet hatten, und noch andere, welche die Furcht dazu vermochte, bezeigten sich geneigt dem Appius in dem, was er vorschlagen würde, Beyfall zu geben. Er verlangte daher, daß ihm und seinen Gehülfen die Macht gegeben würde, die Armee, welche gegen die Aequier zu Felde gehen sollte, zu werben und zu kommandiren, und es wurde demnach alsobald eine Verordnung des Senats gemacht, welche diesen Vorschlag bestätigte.

Die Decemvirn, welche jetzt im Besitz sowohl der ganzen Kriegsmacht als der bürgerlichen Gewalt waren, theilten die Armee in drey Theile, deren einer mit dem Appius in der Stadt blieb, um sie in Furcht zu halten; die andern beiden wurden von seinen Gehülfen kommandirt, und der eine marschirte gegen die Aequier, der andere gegen die Volsciер ab. Die römischen Soldaten hatten jetzt die Gewohnheit angenommen, die Generale, mit welchen sie nicht zufrieden waren, dadurch zu bestrafen, daß sie sich von den Feinden überwinden ließen. Sie bedienten sich derselben auch bey dieser Gelegenheit, und verließen schändlicher Weise ihr Lager, so bald der Feind sich demselben näherte. Nie ward die Nachricht von einem Siege mit größerer Freude zu Rom vernommen, als die von dieser Niederlage; die Generale wurden, wie es immer geht, wegen der Verrätherey ihrer Leute getadelt; einige verlangten,

daß

daß sie abgesetzt werden sollten, andere schrien, man müsse einen Diktator erwählen, um die Truppen zum Siege anzuführen; unter andern aber sagte besonders der alte Siccius Dentatus, der Tribun, seine Meynung mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit; er redete mit vieler Verachtung von den Generalen, und zeigte alle Fehler ihrer Zucht im Lager und ihres Verhaltens im Felde. Appius unterdessen versäumte nichts, um die Gesinnungen des Volks zu beobachten. Dentatus wurde vorzüglich von ihm zur Rache ausersehen; und unter dem Vorwande, ihm eine besondere Ehre zu erweisen, machte er ihn zum Legaten und gab ihm das Kommando über die Truppen, welche zur Ergänzung der Armee aus Rom abgeschickt wurden. Die Würde eines Legaten wurde bey den Römern für heilig gehalten, da sie das Ansehen eines Generals mit der Ehrfurcht, die man der Priesterschaft schuldig war, vereinigte. Dentatus, welcher seine Absicht gar nicht argwohnte, begab sich unverzüglich ins Lager, wo er mit allen äußerlichen Zeichen der Hochachtung empfangen wurde. Aber die Generale fanden bald Mittel, ihre Rachgier zu befriedigen. Er ward an der Spitze von hundert Mann abgeschickt, um einen bequemen Ort zum Lager auszusuchen, da er die Generale ganz offenherzig versichert hatte, daß ihre gegenwärtige Stellung nichts tauge. Die Soldaten aber, die man ihm zur Begleitung mitgegeben hatte, waren Meuchelmörder; Elende, die sich schon lange von den Decemvirn zu Werkzeugen ihrer Rachgier hatten gebrauchen lassen, und sich auch jetzt anheischig machten, ihn zu ermorden, wiewohl nicht ohne alle die Besorgnisse, welche sein Ruhm, da man ihn den römischen Achilles nannte, in ihnen erregen konnte. Mit diesem Vorhaben führten sie ihn von dem Wege ab in die hohle Vertie-

fung eines abgelegenen Berges, wo sie ihn von hinten zu anfielen. Dentatus wurde jetzt zu spät die Verrätherey der Decemvirn gewahr, und entschloß sich daher, sein Leben so theuer zu verkaufen, als er nur könnte. Er stellte sich daher mit dem Rücken gegen einen Felsen und wehrte sich gegen diejenigen, welche am nächsten auf ihn eindrangen. Ob er gleich jetzt schon alt war, so hatte er doch noch nicht alle seine vormalige Stärke und Tapferkeit verloren, und tödtete nicht weniger als funfzehn, und verwundete dreyßig mit eigner Hand. Die Mörder, welche durch seine erstaunliche Tapferkeit in Furcht gesetzt wurden, warfen daher jetzt ihre Wurfspieße aus einiger Entfernung auf ihn, die er alle mit unerschrockener Entschlossenheit auf seinem Schilde auffieng. Das Gefecht, so ungleich es auch eine Zeitlang an der Zahl war, dauerte eine Zeitlang mit zweifelhaftem Erfolge fort, bis endlich die Mörder das Mittel ergriffen, daß sie oben auf den Felsen stiegen, an welchen er sich gelehnt hatte, und von demselben Steine auf ihn herabwarfen. Dieses glückte ihnen; der alte Soldat fiel endlich unter ihren vereinigten Kräften, und zeigte durch seinen Tod, daß er es seiner Tapferkeit und nicht seinem Glücke zu danken hatte, wenn er so ofte siegreich davon gekommen war. Die Decemvirn stellten sich, als wenn sie an der allgemeinen Betrübniß über einen so braven Mann Theil nähmen, und ließen ihn mit den größten militärischen Ehrenbezeugungen begraben: aber die Größe ihrer scheinbaren Betrübniß, mit ihrem bekannten Haß verglichen, machte nur, daß das Volk sie noch mehr verabscheuete. Ein noch abscheulicheres Verfahren, als das vorige, diente dazu, endlich den festen Entschluß in den Bürgern zu erwecken, ihr Joch gänzlich abzuwerfen, und die Freyheit wieder herzustellen.

Appius,

Appius, welcher noch immer in Rom war, sah eines Tages, als er auf seinem Tribunal saß, und Recht sprach, ein Mädchen von ausnehmender Schönheit in einem Alter von ungefähr funfzehn Jahren, wie es, von einer alten Frau, ihrer Amme, begleitet, in eine von den öffentlichen Schulen gieng. Die Reize dieses Mädchens, welche durch alle die Unschuld der jungfräulichen Sittsamkeit noch erhöhet wurden, erregten zuerst seine Aufmerksamkeit und entflammten seine Begierden. Den folgenden Tag, als sie wieder vorbey gieng, fand er sie noch schöner, als vorher, und seine Begierden wurden noch heftiger entzündet. Er entschloß sich daher jetzt, seine Leidenschaft zu befriedigen, die Folgen davon möchten auch seyn, welche sie wollten, und fand Mittel, den Namen und die Familie des Mädchens zu erfahren. Sie hieß Virginia, und war die Tochter des Virginius, eines Centurio, der sich jetzt bey der Armee im Lager aufhielt. Sie war mit dem Icilius, der vorher Tribun des Volks gewesen war, verlobt, und dieser gedachte sie, nach Endigung des Feldzuges zu heirathen. Appius war anfangs willens, diese Ehe zu verhindern, und sie selbst zu heirathen; aber die Gesetze der zwölf Tafeln hatten die Heirathen zwischen den Patriciern und den Plebejern verboten, und diesen konnte er nicht zuwider handeln, da er sie selbst angeordnet hatte. Es blieb ihm daher nichts übrig, als ein strafbarer Genuß, welchen er also, da er so lange gewöhnt war, seine Leidenschaften zu befriedigen, fest entschlossen war sich zu verschaffen. Nachdem er sich vergebens Mühe gegeben, die Treue ihrer Amme zu bestechen, so nahm er zu einem andern Hülfsmittel seine Zuflucht, welches noch gottloser war. Er stiftete einen gewissen Klaudius an, der schon lange das Werkzeug seiner Lüste gewesen war, zu behaup-

haupten, daß das schöne Mädchen seine Sklavinn sey, und die Sache ihm, wenn er auf seinem Tribunal Gericht hielte, zur Entscheidung vorzutragen. Klaudius spielte seine Rolle vollkommen so, wie es ihm aufgetragen war; er begab sich in die Schule, wo sich Virginia zwischen andern Mädchen befand, bemächtigte sich ihrer, als seines Eigenthums, und wollte sie mit Gewalt wegschleppen, wurde aber durch das Volk, welches auf ihr Geschrey herbey lief, daran verhindert. Zuletzt, nachdem die erste Hitze der Widersetzung vorüber war, führte er das weinende Mädchen vor das Tribunal des Appius, und trug daselbst seine Ansprüche auf eine sehr scheinbare Weise vor. Er behauptete, sie sey in seinem Hause von einer Sklavinn geboren worden, die sie an die Frau des Virginius, welche unfruchtbar gewesen, verkauft habe. Er habe verschiedne sehr glaubwürdige Zeugen, um die Wahrheit dessen, was er sagte, zu beweisen; indessen aber, bis diese zusammen kommen könnten, sey es nicht mehr als billig, daß die Sklavinn ihm, als ihrem eigentlichen Herrn, in Verwahrung gegeben würde. Appius schien von der Gerechtigkeit seiner Ansprüche getroffen zu werden; er sagte, wenn der vermeynte Vater des Mädchens anwesend wäre, so wollte er wohl darein willigen, die Auslieferung des Mädchens noch eine Zeitlang zu verschieben, allein die Gesetze erlaubten es ihm in diesem Falle nicht, sie ihrem rechtmäßigen Herrn vorzuenthalten. Er sprach sie daher dem Klaudius, als seine Sklavinn, zu, daß er sie so lange behalten könnte, bis Virginius im Stande seyn würde, zu beweisen, daß er der wahre Vater sey. Dieser Ausspruch wurde mit großem Geschrey und lauten Vorwürfen von dem Volk aufgenommen; die Weiber besonders versammelten sich um die unschuldige Virginia, als

wenn

wenn sie dieselbe vor der Wuth des Richters schützen wollten; indeß Icilius, ihr Liebhaber, sich kühnlich dem Urtheil widersetzte, und den Klaudius nöthigte, unter das Tribunal des Decemvirs zu flüchten. Alles drohete jetzt einen offenbaren Aufstand, so daß Appius, welcher den Ausgang fürchtete, es fürs Beste hielt, sein Urtheil bis auf die Ankunft des Virginius, welcher damals ungefähr sechs Stunden von Rom bey der Armee war, zu verschieben. Der folgende Tag wurde zur Untersuchung angesetzt; und unterdessen schrieb Appius an die Generale, sie sollten den Virginius festsetzen, weil seine Ankunft in die Stadt nur dazu dienen möchte, einen Aufruhr unter dem Volke anzurichten. Diese Briefe aber wurden von den Freunden des Centurio aufgefangen, die ihm von dem Vorhaben, welches man gegen die Freyheit und die Ehre seiner Tochter gefaßt hätte, umständlichen Bericht abstatteten. Sobald Virginius dieses erfuhr, bat er, unter dem Vorwande, daß ihm ein naher Anverwandter gestorben sey, um Erlaubniß, das Lager zu verlassen, und eilte nach Rom voller Unwillen und heißer Begierde nach Rache. Den folgenden Morgen dennoch erschien er mit seiner weinenden Tochter, beide in tiefster Trauer gekleidet, zum Erstaunen des Appius, vor dem Tribunal. Klaudius, der Ankläger, war auch daselbst, und trug zuerst seine Forderungen vor. Er sagte, es sey bekannt, daß die Kinder der Sklaven den Herren ihrer Aeltern gehörten, und Virginia sey in der Sklaverey geboren. Er bemerkte, daß das Mitleiden vielleicht viele bewegen möchte, ihre Ansprüche fahren zu lassen, daß er aber alle geringeren Betrachtungen der Gerechtigkeit aufopfern wollte. Er brachte darauf eine Sklavinn hervor, die er bestochen hatte, zu schwören, daß sie die Virginia an

die Frau ihres vermeynten Vaters verkauft habe; und schloß seine Ansprüche damit, daß er behauptete, er könnte ihr Zeugniß noch durch viele andere bestätigen, wenn es nöthig wäre. Virginius antwortete hierauf, seine Frau hätte viele Kinder gehabt; eine Menge von Leuten hätten sie in ihrer Schwangerschaft gesehen; wenn er die Absicht gehabt hätte, ein untergeschobnes Kind anzunehmen, so würde er lieber einen Knaben als ein Mädchen genommen haben; es sey jedermann bekannt, daß seine Frau ihr Kind selbst gesäugt habe; und es sey unbegreiflich, daß ein solcher Anspruch erst jetzt, nachdem schon funfzehn Jahre verflossen wären, vorgebracht würde. Unterdeß, daß der Vater dieses mit einer ernsten unwilligen Miene sagte, stand Virginia ihm zitternd zur Seite, und gab mit Bitten einer überredenden Unschuld seinen Vorstellungen noch mehr Gewicht. Das Volk schien sich schon, auch ohne seine Gründe, hinlänglich mit der Härte seines Schicksals zu begnügen, bis Appius, welcher befürchtete, daß seine Reden gefährliche Eindrücke auf die Menge haben möchten, ihn unterbrach, unter dem Vorwande, daß er von der wahren Beschaffenheit der Sache hinlänglich unterrichtet sey. „Ja, sagte er, mein Gewissen verbindet mich, zu „erklären, daß ich selbst ein Zeuge von der Wahrheit „der Aussage des Klaudius bin. Der größte Theil „dieser Versammlung weiß, daß ich zum Vormunde „dieses jungen Mannes gesetzt ward, und ich erfuhr „sehr bald, daß er ein Recht auf dieses Mädchen habe; „aber die öffentlichen Geschäffte des Staats und die „Uneinigkeiten des Volks verhinderten mich damals, „ihm zu seinem Recht zu verhelfen. Indessen ist es jetzt „noch nicht zu spät; und vermöge der Gewalt, welche „mir zum gemeinen Besten anvertrauet worden, spre„che ich die Virginia dem Kläger Klaudius, als sein

„Eigen-

„Eigenthum, zu. Geht also, Liktorn, treibet das „Volk aus einander, und macht dem Herrn Raum, „daß er seine Sklavinn in Besitz nehmen kann.“ Die Liktorn gehorchten ihm, und trieben bald das Volk, das sich um das Tribunal hergedrängt hatte, zurück; und nun bemächtigten sie sich der Virginia, und wollten sie in die Hände des Klaudius überliefern, als Virginius, welcher nun sah, daß alles verloren sey, sich in den Ausspruch zufrieden zu geben schien. Er bat daher den Appius ganz demüthig, daß er ihm doch erlauben möchte, das letzte Lebewohl von derjenigen zu nehmen, die er so lange als sein Kind angesehen hätte, und denn wollte er, zufrieden, mit neuer Munterkeit zu seiner Pflicht zurückkehren. Der Decemvir willigte in diese Bitte, doch mit der Bedingung, daß ihr Abschied in seiner Gegenwart vorgehen sollte. Virginius schloß, von den quälendsten Schmerzen durchdrungen, seine halb todte Tochter in seine Arme, unterstützte eine Zeitlang ihren Kopf auf seiner Brust, und trocknete die Thränen ab, die von ihrem liebenswürdigen Gesichte herabrollten. Endlich griff er aus einer von den Buden, die am Markte waren, und welcher er eben sehr nahe war, von einer Fleischerbank ein Messer, und rief seiner Tochter „zu: Mein geliebtestes verlornes Kind, dieß allein kann „deine Ehre und Freyheit retten.“ Mit diesen Worten stieß er ihr das Messer in die Brust, hielt es darauf von dem Blute seiner Tochter rauchend in die Höhe, und rief: „Appius, bey diesem Blute der Unschuld „weihe ich deinen Kopf den Göttern der Hölle.“ Indem er dieses sagte, rennt er, das blutige Messer in der Hand, und jedem, der sich ihm widersetzen würde, den Tod drohend, durch die Stadt, rief dem Volke wüthend zu, es sollte für seine Freyheit die Waffen ergreifen, und eilte sodann ins Lager,

ger, um in der Armee eine gleiche Flamme zu entzünden.

Er kam nicht so bald, von einem Haufen seiner Freunde begleitet, ins Lager, als er die Armee von allem, was vorgegangen sey, unterrichtete, wobey er zugleich das blutige Messer immer in der Hand hielt. Er bat sie und die Götter um Vergebung, daß er eine so unmenschliche That verübt habe, schrieb aber alles der schrecklichen Noth der Zeiten zu. Er beschwur sie bey dem Blut, welches ihm theurer sey, als sein eignes, ihr sinkendes Vaterland zu retten; indem er bemerkte, daß kein Soldateneid sie gegen Anführer verbinden könnte, die insgesammt unrechtmäßige Tyrannen wären, und auf keine wahre Gewalt Anspruch machen könnten. Die Armee, welche schon vorher zu einem Abfall geneigt war, bezeugte mit großem Geschrey ihren Beyfall, brach aus dem Lager auf, ließ ihre Generale im Stiche, und postirte sich wieder auf den aventinischen Berg, wohin sie sich vor ungefähr vierzig Jahren auch begeben hatte. Die andere Armee, welche gegen die Sabiner hatte agiren sollen, schien einen gleichen Unwillen zu empfinden, und kam in großen Haufen zu ihr über.

Appius that unterdessen alles, was er konnte, um den Unruhen in der Stadt zu wehren; da er aber fand, daß der Aufruhr unmöglich gestillt werden konnte, und daß seine beiden tödlichsten Feinde, Valerius und Horatius, am geschäfftigsten waren, ihm Widerstand zu thun, so war er anfangs willens durch die Flucht Sicherheit zu suchen; endlich aber wagte er es doch, durch den Oppius, einen seiner Gehülfen aufgemuntert, den Senat zu versammeln, und drang darauf, daß alle diejenigen, welche von den Decemvirn abgefallen waren, bestraft würden. Der Senat aber war weit entfernt, ihm die Unterstützung,

um

um welche er ansuchte, zu leisten; er sah die Gefahren und das Elend vorher, welches der Stadt bedrohete, im Fall man sich der erbitterten Armee widersetzte; und schickte daher Abgesandten an dieselbe ab, welche ihr die Wiederherstellung der alten Regierungsform anbieten mußten. Diesem Vorschlage gab das ganze Volk voller Freuden seinen Beyfall, und die Armee kehrte mit willigem Gehorsam fröhlich, wenn gleich nicht mit den Zeichen, doch mit dem Vergnügen eines Triumphs, in die Stadt zurück.

So endigte sich das Decemvirat, nachdem es keine volle drey Jahre gedauert hatte. Ich habe das Gemälde ihrer Regierung nach den römischen Geschichtschreibern entworfen, mit allen den bittern Beschuldigungen, welche sie gewöhnlich gegen dieselben vorbringen. Wenn sie indessen in irgend einem Theile ihrer Geschichte ein offenbares Vorurtheil verrathen, so thun sie es hier. Die Vorwürfe der Räubereyen und des Mordes, welche sie den Decemvirn machen, bleiben alle, einen oder zween ausgenommen, nur beym Allgemeinen stehen, und was sie davon anführen, scheint nicht ganz einen so hohen Grad des Unwillens zu verdienen. Aber die Gränzen, die ich mir in diesem Werke vorgezeichnet habe, sind zu kurz, als daß ich mich in eine Untersuchung ihrer Wahrhaftigkeit einlassen könnte, und vielleicht ist es auch, bey einer so großen Entfernung der Zeit, am weisesten gehandelt, wenn man die Nachrichten so annimmt, als sie uns von den gleichzeitigen Geschichtschreibern überliefert worden, und nicht affektirt einen besondern Scharfsinn darinne zu zeigen, daß man sich bemühet, eine Sache, die viele Jahrhunderte hindurch für eine ausgemachte Wahrheit gehalten worden, aufs neue zu berichtigen. Alles, was ich hier noch anmerken kann, ist, daß die Gesetze, welche diese zehn

Männer

Männer bekannt machten, für eine vortreffliche Sammlung gehalten wurden; und auch in den folgenden Zeiten haben sie immer, sowohl in Rom als in dem größten Theil von Europa, selbst bis auf den heutigen Tag, in dem größten Ansehen gestanden.

Dreyzehnter Abschnitt.

Von der Vertreibung der Decemvirn bis zur Verbrennung der Stadt Rom durch die Gallier.

J. d. St. 304. Nachdem sich das Volk also von einem Joche, welches es sich selbst aufgebürdet, befreyet hatte, erwählte es den Valerius und Horatius zu Konsuln auf den folgenden Theil des Jahrs; und den Virginius und Icilius zu Tribunen. Die Bestrafung der Decemvirn war das erste, was die Aufmerksamkeit dieser bey dem Volke so beliebten Obrigkeiten beschäfftigte; und sie bestimmten dem Appius einen Tag, an welchem er sich gegen die Anklagen der Tyranney und des Mordes verantworten sollte. Oppius, einer von seinen Gehülfen, der nach ihm die größte Schuld auf sich geladen hatte, wurde ebenfalls angeklagt; aber beide sahen gar zu wohl vorher, was sie sowohl von den Richtern, die ihre erklärten Feinde waren, als von dem Volke, welches sie nur gar zu ofte gegen sich aufgebracht hatten, für Gnade zu erwarten hätten. Sie entschlossen sich daher, derjenigen Wuth, welcher sie nicht entgehen konnten, zuvor zu kommen, und brachten sich beide selbst im Gefängniß ums Leben. Die andern achte verbannten sich selbst von freyen Stücken aus Rom; und Klaudius, der vorgegebene Herr der Virginia, wurde nach ihnen daraus

aus vertrieben. So verfolgte die Rachbegier der Tribunen diese Männer, welchen sie den Untergang geschworen hatten, und schienen mit diesen Strafen noch nicht zufrieden zu seyn. Sie waren im Begriff, es denen, die sie der Grausamkeit wegen abgesetzt hatten, selbst an Wuth zuvor zu thun; und der Senat fieng schon an zu zittern, als er sah, daß so viele von seinen Mitgliedern dem Untergange geweihet waren. Aber Duilius, einer von den Tribunen, welcher mehr Mäßigung besaß, als die übrigen, benahm ihnen ihre Furcht, indem er öffentlich erklärte, es sollte kein Blut mehr bey dieser Gelegenheit vergossen werden; man habe den Tod der Virginia genugsam gerächet, und er wolle nicht, daß man noch weitere Verfolgungen dieserwegen anstelle.

Dieses stellte den Senat fürs erste gewissermaßen zufrieden; allein er fand bald neue Ursachen, ungehalten zu werden. Die beiden neuen Konsuln schienen die Sache der Patricier gänzlich verlassen zu haben, und eben so popular als die Tribunen selbst, bloß darauf zu denken, die Wünsche des Volks zu erfüllen. Sie machten ein Gesetz, vermöge dessen ein jeder Plebejer, nach seiner besondern Fähigkeit in alle Wahlen und öffentlichen Berathschlagungen, sie möchten seyn, von was für Art sie wollten, eben so viel Einfluß haben sollten, als irgend einer von den Patriciern; welches endlich allem Unterschiede zwischen ihnen ein Ende machte. Ein Gesetz, welches der Gewalt des Senats so nachtheilig war, erregte, wie man leicht denken kann, eine Begierde, die Konsuln zu demüthigen, welche bloß die Absicht hatten ihren eignen Einfluß durch die Unterdrückung des Senats zu vergrößern. Hierzu bot sich bald eine Gelegenheit an; denn die Konsuln, welche gegen die Aequier und Sabiner zu Felde gezogen waren, erfochten

fochten einen vollkommnen Sieg, und forderten dafür einen Triumph. Der Senat war entschlossen, ihnen denselben nicht zu verstatten, und erklärte sie für unwürdig, diese Ehre zu erhalten. Die Konsuln appellirten an das Volk, beklagten sich sehr heftig über den Senat, und wirkten bloß auf das Ansehen des Volks ein Gesetz aus, wodurch ihnen der Triumph zuerkannt wurde. So fuhren die beiden Stände des Staats einige Jahre lang fort, sich immer andern zu widersetzen; die Patricier vertheidigten den geringen Schatten von Vorzug, der ihnen noch übrig war; und das Volk that täglich neue Forderungen, da seine Begierden immer stärker wurden, je mehr man ihm zugestanden hatte.

Unterdessen brachten diese innerlichen Unruhen eine Schwäche in dem Staat, und eine größere Zuversicht bey den auswärtigen Feinden hervor. Die Kriege mit den Aequiern und Volsciern dauerten noch immer fort, und da sie jährlich einige unbeträchtliche Vortheile über die Römer erhielten, so giengen sie endlich so weit, daß sie bis vor die Mauern von Rom streiften. Aber nicht allein die Tapferkeit der Römer schien durch diese Streitigkeiten vermindert zu seyn, sondern auch ihre andern Tugenden, vornehmlich ihre Gerechtigkeit. Um diese Zeit hatten die Einwohner zwoer benachbarten Städte, Ardea und Aricia, einen Streit über gewisse Ländereyen, auf welche sie beide schon lange Ansprüche gemacht hatten. Endlich, da sie gar nicht eins werden konnten, trugen sie dem Senat und dem Volke von Rom die Sache zur Entscheidung vor. Der Senat hatte noch nicht allen Grundsätzen der alten römischen Gerechtigkeit abgesagt, und weigerte sich, den Streit zu entscheiden. Allein das Volk übernahm die Sache ohne Umstände; und da ein gewisser Skaptius, ein alter Mann, sagte,

daß

daß eben diese Ländereyen von Rechts wegen den Römern zugehörten, so erklärte es sich selbst, durch die Mehrheit der Stimmen für den rechtmäßigen Besitzer, und schickte die beiden streitigen Partheyen, völlig überzeugt, daß sie selbst thöricht und die Römer ungerecht gehandelt hätten, nach Hause.

Die Tribunen erregten nun immer noch mehr Unruhen; und da sie schon den vornehmsten Antheil an der Verwaltung einiger Theile der Regierung mit bekommen hatten, so konnten sie nicht eher ruhen, bis man ihnen auch ihren Theil an dem Ganzen einräumte. In dieser Absicht also brachten sie zwey Gesetze in Vorschlag; das eine, daß es den Plebejern erlaubt seyn sollte, sich mit den Patriciern zu verheirathen; und das andere, daß es ihnen erlaubt seyn sollte, auch das Konsulat zu verwalten. Die Senatoren nahmen diese Vorschläge mit ihrem gewöhnlichen Unwillen auf, und schienen entschlossen zu seyn, eher das Aeußerste zu erdulden, als in ihre Anordnung zu willigen. Allein, da sie fanden, daß ihre Widersetzung die Unruhen des Staats nur vergrößerte, so ließen sie sichs endlich doch gefallen, in das Gesetz die Heirathen betreffend, zu willigen, in der Hoffnung, daß diese Bewilligung das Volk zufrieden stellen würde. Aber es ließ sich dadurch nur auf eine sehr kurze Zeit besänftigen; denn bey einer Annäherung des Feindes fieng es alsobald wieder an, von seiner alten Gewohnheit Gebrauch zu machen, indem es sich weigerte, Kriegsdienste zu thun. Die Konsuln sahen sich also genöthigt, mit den Vornehmsten des Senats eine Privatversammlung zu halten; wo, nach vielen Debatten, Klaudius ein Mittel vorschlug, welches aller Wahrscheinlichkeit nach das Volk bey der jetzigen Lage der Sache am ersten zufrieden stellen würde. Dieses bestand darinne,

inne, nicht das Konsulat zu beflecken, dadurch, daß man es in die Hände des Volkes kommen ließe; sondern, sechs oder acht obrigkeitliche Personen anstatt der Konsuln zu erwählen, von denen die Hälfte wenigstens Patricier seyn sollten. Dieser Vorschlag, welcher nur eine kahle Ausflucht war, und wodurch dem Volke in der That dasjenige zugestanden wurde, was es verlangte, erhielt den Beyfall der ganzen Gesellschaft; und damit es nicht scheinen möchte, daß etwas vorher unter ihnen abgemacht wäre, so nahmen sie die Abrede, daß bey der nächsten öffentlichen Versammlung des Senats die Konsuln ihrer ordentlichen Gewohnheit zuwider, zuerst den jünsten Senator um seine Meynung fragen sollten; da sie vorher immer zuerst den ältesten fragten. Als der Senat zusammen kam, so beschuldigte sie einer von den Tribunen, daß sie geheime Zusammenkünfte anstellten, und gefährliche Anschläge gegen das Volk anzettelten. Die Konsuln betheuerten dagegen ihre Unschuld; und um ihre Aufrichtigkeit zu beweisen, gaben sie einem jeden von den jüngern Mitgliedern des Hauses Erlaubniß, zuerst seine Meynung zu sagen. Da diese aber still schwiegen, so traten einige von den älteren Senatoren, deren Popularität bekannt war, zuerst auf, und erklärten, daß man dem Volke seine Bitte bewilligen müsse; daß niemand mehr verdiente Gewalt zu besitzen, als diejenigen, die das mehreste thäten, um sie zu erwerben; und daß die Stadt nicht eher völlig frey wäre, als bis alle Bürger zu einer vollkommnen Gleichheit gebracht würden. Hiernächst trat, der genommenen Abrede gemäß, Appius Klaudius auf, und wiewohl er im Grunde geneigt war, die Wünsche derer, welche vor ihm geredet hatten, erfüllt zu sehen, so redete er doch, um seine Absichten zu verbergen, mit vieler Heftigkeit

keit und Erbitterung gegen das Volk, und sagte, seiner Meynung nach, dürfte das Gesetz nicht zugestanden werden. Dieses erregte einige Unruhen unter dem Volke. Aber endlich that Genucius, gleich als wenn er das Mittel zwischen dem Senat und dem Volke halten wollte, der Abrede gemäß, den Vorschlag, daß man sechs obrigkeitliche Personen, welche eben die Gewalt hätten, als die Konsuln, auf ein Jahr lang erwählen sollte, drey aus dem Senat, und drey aus dem Volke; und daß man nachher, wenn die Zeit ihrer Regierung verflossen wäre, sehen könnte, ob man besser thäte, dieses Amt fortzusetzen, oder das Konsulat auf seinen alten Fuß wieder herzustellen. Dieser Vorschlag wurde mit größter Begierde von dem Volke angenommen, weil er ihm etwas Neues versprach, und den Plebejern Erlaubniß gegeben ward, sich um dieses neue Amt zu bewerben, Und doch war das Volk so unbeständig, daß es keinen einzigen von den vielen Plebejern, die sich bewarben, dieser Ehre würdig hielt, sondern seine Wahl allein auf die Patricier fiel, die sich angeboten hatten. So sollte also jetzt eine neue Regierungsform versucht werden, indem das Volk eine Veränderung für eine Verbesserung hielt. Diese neuen Magistratspersonen nannte man Kriegstribunen; zuerst waren ihrer nur drey, nachher wurden sie bis auf vier, und endlich bis auf sechs vermehrt. Sie hatten die Gewalt und die Zeichen der Konsuln, weil aber ihre Macht unter mehrere getheilt war, so hatte ein jeder besonders weniger zu sagen. Die ersten, welche erwählt waren, blieben nur drey Monate in ihrem Amte, weil die Augurn in den Ceremonien ihrer Wahl einige Fehler gefunden hatten. J. d. St. 310.

Da also die Kriegstribunen abgesetzt waren, so wurden wieder Konsuln erwählt; und um die Last

ihrer Geschäffte zu erleichtern, so ordnete man ein neues Amt an, nämlich die Censorn, welche alle fünf Jahre erwählt werden sollten. Ihre Verrichtungen waren, daß sie eine Schätzung von der Anzahl und dem Vermögen der Bürger aufnahmen, und sie unter ihre besondern Klassen vertheilten; daß sie auf das Leben und die Sitten ihrer Mitbürger Acht hatten; daß sie diejenigen von den Senatoren, welche sich schlecht aufführten, heruntersetzten; daß sie in eben dem Falle die Ritter ihrer Würde beraubten, und die Plebejer aus ihrer Tribus in eine geringere versetzten. Die beiden ersten Censorn waren Papirius und Sempronius, beide Patricier; und aus diesem Stande wurden sie auch nachher, beynahe hundert Jahre hindurch, beständig erwählt.

Diese neue Wahl diente dazu, den Frieden auf eine Zeitlang zwischen den Ständen wieder herzustellen, und ein Triumph, welchen der Konsul Geganius über die Volsciер erhielt, vermehrte noch die allgemeine Zufriedenheit, die unter dem Volke herrschte. So wie man von den Griechen sagte, daß ein Sieg bey den olympischen Spielen den Sieger zu dem höchsten Gipfel des menschlichen Glanzes erhob, so kann man von den Römern sagen, daß ein Triumph die höchste Ehre war, von welcher sie einen Begriff hatten. Seinetwegen fochten die Generale nicht weniger als für das Wohl des Staats; und auch das Volk, wenn es mit einem solchen Schauspiel unterhalten wurde, vergaß sein eignes Elend in einer eiteln Einbildung von der Herrlichkeit seines Vaterlandes.

Diese Stille indessen währte nicht lange; denn einige Zeit nachher, da eine Hungersnoth die Armen
J. d. St. 313. sehr hart bedrückte, wurden die gewöhnlichen Klagen gegen die Reichen wieder erneuert; und da diese, wie vorher,

vorher, umsonst waren, so erregten sie neue Aufruhre. Man beschuldigte die Konsuln der Nachläßigkeit, daß sie nicht einen hinreichenden Vorrath von Getraide aufgeschüttet hätten; diese aber achteten das Murren des Volks nicht, zufrieden, daß sie alles mögliche thaten, um der dringenden Noth abzuhelfen. Aber ungeachtet sie sich alle Mühe gaben, die man nur von sorgfältigen und fleißigen Obrigkeiten erwarten kann, um Vorrath herbey zu schaffen und ihn unter die Armen zu vertheilen; so that es ihnen doch Spurius Mälius, ein reicher Ritter, welcher alles Korn aus Tuskanien aufgekauft hatte, weit an Freygebigkeit zuvor. Dieser Demagoge, welcher lange Zeit den Streitigkeiten des Staats zugesehen hatte, war dadurch insgeheim von der Begierde angeflammt, sich durch seine Uneinigkeiten mächtig zu machen. Er theilte daher täglich große Quantitäten von Getraide unter die Armen aus, bis endlich sein Haus der Zufluchtsort aller derjenigen wurde, welche ein arbeitsames Leben gegen eine mäßige Abhängigkeit zu vertauschen wünschten. Da er sich auf diese Weise eine hinlängliche Anzahl von Anhängern verschaffet hatte, so ließ er eine große Menge von Waffen aufkaufen und bey Nachtzeit in sein Haus bringen, und entwarf den Plan einer Verschwörung, wodurch er sich selbst zum Oberherrn machen wollte, unterdeß einige von den Tribunen, die er bestochen hatte, ihm behülflich seyn sollten, sein Vaterland der Freyheit zu berauben. Minucius, welcher um diese Zeit für die Bedürfnisse des Volkes zu sorgen hatte, entdeckte bald den Anschlag, der gegen die Freyheit des Staats gemacht war, und gab dem Senat Nachricht davon. Man entschloß sich daher augenblicklich, einen Diktator zu erwählen, welcher die Macht haben sollte, die Verschwörung zu unterdrücken, ohne eine Appellation

an das Volk zu verstatten. Cincinnatus, welcher jetzt achtzig Jahr alt war, wurde noch einmal erwählt, um sein Vaterland aus der bedrohenden Gefahr zu erretten. Das erste, was er that, war, daß er den Mälius vor sich fordern ließ, welcher aber, weil er glaubte, daß ihm das Volk hinlänglich unterstützen würde, sich weigerte zu gehorchen. Hierauf sandte er den Ahala, seinen Magister Equitum, ab, um ihn mit Gewalt herzubringen. Dieser gieng zu ihm, da er sich eben auf dem Markte befand, drang darauf, daß er ihm zum Tribunal des Diktators folgen sollte, und da er sich weigerte, brachte er ihn auf der Stelle ums Leben. Der Diktator lobte die Entschlossenheit des Ahala, und ließ darauf die Güter des Mälius verkaufen, sein Haus niederreissen und seinen Vorrath von Getraide unter das Volk austheilen.

Die Tribunen des Volks waren voller Unwillen über den Tod des Mälius; und um einigermaßen den Senat bey der nächsten Wahl dafür zu strafen, so bestanden sie darauf, daß anstatt der Konsuln wie- J.d.St. 315. der Kriegstribunen erwählt werden sollten. Der Senat sah sich genöthigt, dieses zuzugeben; und obgleich die Plebejer das Recht hatten, an diesem Amte mit Theil zu haben, so wurden doch, wie bey der vorigen Wahl, wieder drey Patricier erwählt. Das folgende Jahr indessen kam die Regierung wieder auf ihren alten Fuß, indem man wieder Konsuln erwählte.

Während dieser Streitigkeiten fuhren die Vejenter und die Volscier fort, wie gewöhnlich Einfälle in das römische Gebiet zu thun, und die römischen Bundsgenossen selbst fiengen an, in ihrer Treue wankend zu werden. Fidenä, eine alte Kolonie, welche den Römern gehörte, fiel an den Tolumnius, den

König

König der Vejenter, ab; und, um ihr Verbrechen noch größer zu machen, tödteten sie die Gesandten, welche an sie abgeschickt waren, um sich wegen ihrer Untreue zu beklagen. Um eine solche Aufführung desto exemplarischer zu rächen, ernannte man einen Diktator, und die Wahl fiel auf den Mamerkus Aemilius. Dieser erhielt einen Sieg über die Vejenter, in welchem ihr König getödtet wurde, und kehrte darauf mit allen Ehrenzeichen eines Triumphs, welcher durch die Spolien eines Königs noch ansehnlicher wurde, nach Rom zurück.

Es sollte scheinen, als wenn der Senat und die Konsuln jetzt nichts mehr für sich selbst thun können, sintemal wir finden, daß sie im folgenden Jahre schon wieder einen Diktator machten, um ihn einer gedrohten Verschwörung der vejentischen Nationen entgegen zu stellen. Servilius Priskus wurde zu dieser hohen Würde erwählt. Im folgenden Jahre lesen wir von dem Aemilius, welcher erst ganz kurze Zeit vorher Diktator gewesen war, daß er aufs neue erwählt worden. Da es ihm an auswärtigen Verrichtungen fehlte, so entschloß er sich, doch wenigstens zu Hause etwas zu thun, und verordnete daher, daß das Censorat, welches vorher auf acht Jahre gesetzt war, nur anderthalb Jahre dauern sollte; wofür die Censorn ihm bald nachher, als er sein Amt niedergelegt hatte, eine Geldstrafe auflegten, und ihn herunter setzten. Eine solche Aufführung erregte den Unwillen des Volks; und es wurden daher in der Folge nicht Konsuln, sondern Kriegstribunen erwählt. Vier Jahre nachher wurden die Konsuln wieder eingeführt, und da die Aequier einen Einfall drohe- ten, so erwählte man den Posthumius Tubero zum Diktator, welcher seine Diktatur mit einem Triumph beschloß. Vier Jahre nachher wurden J.d.St. 320. J.d.St. 326.

wieder Kriegstribunen erwählt, und ihr schlechtes Glück im Kriege nöthigte das Volk, den Aemilius zum drittenmal zum Diktator zu machen, welcher einen zweyten Triumph erhielt. Hiernächst dauerten die Kriegstribunen noch zwey Jahre fort; darauf wählte man Konsuln, und denn wieder Tribunen; und so schwankte der Staat beständig zwischen den beiden Ständen, länger als funfzehn Jahre; während welcher Zeit fast nichts erhebliches, weder auswärts noch zu Hause, vorgieng; der Senat schien alle seine Gewalt, und das Volk alle seine kriegerischen Tugenden verloren zu haben. Der erstere, welcher alle Reichthümer des Staats im Besitz hatte, schien gerne alle seine Vorrechte hingeben zu wollen, wenn er nur sein Eigenthum vor dem Ackergesetze in Sicherheit stellen könnte; und das Volk verschwendete so viel Zeit damit, die Reden seiner Tribunen anzuhören, daß er darüber arm, mißvergnügt und lärmend wurde. So oft man von der Annäherung eines Feindes redete, wurde die Gefahr so sehr vergrößert, entweder durch die Furcht oder wirkliche Schwäche des Staats, daß das verzweifelte Mittel, einen Diktator zu erwählen, das einzige war, welches man dagegen gebrauchen konnte. So daß wir in einer Zeit von zwanzig Jahren mehr als zehnmal finden, daß das Volk seine Freyheit, seine Güter und sein Leben einem seiner Mitbürger anvertraute, und bloß seinen Tugenden die Erhaltung derselben zu verdanken hatte. Also wurde nach dem Aemilius wieder der Servilius Priskus, dessen wir schon dreymal als Diktator erwähnt haben, erwählt, J. d. St. und nach ihm der Kornelius Kossus. Es ist wahr, diese 335. 345. unumschränkten Obrigkeiten stellten einigermaßen die Zucht in der Armee wieder her, und vergrößerten das Gebiet des Staats; aber es hieß doch die Eroberungen zu theuer erkaufen, daß man alles, was

das

das Leben Schätzbares hat, darum hingab. Die übeln Wirkungen ihrer unumschränkten Macht wurden indessen erst viele Jahre nachher entdeckt; jetzt schien es dem Senat sehr angenehm zu seyn, aus seinem eignen Mittel eine Obrigkeit zu erwählen, welche das Volk in Furcht setzen konnte: das Volk auf der andern Seite war stolz darauf, einem Oberhaupte zu folgen, welches sie gewöhnlich zum Sieg und zur Beute anführte; denn die Diktatorn theilten gemeiniglich die Beute aus den eroberten Städten unter dasselbe aus, um ihre Gunst bey dem Volke zu vergrössern. So schien die Plünderung der Stadt Anxur, welche den Volsciern weggenommen war, es mit einem neuen Geist zu beseelen; allein dieses dauerte nicht länger, als bis neue Bedürfnisse auch neue Unterstützung forderten.

Dieser unruhige Zustand dauerte noch eine lange Zeit fort: die Partheyen wurden täglich stärker, und die Regierung schwächer; die Tribunen des Volks machten die Trennung zwischen den Ständen des Staats beständig noch größer, und gaben ihre Ausgelassenheit für Freyheit aus. Endlich aber fiel der Senat auf ein Mittel, welches sehr vieles dazu beytrug, seine Macht zu vermehren, und zu gleicher Zeit dem Volke sehr angenehm war, ob man gleich gestehen muß, daß es dazu diente, den großen Verfall der alten römischen Tugenden zu zeigen. Die Bürger, welche zu Felde giengen, hatten bisher umsonst für ihr Vaterland gefochten; sie waren Ackerleute und Soldaten zugleich; eben die Hand, welche in der einen Zeit das Schwerdt zog, sah man in einer andern den Pflug führen; und sie waren genöthigt, sich nicht nur mit ihren eignen Waffen, sondern auch mit ihrem Unterhalte während des Feldzuges zu versehen. Diese Beschwerlichkeiten ließen sie sich indessen doch

gerne gefallen, da sie die Hoffnung der Plünderung und die Ehre, im Triumph zurück zu kehren, als eine überflüßige Belohnung ansahen. Und doch ereignete es sich oft, wenn der Feldzug lange dauerte, daß ihre kleinen Aecker ungebauet liegen blieben, und sie selbst dadurch nachher in die äußerste Noth gebracht wurden. Daher sahen sie sich dann genöthigt, Schulden zu machen, und daher kam das mannichfaltige Heer von Erpressungen, Wucher und kleinen Grausamkeiten, deren die Schuldner sich bedienten, um das Volk zu unterdrücken. Um diesen Uebeln abzuhelfen, entschloß sich der Senat einmüthig, die Truppen aus der Schatzkammer zu besolden; und in dieser Absicht setzte er eine neue Auflage fest, von welcher kein Bürger ausgenommen war. Diese Anordnung gab der römischen Methode Krieg zu führen gewissermaßen eine neue Gestalt; indem dasjenige, was man vorher Einfälle nennen konnte, jetzt regelmäßige und verlängerte Feldzüge waren. Der Senat brauchte jetzt nicht länger den Tribunen verpflichtet zu seyn, wenn er eine Armee anwerben wollte, weil das Volk, da es eine sichere Belohnung erhielt, ganz willig war. Nichts konnte daher größer seyn, als seine Freude bey dieser Gelegenheit; es umringte das Rathhaus mit großen Zurufungen, es erbot sich, den versammelten Vätern zu folgen, wohin sie es nur führen würden, und versprach, niemals wieder gegen sie zu murren.

J.d.St. 347. Nachdem der Senat also mit dem Volke wieder ausgesöhnt, und Herr der Armee geworden war, die er so lange im Felde halten konnte, als er es für nöthig hielt, so beschloß er, sich an den Vejentern aufs nachdrücklichste zu rächen, und ihre Hauptstadt zu belagern, wenn gleich dieser Versuch ihre eigne in Gefahr bringen sollte. Die Stadt Veji war lange Zeit ein blühender, starker und fruchtbarer Ort gewesen;

sie

sie war auf einem steilen Felsen belegen und mit einer großen Anzahl entschlossener und muthiger Vertheidiger versehen. Sie hatte vor kurzem ihre Regierungsform aus einer republikanischen in eine königliche verwandelt; und diese Veränderung, welche ihren Bundsgenossen mißfiel, trug nicht wenig dazu bey, daß sie geduldig zusahen, wie sie von der römischen Armee umringt wurde. Die Römer hatten in der That alle mögliche Ursache, aufgebracht zu seyn. Die Vejenter waren schon lange die Nebenbuhler der Römer gewesen; sie hatten sich immer ihre innerlichen Uneinigkeiten zu Nutze gemacht, um ihr Gebiet zu verheeren, und waren so gar ihren Gesandten, die sie an sie abgeschickt hatten, um sich über diese Beleidigungen zu beklagen, schimpflich begegnet. Es schien daher jetzt fest beschlossen zu seyn, daß Veji, es möchte kosten, was es wolle, fallen sollte; und die Römer fiengen also an, es förmlich zu belagern, da es zu einem langen und mühsamen Widerstande bereit war. Die Stärke des Orts kann man aus der Dauer der Belagerung, welche zehn Jahre währte, abnehmen; während welcher Zeit die Armee beständig vor der Stadt kampirte, indem sie sich im Winter in Zelten von Thierhäuten aufhielt, und im Sommer die Operationen der Belagerung fortsetzte. Das Glück war sehr abwechselnd, und die Generale, welche nach einander die Anführung der Belagerung hatten, sehr verschieden; oft wurden alle Werke der Belagerer zerstört, und viele von ihren Leuten durch Ausfälle aus der Stadt ums Leben gebracht; zuweilen litten sie nicht wenig durch eine vejentische Armee, welche von außen her Hülfe bringen wollte. Eine so blutige Belagerung, die unaufhörlich so viel Leute wegnahm, schien Rom selbst eine Entvölkerung zu drohen; so daß man sich genö-

genöthigt sah, ein Gesetz zu machen, daß alle Unverehelichten die Wittwen der umgekommenen Soldaten heirathen sollten. Die Tribunen des Volks ermangelten auch nicht, dieses große Unternehmen durch ihr beständiges Murren und ihre Geschicklichkeit zu Hause Uneinigkeiten anzustiften, noch mehr zu erschweren. Sie tadelten die Generale, und wollten nicht zugeben, daß die Auflage, von welcher die Armee besoldet werden mußte, gehoben würde; und um dem Senat noch mehr zu schaffen zu machen, fiengen sie an, das Ackergesetz aufs neue in Vorschlag zu bringen. Solche Uneinigkeiten unter den Römern, und eine so große Hartnäckigkeit auf Seiten der Vejenter, kühlten die hitzigen Erwartungen des Senats ein wenig ab; er zitterte für die Folgen so vieles Blutes und Geldes, welches unnützer Weise um eine Belagerung verschwendet seyn würde. Um daher noch einen entscheidenden Streich zu wagen, ehe er sein Lieblingsvorhaben fahren ließ, erwählte er den Furius Kamillus zum Diktator, und übertrug ihm volle Gewalt, den langwierigen Krieg nach seinem Gefallen einzurichten. Kamillus war ein Mann, der sich ohne alle Intrigue oder Bewerbung zu den höchsten Ehren im Staat empor geschwungen hatte: er war vor einiger Zeit einer von den Censorn geworden, und wurde als das Haupt dieses Amtes angesehen; nachher ward er zum Kriegstribun erwählt, und hatte in diesem Posten verschiedene Vortheile über die Feinde erfochten. Seine große Tapferkeit und Geschicklichkeit, die er in diesen beiden Stellen bewiesen hatte, machten, daß er für den würdigsten gehalten wurde, seinem Vaterlande bey diesen dringenden Umständen zu dienen. Sobald er zum Diktator erwählt war, lief das Volk haufenweise herbey, um unter ihm Dienste zu nehmen, weil es nicht zweifelte,

felte, daß es unter einem so erfahrnen General glücklich seyn würde. Er führte demnach seine Truppen heraus, und schlug die Falisker, eines von den kleinen Völkern, die sich gegen die Römer verbunden hatten, mit großem Verlust: die Kapenater hatten ein gleiches Schicksal, und sahen sich genöthigt, um Schutz zu bitten. Da er sich also Meister vom Felde gemacht hatte, so wandte er alle seine Kräfte dazu an, die Belagerung von Veji muthig fortzusetzen. Weil er aber wohl einsah, daß er nicht im Stande sey, die Stadt mit Sturm zu erobern, so ließ er heimlich mit vieler Arbeit eine Mine machen, die sich mitten in der Citadelle öffnete. Da er also eines glücklichen Erfolges gewiß war, und sah, daß die Stadt nicht im Stande sey, sich zu retten, so schickte er an den Senat und ließ ihm sagen, daß ein jeder der an der Plünderung der Stadt Veji Theil nehmen wollte, sich unverzüglich zur Armee begeben sollte. Hierauf gab er seinen Leuten Anweisung, wie sie durch die Oeffnung hereindringen sollten, und darauf war die Stadt auf einmal mit seinen Legionen angefüllt, zum großen Erstaunen und Bestürzung der Belagerten, welche noch einen Augenblick vorher ganz sicher geruhet hatten. So wurde Veji, gleich einem anderen Troja, nach einer zehnjährigen Belagerung erobert, und bereicherte mit seiner Beute die Sieger; worauf Kamillus selbst, voll Entzücken über die Ehre, die Nebenbuhlerinn seiner Vaterstadt bezwungen zu haben, gleich den römischen Königen triumphirte, indem sein Wagen durch vier milchweisse Pferde gezogen ward; ein Vorzug, welcher dem größten Theil der Zuschauer anstößig war, indem sie diese für heilig und schicklicher hielten, ihre Götter damit zu ehren, als ihre Generale.

Das

Das Volk glaubte bald nachher noch mehr Ursach zum Mißvergnügen zu finden. Seine Tribunen hatten den Vorschlag gethan, der Senat und das Volk sollten sich in zween Theile theilen, deren einer in Rom bleiben, der andere aber sich zu Veji, ihrer neuen Eroberung, niederlassen sollte. Hierwider setzte Kamillus sich sehr ernstlich, und brachte das Volk von der Ausführung dieses Vorhabens ab, wiewohl er sich dadurch seinen Zorn zuzog. Nicht weniger unzufrieden über ihn wurde es bald nachher, als es sich genöthigt sah, den zehnten Theil der gemachten Beute, welchen er vor der Belagerung dem Apollo gelobt hatte, herauszugeben. Die Soldaten hatten größtentheils das Ihrige schon lange durchgebracht; und sie würden daher nicht im Stande gewesen seyn, es wieder zu erstatten, wenn nicht die römischen Frauen ihren goldnen Schmuck, der sich auf acht Talente von Golde belief, hergegeben hätten, um die nöthige Summe zusammen zu bringen. Für diese edelmüthige Handlung wurde ihnen durch eine Verordnung des Senats der Vorzug zugestanden, daß ihnen öffentliche Leichenreden nach ihrem Tode gehalten werden durften, welches vorher nicht erlaubt gewesen war. Hierdurch wurde Kamillus noch verhaßter bey dem Volke, als er je gewesen war.

Ungeachtet dieses allgemeinen Mißfallens wurde er doch einige Zeit nachher zu einem von den Kriegstribunen erwählt, und gegen die Falisker abgeschickt, die ihre gewöhnlichen Einfälle in das römische Gebiet gethan hatten. Sein gewöhnliches gutes Glück verließ ihn auch auf diesem Feldzuge nicht: er schlug ihre Armee, und belagerte ihre Hauptstadt Falerii, welche einen langen und muthigen Widerstand drohete. Die Uebergabe dieses kleinen Orts würde kaum in diesem kurzen Abriß erwähnt zu werden verdienen, wä-

re

re es nicht wegen einer Handlung des römischen Generals, die ihm bey der Nachkommenschaft mehr Ehre gebracht hat, als alle seine andern Triumphe zusammengenommen. Ein Schulmeister, welcher über die Kinder der vornehmsten Bürger der Stadt die Aufsicht hatte, fand Mittel, sie in das römische Lager zu führen, und erbot sich, sie in die Hände des Kamillus zu überliefern, als das sicherste Mittel, die Bürger zu einer baldigen Uebergabe zu bringen. Der General erstaunte über die Verrätherey eines Nichtswürdigen, dessen Schuldigkeit es war, die Unschuld zu beschützen, und nicht, sie zu verrathen; er betrachtete den Verräther eine Zeitlang mit einem finstern Blicke, bis er endlich Worte fand, und in einem edelmüthigen Unwillen ausbrach: „Niederträchtiger Bösewicht, thue „deine abscheulichen Vorschläge solchen, die dir gleichen, und nicht mir; sind wir gleich die Feinde eurer Stadt, so giebt es doch natürliche Bande, welche alle Menschen verbinden, und nie sollten gebrochen werden: es giebt Pflichten, die man sowohl im „Kriege, als im Frieden, von uns fodern kann: wir „fechten jetzt nicht gegen ein zartes unschuldiges Alter, „sondern gegen Männer; Männer, die uns freylich „übel begegnet sind, deren Verbrechen aber doch Tugenden sind, wenn man sie mit dem deinigen vergleicht. Gegen solche niederträchtige Kunstgriffe „befiehlt mir meine Pflicht bloß römische Künste, die „Künste der Tapferkeit und der Waffen zu gebrauchen.“ Nachdem er dieses gesagt hatte, ließ er ihn alsobald ausziehen, die Hände auf den Rücken binden, und auf diese schimpfliche Weise von seinen eignen Schülern mit Schlägen in die Stadt treiben. Dieses edelmüthige Betragen des Kamillus richtete mehr aus, als seine Waffen; die Obrigkeit der Stadt unterwarf sich alsobald dem Senat, und überließ es

dem

dem Kamillus, ihnen die Bedingungen der Uebergabe vorzuschreiben, welcher sie bloß um eine Summe Geldes für seine Armee strafte, und sie in den Schutz und das Bündniß der Römer aufnahm.

Ungeachtet der Verehrung, welche die Tugenden des Kamillus ihm bey Fremden zugezogen hatten, schienen sie doch wenig fähig zu seyn, ihm die Hochachtung der unruhigen Tribunen in der Stadt zu erwerben, indem sie täglich irgend eine neue Anklage gegen ihn vorbrachten. Der Anklage, daß er sich ihrer vorgeschlagenen Wanderung von Rom nach Veji widersetzt, fügten sie noch die hinzu, daß er einen Theil von der Beute dieser Stadt, vornehmlich zwey Thore von Erz, zu seinem eignen Gebrauch, zurück behalten, und bestimmten ihm einen Tag, an welchem er vor dem Volke erscheinen sollte. Kamillus, welcher fand, daß das Volk, vieler Ursachen wegen, wider ihn erbittert war, verabscheuete die Undankbarkeit desselben, und entschloß sich, die Beschimpfung eines öffentlichen Gerichts nicht abzuwarten; er nahm daher von seiner Frau und seinen Kindern Abschied, um Rom zu verlassen. Er war schon, unbegleitet und unbeklagt, bis zu einem von den Thoren der Stadt gekommen. Hier konnte er seinen Unwillen nicht länger zurück halten, sondern wandte sich gegen das Kapitolium, hob seine Hände gen Himmel, und flehete alle Götter an, daß sein Vaterland dereinst seine Ungerechtigkeit und Undankbarkeit erkennen möchte. Hierauf gieng er weiter, und begab sich nach Ardea, einer Stadt nicht weit von Rom, wo er nachher erfuhr, daß er von den Tribunen zu Rom um eine Geldbuße von funfzehn hundert Aß gestraft sey.

Die Tribunen waren nicht wenig vergnügt, daß sie über diesen großen Mann triumphirt hatten; allein sie fanden bald Ursach, sich ihre Ungerechtigkeit gereuen

reuen zu lassen, und den Beystand eines Mannes zu wünschen, der allein im Stande war, ihr Vaterland vom Untergange zu retten. Denn jetzt stund ein schrecklicherer und furchtbarerer Feind gegen die Römer auf, als sie noch je gehabt hatten. Die Gallier, eine barbarische Nation, waren ungefähr zwey hundert Jahre vorher über die Alpen in Italien eingebrochen, und hatten sich in den nördlichen Theilen desselben niedergelassen. Die wohlschmeckenden Weine und die Annehmlichkeit des Klima hatten sie hinüber gelocket. Wohin sie nur kamen, vertrieben sie die ursprünglichen Einwohner, da sie Leute von ausserordentlicher Tapferkeit, ungewöhnlicher Größe, fürchterlichem Anblick, barbarisch in ihren Sitten, und geneigt zu Wanderungen waren. Nicht zufrieden, den größten Theil des nördlichen Italiens sich unterworfen und bevölkert zu haben, riefen sie noch immer andere aus ihrem wüsten Vaterlande jenseits der Alpen herein, und breiteten Schrecken und Verwüstung in den fruchtbaren Gegenden dieses neu entdeckten Landes aus. Ein Haufen von diesen, die erst eben ganz wild aus ihren ursprünglichen Wohnungen angekommen waren, belagerten jetzt Klusium, eine Etrurische Stadt, unter der Anführuug ihres Königs Brennus. Die Einwohner von Klusium, welche sie durch ihre große Menge, und noch mehr durch ihren wilden Anblick in Schrecken gesetzt hatten, baten die Römer um ihren Beystand, oder wenigstens um ihre Vermittelung. Der Senat, der sichs schon lange zu einer Grundregel gemacht hatte, den Unglücklichen niemals Hülfe zu versagen, war willig, vorläufig Gesandten an die Gallier abzuschicken, um sie von ihrem Unternehmen abzurathen, und ihnen die Ungerechtigkeit ihres Einfalles vorzustellen. Diesemnach wurden drey junge Senatoren aus der Fa-

milie der Fabier ausgesucht, diesen Auftrag auszurichten, welche aber mehr Geschicklichkeit zum Kriege als zu Unterhandlungen hatten. Brennus empfieng sie mit einer Gefälligkeit, welche nur wenig Barbarisches an sich hatte; und als er die Ursach ihrer Gesandtschaft zu wissen verlangte, so erhielt er, ihrem Auftrage gemäß, die Antwort, daß es in Italien nicht gebräuchlich sey, ohne rechtmäßige Bewegungsgründe einen Krieg anzufangen, und die Römer wünschten zu wissen, worinne die Bürger von Klusium den König der Gallier beleidigt hätten? Brennus erwiederte hierauf mit einer finstern Miene, die Rechte tapferer Leute beruheten auf ihren Waffen; die Römer selbst hätten kein anderes Recht auf die vielen Städte, die sie erobert hätten; und er hätte besondere Ursachen gegen die Klusiner aufgebracht zu seyn, da sie sich weigerten, diejenigen Ländereyen abzugeben, wozu sie weder Hände genug hätten, sie zu bebauen, noch Einwohner genug, sie zu besetzen. Die römischen Gesandten, welche nicht gewohnt waren, die Sprache eines Eroberers anzuhören, verbargen eine Zeitlang ihren Unwillen über diese stolze Antwort; aber gleich darauf begaben sie sich in die belagerte Stadt, und anstatt sich wie Gesandten zu betragen, vergaßen sie ihren heiligen Charakter und führten die Bürger in einem Ausfalle gegen die Belagerer an. In diesem Gefechte tödtete Fabius Ambustus einen Gallier mit eigner Hand, ward aber entdeckt, indem er ihm seine Rüstung auszog. Eine so ungerechte und ungeziemende Aufführuug erregte den Unwillen des Brennus; er beklagte sich deswegen durch einen Herold bey dem Senat, und da er keine Genugthuung erhielt, so hob er alsobald die Belagerung auf, und marschierte mit seiner siegreichen Armee gerades Weges auf Rom los.

Die

Die Landschaften, durch welche die Gallier auf ihrem schnellen Marsch den Weg nahmen, gaben alle Hoffnung der Sicherheit bey ihrer Annäherung auf; so sehr wurden sie durch ihre ungeheure Menge, ihre wilde Gemüthsart, und ihre fürchterlichen Zurüstungen zum Kriege in Schrecken gesetzt. Allein die Wuth und der Ungestüm dieses wilden Volks war bloß auf Rom gerichtet. Sie marschierten fort, ohne auf ihrem Marsch den geringsten Schaden anzurichten, und athmeten nur Rache gegen die Römer.

Sechs Kriegstribunen kommandirten damals die römische Armee: Die Anzahl derselben, welche sich auf vierzig tausend Mann belief, gab der Gallischen nicht viel nach; aber die Soldaten waren nicht eben so gehorsam, und die Generale hatten weder Subordination, sich einander zu unterstützen, noch Zutrauen genug zu einander, sich zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit zu vereinigen. Die beiden Armeen begegneten sich an dem Fluß Allia, fünf Stunden von der Stadt, beide voller Zuversicht zu siegen, beide gleich abgeneigt, eine Niederlage zu überleben. Die Generale von beiden Seiten stellten ihre Truppen in Schlachtordnung; die Römer breiteten ihre Glieder aus, damit sie nicht umringt würden, und stellten ihre besten Legionen auf die Flügel. Die Gallier hingegen hatten durch eine glückliche Anordnung ihre besten Leute in der Mitte, und thaten mit diesen den allerhitzigsten Angriff. Die Mitte der römischen Armee, welche nicht im Stande war, einem so ungestümen Angriffe zu widerstehen, gab alsobald nach. Die beiden Flügel sahen sich also gewissermaßen von einander abgeschnitten, und die Mitte zwischen ihnen von den Feinden eingenommen. Sie machten zwar, einige Zeit, einen schwachen Versuch, sich zu vereinigen; da sie es aber unmöglich fanden, so erfolgte

eine Niederlage, in welcher die Römer alle Kraft nicht allein zu widerstehen, sondern auch zu fliehen, verloren zu haben schienen. Nichts als Schrecken und blinde Verwirrung herrschte in ihren zerstreuten Haufen; die elenden Ueberbleibsel ihrer Armee ertrunken entweder, indem sie über die Tiber zu setzen suchten, oder nahmen ihre Zuflucht nach Veji, indeß nur einige wenige, mit der schrecklichen Nachricht von dieser gänzlichen Niederlage nach Rom zurückkehrten. Da man jetzt alle Hoffnung aufgab, so warfen sich die wenigen noch übrigen Einwohner, die im Stande waren, die Waffen zu tragen, in das Kapitolium, welches sie befestigten, um eine Belagerung auszuhalten. Der übrige Theil des Volks, eine arme hülflose Menge von alten Männern, Weibern und Kindern, bemühten sich entweder in einigen der benachbarten Städte ihre Zuflucht zu suchen, oder entschlossen sich, die Wuth des Siegers zu erwarten, und ihr Leben mit dem Untergange ihrer Vaterstadt zu endigen. Vornehmlich aber beschlossen die alten Senatoren und Priester, von einem religiosen Enthusiasmus beseelt, bey dieser Gelegenheit ihr Leben aufzuopfern, um die Verbrechen des Volks auszusöhnen, und setzten sich in ihren feyerlichen Kleidern, in ihren elfenbeinernen Stühlen auf den Markt. Die Gallier beschäfftigten sich unterdessen, in der Freude über ihren Sieg, damit, die Beute in dem feindlichen Lager zu theilen und zu genießen. Wären sie gleich nach dem Siege auf Rom los marschiert, so würden sie das Kapitolium selbst erobert haben; aber statt dessen brachten sie zween Tage damit zu, sich auf dem Schlachtfelde gütlich zu thun, und mit barbarischer Freude zwischen den todten Haufen ihrer Feinde zu frohlocken. Den dritten Tag nach dem Siege, der den Galliern so leicht geworden war, daß sie sich sehr dar-

darüber wunderten, erschien Brennus mit seiner ganzen Macht vor der Stadt. Er erstaunte anfangs, als er die Thore weit offen und die Mauern unbesetzt antraf, und fieng deswegen schon an zu argwöhnen, daß eine Kriegslist der Römer darunter verborgen sey. Nachdem er also die gehörige Behutsamkeit gebraucht hatte, rückte er in die Stadt, marschierte auf den Markt, und fand daselbst die alten Senatoren, wie sie in einem tiefen Stillschweigen, unbewegt und und unerschrocken, da saßen. Der glänzende Anzug, der majestätische Ernst, und die ehrwürdigen Blicke dieser alten Männer, welche alle zu ihrer Zeit die höchsten Würden des Staats verwaltet hatten, flößten den barbarischen Feinden Ehrfurcht ein; sie hielten sie für die Schutzgottheiten des Orts, und fiengen an, sie blindlings anzubeten, bis endlich einer, der dreister war, als die übrigen, den Papirius, welchen wir schon in der Würde eines Diktators gesehen haben, beym Bart fassen wollte. Einen solchen Schimpf konnte der edle Römer nicht aushalten; er hob seinen elfenbeinernen Stab auf, und schlug den Barbaren zu Boden. Dieß schien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung zu seyn. Papirius fiel zuerst, und alle übrigen, ohne Gnade oder Unterschied, erfuhren ein gleiches Schicksal. So fuhren die grausamen Sieger fort, drey Tage hinter einander zu morden, ohne weder Geschlecht noch Alter zu schonen; darauf legten sie Feuer in der Stadt an, und brannten jedes Haus bis auf den Grund ab.

Die ganze Hoffnung der Römer beruhete jetzt auf dem Kapitol; alles, diese Festung ausgenommen, war ein weiter Schauplatz von Elend, Verwüstung und Verzweiflung. Alle die prächtigen Gebäude, welche vordem der Stolz von Rom waren, lagen jetzt in einem ungestalten Haufen von Ruinen begraben.

Aber nicht allein Rom fühlte die äußerste Wuth der Sieger, sondern auch alle benachbarten Städte, welche ihren Anfällen zugänglich waren, erfuhren ein gleiches Schicksal, und wurden ohne Erbarmen abgebrannt. Indessen war die Citadelle noch nicht in den Händen des Feindes, und Brennus gab sich alle mögliche Mühe, sie zur Uebergabe zu bringen. Zuerst foderte er sie durch Drohungen zur Uebergabe auf, aber vergebens; darauf entschloß er sich, sie förmlich zu belagern, und schloß sie rings umher mit seiner Armee ein. Demungeachtet hielten die Römer seine Angriffe mit großer Tapferkeit ab; die Verzweiflung hatte ihnen die Beharrlichkeit und den Muth wieder gegeben, welche ihnen in ihrem Glücke zu fehlen schienen.

Die Belagerung hatte nunmehr über sechs Monate gedauert, der Vorrath der Besatzung war beynahe verzehrt, ihre Anzahl nahm durch die beständigen Beschwerlichkeiten immer ab, und es schien weiter nichts übrig zu seyn, als zu sterben, oder sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, welches noch schlimmer war, als der Tod selbst. Sie hatten schon den Entschluß gefaßt, zu sterben, als auf einmal, durch den Anblick eines Mannes, den sie den Felsen herauf klimmen sahen, und von welchem sie bey seiner Ankunft erfuhren, daß er von ihren auswärtigen Freunden an sie abgeschickt sey, ihre Hoffnung wieder auflebte. Dieser Bote, welcher Pontius Kominius hieß, und in der Nacht durch die Tiber geschwommen, und glücklich durch die Wachen der Feinde hindurch gekommen war, klimmte mit der größten Beschwerde den kapitolinischen Felsen hinan, und brachte den Belagerten die Nachricht, daß Kamillus, ihr alter Diktator, eine Armee zu ihrem Beystande anwürbe; er erzählte ihnen, dieser General habe schon

einen

einen Haufen der Gallier bey einer ihrer Streifereyen überfallen und sie insgesammt niedergehauen; die Ardeater und Vejenter hätten sich zu seinem Beystande bewaffnet, und ihn zu ihrem General gemacht, und er erwarte bloß ihre Bestätigung dieser Wahl, um ins Feld zu rücken, und den Barbaren ein Treffen zu liefern. Die Römer wurden zu gleicher Zeit mit Entzücken und Schaam erfüllet, da sie hörten, daß der Mann, welchen sie ehemals aus der Stadt getrieben hatten, jetzt bey diesen verzweifelten Umständen ihr Vertheidiger geworden war. Sie wählten ihn alsobald zu ihrem Diktator, und schickten sich an, die Belagerung mit erneuertem Muth auszuhalten. Der Bote kehrte also, nachdem er seine Antwort und gehörige Anweisungen bekommen hatte, auf dem Wege, welchen er gekommen war, nicht ohne die äußersten Schwierigkeiten, zurück.

Unterdessen setzte Brennus die Belagerung mit der größten Hitze fort. Er hoffte, sie bald durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen; da sie aber dieses merkten, so warfen sie, ungeachtet sie in der That Mangel litten, verschiedne große Brodte in sein Lager hinab, um ihn zu überzeugen, daß seine Erwartungen sehr ungegründet wären. Wiewohl er nun seine Hoffnung in diesem Stücke aufgab, so lebte sie doch bald wieder auf, als einige seiner Leute ihm die Nachricht brachten, daß sie einige Fußstapfen entdeckt hätten, welche auf den Felsen führten, wodurch man vielleicht das Kapitolium überfallen könnte. Er schickte demnach in der Nacht einen auserlesenen Haufen seiner Leute zu diesem gefährlichen Unternehmen ab, welches sie auch mit großer Arbeit und Beschwerde beynahe ausgeführt hätten. Sie waren schon wirklich bis auf die Mauer gekommen; die römische Wache war fest eingeschlafen; die Hunde in der

Citadelle schlugen gar nicht an, und alles versprach einen augenblicklichen Sieg, als die Besatzung durch das Geschnatter einiger heiligen Gänse, die in dem Tempel der Juno unterhalten waren, aufgeweckt wurde. Die Belagerten wurden bald die bevorstehende Gefahr inne; ein jeder griff zu den Waffen, die er zuerst fand, und lief, um sich den Feinden zu widersetzen. Manlius, ein Patricier von bekannter Tapferkeit, war der erste, welcher alle seine Stärke anwandte, und den andern durch sein Beyspiel Muth einflößte. Er stieg ganz kühn auf die Schanze, und stürzte mit einem Stoß zween Gallier von dem steilen Felsen herunter: alsobald kamen ihm noch andere zu Hülfe, und so wurden die Wälle in kurzer Zeit, von den Feinden gereinigt.

Von dieser Zeit an fieng die Hoffnung der Barbaren an abzunehmen, und Brennus wünschte nur eine Gelegenheit, um die Belagerung auf eine anständige Weise aufheben zu können. Seine Soldaten unterredeten sich oft mit den Belagerten, wenn sie Wache standen, und die Vorschläge zu einem Vergleich wurden schon von den Gemeinen gewünscht, ehe noch die Generale an eine Unterhandlung dachten. Endlich kamen die Anführer von beiden Seiten dahin überein, daß die Gallier alsobald die Stadt Rom und ihr Gebiet verlassen sollten, nachdem ihnen tausend Pfund Gold ausgezahlt wären. Nachdem dieser Vertrag von beiden Seiten durch einen Eid beschworen war, wurde das Gold hergebracht, da es aber abgewogen wurde, suchten die Gallier betrügrischer Weise das Gewicht zu verfälschen, und als die Römer sich darüber beklagten, so warf Brennus trotzig sein Schwerdt mit dem Gehenke in die Waage, und sagte, den Ueberwundenen käme nichts anders zu, als zu leiden. Aus dieser Antwort sahen die Römer,

daß

daß es auf den Willen des Siegers ankäme, was er mit ihnen machen wollte, und daß es vergebens seyn würde, gegen die Bedingungen, die er für gut finden würde, ihnen vorzuschreiben, Einwendungen zu machen. Aber mitten unter diesen Umständen, und da sie wegen der Bezahlung noch nicht eins waren, berichtete man ihnen, daß Kamillus, ihr Diktator, an der Spitze einer zahlreichen Armee zu ihrem Beystande herbey eile, und schon in die Thore von Rom eindringe. Kamillus erschien auch wirklich gleich darauf an dem Orte, wo der Streit vorgieng, er fragte mit der Miene eines Mannes, der entschlossen war, gar keinen Betrug zu gestatten, nach der Ursache des Streits, und als er dieselbe erfahren hatte, so befahl er, daß das Gold weggenommen und auf das Kapitolium zurück getragen werden sollte; „denn „es ist immer unsre Gewohnheit gewesen, sagte er, „unser Vaterland, nicht mit Gold, sondern mit Ei„sen loszukaufen; ich allein kann Frieden machen, da „ich der römische Diktator bin, und mein Schwerdt „allein soll ihn erkaufen.“ Hierauf erfolgte ein Treffen, in welchem die Gallier gänzlich geschlagen wurden; und sie erlitten eine solche Niederlage, daß das römische Gebiet bald von diesen furchtbaren Feinden gereinigt war.

Die Gallier waren jetzt überwunden, aber Rom war noch immer ein Haufen von Ruinen; nichts von seiner vorigen Pracht war noch übrig, ausgenommen das Kapitolium; und der größte Theil seiner vorigen Einwohner hatte nach Veji seine Zuflucht genommen. Die Tribunen des Volks also, diese Leute, von denen man nur in der Ruhe des Friedens hörte, fiengen wieder an, darauf zu dringen, daß die armen Ueberbleibsel von Rom sich nach Veji begeben sollten, woselbst sie Häuser zur Wohnung und Mauern zur

Vertheidigung finden würden. Bey dieser Gelegenheit blieb Kamillus doch seinen ehemaligen Grundsätzen getreu; er bemühete sich, sie durch alle Künste der Ueberredung zu besänftigen; er bemerkte, daß es ihrer unwürdig seyn würde, nicht nur als Römer, sondern als Männer, die ehrwürdigen Wohnungen ihrer Vorfahren zu verlassen, wo sie durch wiederholte Zeichen des göttlichen Beyfalls so viele Aufmunterungen erhalten, und sich in eine Stadt zu begeben und dieselbe zu bewohnen, welche sie erobert hätten, und welche nicht einmal das Glück gehabt hätte, sich vertheidigen zu können. Durch diese und andere dergleichen Gründe brachte er das Volk bald dahin, daß es vergnügt an die Arbeit gieng; und Rom hub sich bald wieder aus seinen Trümmern, wiewohl mit verminderter Schönheit, empor.

Diese glücklichen Thaten des Kamillus waren gewissermaßen nur Zubereitungen zu künftigen Siegen. Im folgenden Jahre, da die benachbarten Staaten einen Einfall thaten, wurde er wieder zum Diktator
J.d.St. 369. erwählt, und gewann einen andern Triumph; und ungefähr drey Jahre nachher überwand er die Lateiner, die, nach einem Gehorsam von mehr als dreyhundert Jahren, von Rom abgefallen waren. Diese glücklichen Thaten machten den Kamillus fast zum unumschränkten Herrn in Rom; seine Mäßigung und sein Patriotismus verhinderten ihn indeß, keinen übeln Gebrauch von seiner Gewalt zu machen, wenn uns nicht etwan sein Verhalten gegen den Manlius Kapitolinus gar zu hart scheinen mag.

Wir haben schon gesehen, mit welcher Tapferkeit Manlius das Kapitolium vertheidigte, und die letzten Ueberbleibsel der Römer vom Untergange rettete. Das Volk war für diese Dienste auf keine Weise undankbar, indem es ihm ein Haus an dem Orte,

Orte, wo seine Tapferkeit sich so sehr hervorgethan, erbauet, und ihm ein Gewisses aus der öffentlichen Schatzkammer zu seiner Unterhaltung angewiesen hatte. Aber sein Ehrgeiz war mit so geringen Belohnungen nicht zufrieden; er trachtete dahin, nicht nur dem Kamillus gleich, sondern auch Herr von Rom zu werden. In dieser Absicht gab er sich viele Mühe, sich bey dem Volke beliebt zu machen; er bezahlte seine Schulden, und zog heftig gegen die Patricier los, welche er die Unterdrücker des Volkes nannte. Der Senat, welchem seine Reden und Absichten nicht unbekannt waren, erwählte den Kornelius Kossus zum Diktator, unter dem Vorwande, ihn gegen die Volscier abzuschicken, die einige glückliche Einfälle in das römische Gebiet gethan hatten; in der That aber in der Absicht, den Ehrgeiz des Manlius zu unterdrücken. Der Diktator endigte bald seinen Feldzug gegen den auswärtigen Feind durch einen Sieg; und bey seiner Rückkehr zog er den Manlius wegen seines Verhaltens zu Hause zur Verantwortung, und setzte ihn ins Gefängniß. Manlius indessen war gar zu sehr bey dem Volke beliebt, als daß ihm die Gewalt des Kossus hätte schaden können; seine Anhänger erhuben ein gar zu lautes Geschrey, als daß man ihrem Liebling das geringste hätte zu Leide thun dürfen. Kossus sah sich genöthigt, sein Amt niederzulegen, und Manlius wurde im Triumph aus seinem Gefängnisse durch die Stadt gebracht. Dieser glückliche Erfolg diente dazu, seinen Ehrgeiz nur noch mehr zu entflammen. Er fieng jetzt an, von einer Theilung der Ländereyen unter das Volk zu reden; er gab zu verstehen, daß kein Unterschied zwischen den Bürgern des Staats seyn müßte; und um seinen Reden noch mehr Gewicht zu geben, erschien er immer an der Spitze eines großen Haufens von dem niedrig-

drigsten Pöbel, welchen seine Geschenke zu seinen Begleitern gemacht hatten. Da also die ganze Stadt voller Tumult und Aufruhr war, so sah sich der Senat genöthiget, zu einem andern Hülfsmittel seine Zuflucht zu nehmen, und dem Demagogen die Gewalt des Kamillus entgegen zu stellen. Er wurde demnach zu einem von den Kriegstribunen erwählt, und setzte darauf dem Manlius einen Tag an, an welchem er sich auf Leib und Leben verantworten sollte. Der Ort, wo das Gericht gehalten wurde, war nahe bey dem Kapitol, und als er daher der Verrätherey und des Vorhabens die höchste Gewalt an sich zu reissen angeklagt wurde, so wandte er bloß seine Augen gegen das Kapitolium, streckte seine Hand gegen dasselbe aus, und erinnerte sie dadurch an das, was er daselbst für sein Vaterland gethan hatte. Das Volk, dessen Mitleiden oder Gerechtigkeit selten aus vernünftigen Bewegungsgründen entspringt, weigerte sich, ihn zu verdammen, so lang er sich im Anblick des Kapitols vertheidigte; aber sobald man ihn von da weg in den peteliniſchen Hain gebracht hatte, wo man das Kapitolium nicht mehr sehen konnte, so verdammte es ihn, daß er von dem tarpejischen Felsen herunter gestürzt werden sollte. So wurde der Ort, welcher die Scene seines Ruhms gewesen war, jetzt der Schauplatz seiner Strafe und Schande. Sein Haus, in welchem er seine Verschwörungen heimlich angezettelt hatte, wurde dem Boden gleich gemacht, und seiner Familie verbot man, jemals nachher den Namen Manlius zu führen.

Der Tod des Manlius erneuerte einigermaßen wieder das Murren der Tribunen und des Volks gegen den Kamillus, welchen sie als das vornehmste Werkzeug seiner Verfolgung ansahen: sie wollten sich selbst nicht gerne die Schuld einer Strenge beymessen,

sen, wozu sie doch ihre Einwilligung gegeben hatten, und fiengen daher an, ihren Unwillen gegen den würdigsten Mann des Staats zu wenden, als wenn sie dadurch ihre Niederträchtigkeit hätten noch vergrössern wollen. Indessen sollte es dem Kamillus, wie es scheint, niemals an einer Gelegenheit fehlen, sie zu ihrer Verehrung gegen ihn zurück zu bringen. Da er zum sechstenmale, obgleich wider seinen Willen, zum Kriegstribunen erwählt war, so marschirte er mit seinem Gehülfen, dem Lucius, gegen die Volsciер ab: der letztere brannte vor Begierde, sich mit dem Feinde einzulassen; der erstere aber mäßigte seinen Muth durch Behutsamkeit. Diese Zögerung des Kamillus, den Feind anzugreifen, schrieb Lucius der Furchtsamkeit des Alters zu, oder dem Neide, welcher nicht gerne seinen Ruhm mit einem andern theilen wollte: er bediente sich daher der Gelegenheit, als Kamillus krank war und das Bette hüten mußte, seine Truppen ins Feld heraus zu führen. Aber er wurde bald seine Verwegenheit gewahr; seine Armee war schon fast geschlagen, und es würde eine allgemeine Flucht erfolgt seyn, wenn ihm nicht Kamillus zu Hülfe gekommen wäre. Er stand aus seinem Bette auf, ließ sich, so alt und schwach er war, auf sein Pferd helfen, stellte sich an die Spitze eines kleinen Haufens von Leuten, widersetzte sich den Fliehenden, und brachte sie also noch einmal dahin, daß sie wüthend auf ihre Verfolger losgiengen. Die Unerschrockenheit dieses einzigen Mannes verbreitete sich durch die ganze Armee; seine Soldaten sammelten sich sehr bald wieder, und waren entschlossen, niemals einen General zu verlassen, unter welchem sie schon so ofte siegreich gefochten hatten. Nachdem der Feind also zurückgeschlagen war, wurde das Treffen den folgenden Tag erneuert; er erlitt in demselben eine

ganz-

J.d.St. 372. gänzliche Niederlage, und Kamillus kehrte noch einmal mit der Beute des Sieges beladen, nach Rom zurück. Aber auswärtige Eroberungen schienen bloß zu neuen Uneinigkeiten in der Stadt Gelegenheit zu geben; denn die Schuldner fiengen wieder an, wie vormals, über ihr Elend zu klagen. Die Einwohner von Präneste, einer Stadt, welche den Römern gehörte, thaten auch Einfälle in das römische Gebiet. Um diesen innerlichen und auswärtigen Beschwerden ein Ende zu machen, wurde Quintius Cincinnatus zum Diktator erwählt, welcher Präneste durch Uebergabe einnahm, und im Triumph mit der Statüe des Jupiter Imperator zurückkehrte, die er auf dem Kapitol aufstellte; ein Umstand, welcher, so unbeträchtlich er auch scheinen mag, doch zuerst die Begierde, ihre Eroberungen weiter auszubreiten, unter den Römern erweckte.

J.d.St. 375. Zwey Jahre nachher brachen die Streitigkeiten zwischen den Patriciern und den Tribunen mit ungewöhnlicher Heftigkeit wieder aus. Viele von den Plebejern hatten sich während der letzten Unglücksfälle ihres Vaterlandes entweder durch Zufall oder durch Tapferkeit große Güter erworben, und dieses erweckte in ihnen die Begierde, nicht nur an der Regierung, sondern auch an den Ehren des Staas Theil zu nehmen. Das Volk hatte schon vorher, wie wir gesehen haben, nach dem Konsulat getrachtet; und der Senat, wie ich erzählt habe, bewilligte ihm, durch eine armselige Ausflucht, Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt: aber dieses war, wie es scheint, nicht genug, seinen Stolz zu befriedigen; die Tribunen des Volks erneuerten daher jetzt ihre Forderungen; indeß die ärmern Bürger, welche bloß darauf bedacht waren, die Nothwendigkeiten des Lebens zu erwerben, und sich wenig um Ehren bekümmerten, ruhige Zuschauer

schauer des Streits abgaben. Um diese Zeit hatte Fabius Ambustus, ein Tribun des Volks, zwo Töchter, von denen er die eine an einen Patricier, und die andere an einen Plebejer verheirathete. Als die letztere eines Tages ihre Schwester besuchte, wurde sie so sehr von Neid über die Ehren, die derselben wegen ihrer patricischen Verbindung erwiesen wurden, erfüllet, daß sie darüber endlich in eine anhaltende Melancholie verfiel. Ihr Vater und ihr Mann beschworen sie eine Zeitlang, ihnen die Ursach dieser Veränderung in ihrer Gemüthsart zu entdecken, welches sie auch endlich, wiewohl ungern, that. Der Vater, ob er gleich selbst ein Patricier war, ließ sich dadurch bewegen, daß er, um seine Tochter zu trösten, sie versicherte, er wolle alsobald alles thun, was nur in seinem Vermögen stünde, um ihr einen gleichen Antheil an den Würden des Staats als ihre Schwester hätte, zu verschaffen; und um dieses Versprechen zu erfüllen, nahm er von der Zeit an mit ihrem Manne Abrede, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, daß künftig einer von den Konsuln aus dem Volk erwählt werden sollte. Der erste Schritt, welchen sie thaten, war, daß sie dem Manne das Tribunat verschaffeten, und darauf thaten sie, um sich bey dem Volke beliebt zu machen, zugleich mit dem Gesetze, wodurch sie das Konsulat verlangten, den Vorschlag, daß auch das Ackergesetz, welches eine gleiche Vertheilung der Ländereyen verlangte, zur Vollziehung gebracht werden sollte; ein Verfahren, welches, wie sie wohl wußten, ihren Ehrgeiz dem Volke sehr gefällig machen mußte. Die Streitigkeiten, welche dieser Vorschlag nach sich zog, waren so heftig, daß fünf Jahre hindurch keine höchste Obrigkeit erwählt wurde; indem die Tribunen des Volks und die Aedilen die ganze Zeit über das Regiment führten, wenn das ein Regi- J.d.St. 377. bis 382.

Regiment genannt werden kann, was nicht viel besser, als eine Anarchie und Verwirrung war. Hiernächst kamen die Kriegstribunen wieder zur Regierung, und nachdem zwey Jahre auf diese Weise ver-
384. flossen waren, wurde Kamillus zum Diktator erwählt, welcher aber, da er das Volk fest entschlossen fand, einen Plebejer zum Konsul zu erwählen, sein Amt niederlegte. Nach seiner Abdankung wurde ein anderer Diktator von dem Senat erwählt; aber diese hohe Würde war jetzt schon so oft, ohne dringende Noth gebraucht worden, daß ihr Ansehn abzunehmen anfieng, da unterdeß das Ansehen der Tribunen sich aus ihren Trümmern erhob. Dieser Diktator hieß Manlius Kapitolinus: er scheint wenig Merkwürdiges gethan zu haben, wenn wir ausnehmen, daß er den Licinius Stolo zu seinem Magister Equitum erwählte, welcher zuerst von den Plebejern diese Würde bekleidete. Stolo war auch der erste, welcher das Gesetz in Vorschlag brachte, und es auch durchsetzte, daß keiner über fünf hundert Morgen Landes besitzen sollte, welches sehr nachtheilig für die Patricier war; was aber noch sonderbarer ist, so fand man bald nachher, daß er für sich selbst mehr Land zu besitzen wünschte, als er durch sein eignes Gesetz berechtigt war, wofür er, seiner Verordnung gemäß, bestraft wurde.

Auf diese Weise wurde das Feuer der Uneinigkeit zwischen den beiden Ständen des Staats mit gleichem Eifer und Hartnäckigkeit immer in Flammen erhalten, und auswärtige Feinde dienten nur dazu, die Feindseligkeit zu besänftigen, aber nicht ganz aufzuheben. Ein andrer Einfall der Gallier, gegen welche Kamillus zum fünftenmal zum Diktator gemacht wurde, that diesen innerlichen Unruhen auf kurze Zeit Einhalt. Die Furcht vor diesem Volke

war

war zu dieser Zeit bey den Römern so groß, daß ein Gesetz gegeben wurde, vermöge dessen, die Priester von allen Kriegsdiensten, außer bey einem Einfall der Gallier, freygesprochen wurden. Indessen lehrte Kamillus seine Landsleute das beste Mittel, sie zu überwinden. Da er merkte, daß die Schwerter die vornehmsten Waffen dieses wilden Volkes ausmachten, so versorgte er seine Soldaten mit eisernen Helmen, und ließ ihre Schilde mit Erz überziehen; zu gleicher Zeit lehrte er sie auch die Kunst, sich ihrer eignen Waffen aufs vortheilhafteste zu bedienen. Durch diese Mittel machte er die Schwerter der Gallier so unbrauchbar, daß er sie, als er ihnen am Flusse Anio ein Treffen lieferte, ohne Mühe überwand; so daß die Römer jetzt anfiengen die Gallier zu verachten, und sich über ihre vormalige Kleinmüthigkeit zu wundern.

Ein solcher Sieg, sollte man denken, müsse dem Kamillus eine unumschränkte Macht zu Rom gegeben haben. Aber es scheint, daß er, entweder wegen seines hohen Alters, oder wegen der immer wachsenden Gewalt der Tribunen, jetzt sogar das Ansehen, welches er ehemals besaß, verloren hatte. Man drang J. d. St. 388.
noch immer mit zunehmendem Ungestüm auf das Gesetz, daß ein Konsul aus den Plebejern erwählt werden sollte; der Senat setzte sich, wie gewöhnlich, aus aller Macht dagegen; er verbot dem Kamillus, die Diktatur niederzulegen, in Hoffnung, daß er durch Hülfe seiner Gewalt im Stande seyn würde, seine Ehre gegen die Ansprüche des Volks zu behaupten. Als dem zufolge Kamillus eines Tages auf seinem Tribunal mit der Ausfertigung öffentlicher Angelegenheiten beschäfftigt war, befahlen die Tribunen, daß die Stimmen des Volks über ihr Lieblingsgesetz gesammelt werden sollten; und als sich der Diktator diesem Unternehmen widersetzte, so schickten sie ihre

Liktorn ab, um sich seiner Person zu bemächtigen, und ihn ins Gefängniß zu führen. Ein so unwürdiges Betragen gegen eine Obrigkeit, die bis dahin für heilig gehalten war, erregte eine größere Bewegung im Rom, als man bisher noch gesehen hatte. Die Patricier, welche um den Diktator her standen, trieben die Liktorn muthig zurück, unterdeß das Volk, welches unten stand, mit gleicher Wuth ausrief: „Herunter mit ihm, herunter mit ihm!“ Bey diesem allgemeinen Aufruhr war Kamillus der einzige, welcher unbewegt zu bleiben schien. Er bat die Tribunen, daß sie doch einen Augenblick mit ihren Bemühungen einhalten möchten; darauf berief er die Senatoren zu sich, führte sie in einen benachbarten Tempel, und bat sie, sie möchten doch nachgeben, und dadurch der Stadt den Frieden wieder schenken. Hiernächst wandte er sich gegen das Kapitolium, als wenn er allen Bemühungen, seinem Vaterlande zu dienen, das letzte Lebewohl hätte sagen wollen, und that das Gelübde, der Einigkeit einen Tempel zu bauen, wenn er den Frieden unter dem Volke wieder hergestellt sähe. Man folgte seinem Rath, und machte das Gesetz, daß einer von den Konsuln ins künftige von den Plebejern erwählt werden sollte. Sextius, welcher lange ein unruhiger Tribun des Volks gewesen war, wurde zuerst von den Plebejern zum Konsul gemacht. Sein Nachfolger war der Licinius, von dessen Frau wir schon erzählt haben, wie sehnlich sie nach dieser Würde schmachtete. Es wurden auch um diese Zeit zween neue Obrigkeiten aus den Patriciern erwählt; nämlich ein Prätor, welcher die Stelle des Konsuls, in Abwesenheit desselben, ersetzen, und dem Volke in Civil- und Kriminalsachen Recht sprechen sollte; ein Amt, welches so nothwendig für den Staat war, daß die Anzahl der Prätorn in den folgenden Zeiten bis

auf

auf sechszehn vermehrt wurde. Es wurden auch zween Aediles Kurules erwählt, welche so genannt wurden, um sie von den Aedilen des Volks zu unterscheiden, indem sie sich des elfenbeinernen Stuhls und anderer Zeichen der obrigkeitlichen Würde bedienten, welche den letztern versagt waren. Ihr vornehmstes Geschäfft war, daß sie über die großen und öffentlichen Spiele die Aufsicht hatten, und im Kriege für das nöthige Getraide und anderen Kriegsvorrath sorgen mußten. Also legte Kamillus, nachdem er ein langes Leben (denn er war jetzt über achtzig Jahre) in dem Dienst seines Vaterlandes zugebracht, und in demselben beständig einen Muth bewiesen hatte, welcher durch keine Gefahr erschüttert, und einen Patriotismus, welcher selbst durch die Undankbarkeit des Volks nicht geschwächet werden konnte, die Diktatur nieder, und erbaute, seinem Gelübde zufolge, der Einigkeit einen Tempel, welchen er aber nur zwey Jahre überlebte, indem er an der Pest starb, und den Ruhm hinterließ, der zweyte Erbauer von Rom gewesen zu seyn.

Aber alle Maßnehmungen, die man ergriffen hatte, und eine dauernde Einigkeit zwischen den Patriciern und dem Volke zu Stande zu bringen, waren vergebens: ihre Streitigkeiten lebten bey jeder Gelegenheit wieder auf; denn so oft neue Obrigkeiten erwählt werden sollten, so versuchte jede Parthey alles mögliche, damit die Wahl zu ihrem Vortheil ausfallen möchte, und trug kein Bedenken, sowohl Betrug als Gewalt zu gebrauchen, um ihr Verlangen zu erfüllen. So verschob der Senat alle Maßnehmungen gegen die auswärtigen Feinde, damit der neu erwählte plebejische Konsul keine Gelegenheit haben möchte, sich Ruhm zu erwerben. Und so brachte es das Volk auch bald nachher durch seine Be-

schwerden dahin, daß die Aediles Kurules ein Jahr um das andere aus seinem Mittel erwählt wurden, ja es gelang ihm endlich so gar, daß man den Markus Rutilius, einen Plebejer, zum Diktator machte.

J. d. St. 398. Um diesen Schaden wieder gut zu machen, nahmen die Patricier im folgenden Jahre das Konsulat dem Volke wieder ab, nachdem es dasselbe zehn Jahre lang genossen hatte; und vier Jahre nachher sah er sich genöthigt, es wieder in Besitz desselben zu setzen. Die Wahl eines Censors brachte eine gleiche Erbitterung hervor; und nach vielen Streitigkeiten wurde der Plebejer, welcher Diktator gewesen war, ungeachtet der vereinigten Bemühung der Patricier, zu dieser Würde erwählt.

Wir müssen nicht glauben, daß die Römer, während dieser Streitigkeiten in der Stadt, unthätig oder unglücklich in ihren auswärtigen Kriegen gewesen wären. Sie erfochten einen herrlichen Sieg über die Hernicier; so daß der Diktator Klaudius Krassinus
392. von dem Senat mit der Erlaubniß beehrt wurde, eine Oration zu halten. Einen andern Sieg erhielten sie über die Gallier, und der Diktator Quintus Pennus
393. kehrte im Triumph zurück. Noch zween Siege hinter einander wurden über eben dieses Volk von zween verschiednen Diktatorn erfochten; nämlich dem Servilius Ahala und dem Sulpicius Petikus, welche beide einen Triumph hielten. Wir lesen noch von zween andern Diktatorn, dem Manlius Torquatus und dem Kajus Julius, welche, da sie ohne große Noth erwählt waren, auch wenig merkwürdiges thaten, und also nur dazu dienten, das Ansehen der Diktatur herunter zu setzen. Einen vierten Triumph über die Gallier hielt Furius Kamillus, der zum Diktator gegen sie erwählt war. Auch die Aruncier, ein Volk jenseits der Volscier, that einige Einfälle, wurde aber von dem

Kamil-

Kamillus, welcher zum zweytenmal in dieser Absicht zum Diktator gemacht war, zurückgeschlagen.

Es wurden aber nicht bloß in der Absicht die Feinde bey ihren plötzlichen Einfällen zurückzuschlagen, sondern aus noch viel unbedeutendern Ursachen Diktatorn erwählt. Bey einer Pest finden wir, daß einer, nämlich der Manlius Kapitolinus, erwählt wurde, bloß um einen Nagel, als ein Mittel der Seuche Einhalt zu thun, einzuschlagen. Dieses unerhebliche Geschäfft verrichtete er mit vielen Cäremonien, indem er ihn an der rechten Seite in dem Tempel des Jupiters auf dem Kapitol einschlug. Zween Diktatorn wurden J. d. St. hinter einander erwählt, bloß um das Komitium, oder 391. die Versammlung des Volks zu einer neuen Konsulwahl zu halten; dieses wichtige Geschäfft wurde dem Furius Kamillus und dem Manlius Torquatus aufgetragen.

Auf diese Weise also kamen die Römer nach und nach immer weiter, mit einer Vermischung von Unruhen und Aberglauben in der Stadt, und glücklichen Unternehmungen gegen auswärtige Feinde. Ihre innerlichen Streitigkeiten machten ihre auswärtigen Kriege weniger beschwerlich und ermüdend, und brachten also natürlicher Weise eine Geschicklichkeit zu rühmlichen Thaten im Kriege bey ihnen hervor. Ihr Aberglaube diente auch dazu, ihr Glück noch mehr zu befördern; denn wenn das obrigkeitliche Ansehen seine Kraft verloren hatte, so waren die Priester allemal sicher, das Volk durch die Bande der Religion im Zaum zu halten. Mit was für einem unbedingten Gehorsam es sich seinen Oberpriestern unterwarf, haben wir schon aus vielen Beyspielen gesehen; und wie weit es getrieben werden konnte, den Tod selbst auf ihren Befehl nicht zu scheuen, siehet man ganz deutlich aus dem Verhalten des Kurtius; denn als um diese

Zeit auf dem Markte die Erde von einander borst, und die Augurn versicherten, daß sie sich nie wieder schliessen würde, als bis die kostbarsten Dinge in Rom hineingeworfen wären, so stürzte er sich ganz unerschrocken mit seinem Pferde und seiner Rüstung mitten hinein, indem er sagte, nichts sey kostbarer, als Patriotismus und kriegerische Tugend.

Der Abgrund, sagen die Geschichtschreiber, schloß sich gleich hierauf wieder zu, und Kurtius ward nachher nie wieder gesehen. Diese religiösen Gesinnungen, und so viele Vortheile, welche die Kriege zu begleiten pflegten, hatten dem römischen Gebiet eine schon mehr als noch einmal so große Ausdehnung gegeben, als die, welche es zu den Zeiten der Könige hatte. Indessen erstreckten sich ihre vornehmsten Unternehmungen bisher nur auf ihre nächsten Nachbarn, wobey sie vornehmlich nur vertheidigungsweise giengen; aber wir werden bald eine andere Scene erblicken, wo ihr Ehrgeiz in Flammen geräth, und nicht eher gestillt wird, bis die Gränzen der Welt selbst seinen Brand zu beschränken scheinen.

Vierzehnter Abschnitt.

Von den Kriegen gegen die Samniter, und den Pyrrhus, bis zum Anfange des ersten punischen Krieges, da die Römer zuerst aus Italien giengen.

Wir sind jetzt auf diejenige Periode gekommen, da alle besonderen Vorzüge der Patricier nur ein leerer Name waren, und der Reichthum den vornehmsten Unterschied ausmachte. Wir haben den römischen Staat bisher als eine unbekannte unbemerkte Republik

blik gesehen, die bloß den kleinen Nationen, die sie umgaben, furchtbar war, und weniger für Eroberungen als ihre Selbsterhaltung kämpfte. Aber jetzt fiengen die Römer an, da sie die Sabiner, die Etrurier, die Lateiner, die Hernicier, die Aequier und die Volscier überwunden hatten, sich nach größeren Eroberungen umzusehen. Sie kehrten demnach ihre Waffen gegen die Samniter, ein Volk ungefähr funfzig Stunden weit von der Stadt gegen Morgen.

Die Samniter waren eine kriegerische Nation, die von den Sabinern abstammte, und eine weite Strecke des südlichen Italiens, die jetzt einen beträchtlichen Theil des Königreichs Neapel ausmacht, bewohnte. Sie waren eben so mächtig, sowohl an Anzahl als an Kriegszucht, als die Römer, und stunden gleich ihnen mit verschiednen andern Staaten im Bündnisse. Zween so ehrgeizigen Nachbaren, die beide auf gleiche Weise die Waffen liebten, und vom Kriege lebten, konnte es nicht lange an einem Vorwande fehlen, mit einander zu brechen. Die Gelegenheit zu diesem Vorwande war, daß die Samniter die Sedicíner unterdrücket hatten, welche, da sie zu schwach waren, den Krieg allein zu führen, die Kampanier zu Hülfe riefen; die aber auch überwunden wurden, und darauf die Römer um ihren Beystand ansprachen. Der Senat, um seinen ehrsüchtigen Absichten einen Schein von Gerechtigkeit zu geben, stellte sich eine Zeitlang, als wenn er es von sich ablehnte, eine Hülfe gegen die Samniter zu bewilligen, unter dem Vorwande, daß sie Freunde und Bundsgenossen der Römer wären. Aber die dringenden Bitten der kampanischen Abgesandten, die Anerbietungen des reichen fruchtbaren Landes, welches sie bewohnten, und noch mehr, die Weigerung der Samniter, von der Verheerung eines Landes abzulassen, welches die Römer

als ihr Eigenthum betrachteten, brachte sie endlich zu dem Entschluß, den Krieg zu unternehmen. Valerius Korvus und Kornelius waren die beiden Konsuln, denen es zufiel, diesen schrecklichen Krieg zwischen den beiden eifersüchtigen Staaten, welcher sechzig Jahre hindurch Italien mit Blut überschwemmte, zuerst zu eröffnen. Valerius war einer der größten Generale seiner Zeit; er hatte den Zunamen Korvus von dem sonderbaren Umstande erhalten, daß ihm in einem Zweykampfe mit einem Gallier von riesenmäßiger Größe, ein Rabe beygestanden. Seinem Amtsgehülfen wurde es aufgetragen, mit einer Armee gegen Samnium, die Hauptstadt der Feinde, abzumarschieren, indeß Korvus abgeschickt wurde, um Kapua, die Hauptstadt der Kampanier zu entsetzen. Nie war ein General geschickter zum Kommando, als er. Mit einer von Natur starken und athletischen Leibesgestalt, vereinigte er die sanftesten Sitten; er war der kühnste, und doch der gutherzigste Mann in der ganzen Armee; der geringste Soldat war sein Kamerad, und doch hielt keiner genauer auf die strengste Beobachtung der Kriegszucht: aber was seinen Charakter vollkommen macht, er bemühete sich beständig, seine Würden durch eben die Künste zu behaupten, wodurch er sie erworben hatte. Solche Soldaten, als die Römer damals waren, die ihr neuliches Unglück abgehärtet hatte, und die von einem solchen General angeführt wurden, mußten unüberwindlich seyn. Die Samniter waren die tapfersten Leute, mit welchen sie noch zu thun gehabt hatten, und das Treffen zwischen den beiden Nationen wurde von beiden Seiten mit der standhaftesten Entschlossenheit geführt. Aber das Glück der Römer behielt die Oberhand; die Samniter ergriffen endlich die Flucht, indem sie versicherten, daß sie nicht im Stande wären, den wilden Blicken und

den

den feurigen Augen der Römer zu widerstehen. Der andere Konsul war indessen nicht eben so glücklich; denn da er unvorsichtiger Weise seine Armee in ein Defilee geführt hatte, so kam er in Gefahr abgeschnitten zu werden, wenn nicht Decius, ein Tribun der Armee, einen Hügel, welcher den Feind beherrschte, in Besitz genommen hätte. Hierauf wurden die Samniter von beiden Seiten angegriffen, und mit großem Verlust in die Flucht geschlagen, indem sie nicht weniger als dreyßig tausend Mann Todte auf dem Schlachtfelde zurückließen.

Bald nachher suchten die Einwohner von Kapua darum an, daß eine römische Garnison bey ihnen überwintern möchte, um sie vor den Anfällen der Samniter in Sicherheit zu stellen. Ihr Verlangen wurde ihnen auch zugestanden; aber Kapua zeichnete sich immer dadurch aus, daß es die Kriegszucht verdarb, und seine Beschützer entnervte. Es bot ihnen so viele Vergnügungen dar, und befriedigte so reichlich alle weichlichen Leidenschaften, daß die römische Garnison anfieng, nicht nur ihren Muth, sondern auch ihre Tugend zu verlieren. Sie machte den Anschlag, die Einwohner umzubringen, und die Stadt für sich selbst in Besitz zu nehmen. Diesen Anschlag theilte sie ihren Kameraden in andern Theilen des Landes mit, und diese waren gleich bereit, an dem Vorschlage Theil zu nehmen. Aber endlich wurden die Officier davon benachrichtiget, welche eine so große Niederträchtigkeit verabscheuten, und daher die Legionen ins Feld führten, und sie in beständiger Bewegung erhielten, um sie zu verhindern, daß sie nicht wieder auf solche Anschläge denken mochten. Aber ungeachtet der Sorgfalt des Generals und der Officiere, machten die Soldaten, welche sich der härtesten Strafe wegen ihrer treulosen Entwürfe schuldig erkannten,

einen Aufruhr, vereinigten sich zusammen, nnd marschierten gerades Weges auf Rom los. Eine Zeitlang fehlte es ihnen an einem Anführer, indem keiner Kühnheit oder Niederträchtigkeit genug hatte, eine Armee anzuführen, deren Vereinigung keinen andern Grund hatte, als Verrätherey. Endlich zwangen sie den Quintius, einen alten und angesehenen Soldaten, der sich damals auf dem Lande aufhielt, ihr Anführer zu seyn; und kamen, mehr durch ihre Wuth, als durch ihren General angeführt, der Stadt auf vier Stunden nahe. Ein so fürchterlicher Feind, welcher schon beynahe vor den Thoren war, setzte den Senat in keine geringe Furcht; er erwählte alsobald den Valerius Korvus zum Diktator und schickte ihn mit einer andern Armee gegen dieselbe ab. Die beiden Armeen standen jetzt gegen einander; Väter und Söhne sahen sich im Begriff für eine entgegengesetzte Parthey mit einander zu fechten. Ein jeder anderer General, als Korvus, würde vielleicht diesen bürgerlichen Krieg aufs Aeußerste getrieben haben; allein da er sein Ansehn unter den Soldaten kannte, so begab er sich, anstatt auf eine feindselige Weise den Anführern entgegen zu gehen, mit der vertrautesten Freundschaft zu ihnen, um seine alten Bekannten zu bewillkommen. „Ich habe, rief er, Gelegenhei„ten genug gehabt, meine Tapferkeit im Kriege zu zei„gen, es fehlt mir jetzt nur noch, dadurch Ruhm zu „erwerben, daß ich Frieden mache. Ihr könnet „kein Mißtrauen in mich setzen, meine Freunde, oder „glauben, daß Valerius Korvus jemals zu strenge „seyn kann, er, der noch nie ein Gesetz in dem Senat „angeordnet hat, welches euren Vortheilen zuwider „gewesen wäre. Ihr könnet nicht glauben, daß der„jenige strenge seyn werde, der immer bloß gegen sich „selbst strenge gewesen ist. Aber, wozu ihr euch „immer entschließen möget, so bin ich entschlossen,

„mich

„mich also aufzuführen, wie sichs für mich geziemet;
„wenn ich mein Schwert ziehe, so wird es nicht eher
„geschehen, bis ihr zuerst das eurige gezogen habt;
„wenn Blut vergossen werden soll, so müsset ihr den
„Anfang machen. Aber was für Blut wollt ihr ver-
„gießen? Nicht eurer Feinde, nicht der Samniter
„oder der Volscier, sondern eurer Väter, Brüder
„Kinder und Mitbürger; und das in Angesicht dieser
„Berge, die euch beides das Leben und die Erzie-
„hung gegeben haben. Aber nein, das müsse nicht
„geschehen. Quintius, wenn du der Anführer dieses
„schändlichen Feldzuges bist, so trage deine Forderungen
„vor; wenn sie nur Billigkeit zum Grunde haben, so
„werden wir sie mit Gnade bewilligen.“ Die ganze Armee war über diese Anrede gerührt. Quintius, als ihr Wortführer, verlangte bloß, daß man ihnen ihren Abfall von ihrer Pflicht vergeben möchte; und was ihn selbst anbetraf, da er an ihrer Verschwörung unschuldig war, so hatte er nicht Ursach, für seine Vergehungen um Vergebung zu bitten. So wurde dieser Abfall, welcher anfangs die Stadt mit so großer Gefahr bedrohete, durch die Klugheit und Mäßigung eines Generals unterdrückt, der seine größte Ehre darein setzte, sanftmüthig gegen seine Freunde, und bloß seinen Feinden furchtbar zu seyn. Die Aufrührer wurden wieder zu Gnaden angenommen, und da also der Diktator auswärts weiter nichts zu thun hatte, so legte er sein Amt nieder.

Nachdem hiernächst der Krieg mit den Samnitern J. d. St. 411.
eine Zeitlang mit abwechselndem Glücke geführt war, wurde ein Frieden geschlossen, welcher den Lateinern und den Kampaniern so unbillig zu seyn schien, daß sie dadurch zu einer Empörung bewogen wurden. Die ersteren giengen in ihren Forderungen so weit, daß sie darauf bestanden, es sollte einer von den Konsuln

suln und die Hälfte des Senats aus ihnen erwählt werden; eher, sagten sie, würden sie nicht darauf denken Frieden zu machen. Die Römer versuchten anfänglich, sie durch sanfte Mittel von ihrem Vorhaben abzubringen; allein sie bestanden nur um desto hartnäckiger darauf, indem sie die Gelindigkeit der Römer ihrer Furcht beymaßen. Um sie also für ihren Uebermuth zu züchtigen, wurden die beiden Konsuln, Manlius Torquatus und Decius Mus, von dem Senat abgeschickt, um einen Einfall in ihr Land zu thun. Die Lateiner ließen es gar nicht an Zurüstungen zu einer tapfern Gegenwehr fehlen; so daß die beiden Armeen sich mit gleicher Erbitterung angriffen, und ein sehr blutiges und hartnäckiges Treffen erfolgte. In diesem Treffen zeigte sich die genaue Kriegszucht und der außerordentliche Patriotismus der Römer in einem solchen Grade, welcher vielmehr das Erstaunen, als die Bewunderung der Nachwelt erregt hat. Da die Lateiner und Römer ein benachbartes Volk, und ihre Kleidung, Waffen und Sprache dieselben waren, so war die genaueste Kriegszucht desto nothwendiger, um eine Verwirrung in dem Treffen zu vermeiden. Der Konsul Manlius ließ daher den Befehl ergehen, daß kein Soldat, die Reizung dazu möchte seyn, welche es wolle, seine Glieder verlassen sollte; und daß er denjenigen ohne Gnade würde hinrichten lassen, der diesem Befehl zuwider handelte. Mit dieser Ordre hatten beide Armeen sich in Schlachtordnung gestellt, und waren im Begriff, das Treffen anzufangen, als Metius, der General der feindlichen Reuterey aus seiner Linie hervorritt, und irgend einen Ritter von der römischen Armee zum Zweykampf herausforderte. Eine Zeitlang hielt sich alles stille, weil kein Soldat es wagen wollte, dem Befehl seines Generals zu übertreten, bis Titus Manlius, des Konsuls eigner Sohn,

von

von Schaam über die Freyheit der ganzen römischen Armee entbrannt, muthig gegen seinen Feind heraus-ritt. Beide Armeen verschoben eine Zeitlang das allgemeine Treffen, um Zuschauer dieses hitzigen Gefechtes abzugeben. Die beiden Ritter spornten ihre Pferde mit großer Heftigkeit auf einander los; Metius verwundete das Pferd seines Freundes im Nacken; aber Manlius war glücklicher, und tödtete das Pferd des Metius. Der Lateiner, welcher also auf die Erde fiel, bemühte sich eine Zeitlang sich auf seinem Schilde aufrecht zu erhalten; aber der Römer setzte ihm so nachdrücklich mit seinen Hieben zu, daß er ihn, als er aufstehen wollte, todt zur Erden legte. Hierauf zog er ihm seine Rüstung aus, und kehrte triumphirend zu dem Zelt des Konsuls, seines Vaters, zurück, wo derselbe zum Treffen Anstalt machte, und Befehle austheilte. So sehr ihm auch seine Kameraden ihren Beyfall zugejauchzt hatten, so zweifelte er doch noch an der Aufnahme, die er bey seinem Vater finden würde; er näherte sich ihm daher mit ängstlicher Besorgniß, legte die Rüstung des Feindes zu seinen Füssen, und gab mit einer bescheidnen Miene zu verstehen, daß das, was er gethan habe, bloß aus einem Geist angeborner Tapferkeit entsprungen sey. Aber er wurde bald auf eine schreckliche Weise seines Irrthums gewahr, als sein Vater sich von ihm wegwandte, und befahl, daß man ihn öffentlich vor die Armee heraus führen sollte. Hier redte ihn der Konsul mit finsterem Blicke, aber doch mit Thränen, also an: „Titus Manlius, da du weder die Würde des „Konsulats, noch die Befehle deines Vaters geachtet; „da du die Kriegszucht gestört, und ein Muster des „Ungehorsams durch dein Beyspiel gegeben hast: „so setzest du mich in die traurige Nothwendigkeit, „entweder meinen Sohn, oder mein Vaterland aufzuopfern.

„zuopfern. Aber laß uns in dieser schrecklichen Wahl „nicht wanken; tausend Leben wären in einer solchen „Sache nicht zu kostbar; auch hoffe ich nicht, daß du „selbst dich weigern werdest zu sterben, da dein Va„terland die Vortheile deiner Leiden einerndten wird. „Geh, Liktor, binde ihn, und laß seinen Tod uns in „Zukunft zum Beyspiel dienen.“ Die ganze Armee wurde mit Entsetzen über diesen unnatürlichen Befehl erfüllet; die Furcht hielt sie eine Zeitlang zurück; aber als sie den Kopf ihres jungen Helden abgeschlagen, und sein Blut auf die Erde strömen sahen, konnten sie ihre Verwünschungen und ihre Seufzer nicht länger zurückhalten. Sein Leichnam wurde außer das Lager gebracht, und mit der Beute seines überwundenen Feindes ausgeschmückt, mit aller Pracht der kriegerischen Trauer begraben.

Unterdessen hub das Treffen mit gleicher Wuth von beiden Seiten an; und da die beiden Armeen oft unter den nehmlichen Anführern gefochten hatten, so schlugen sie sich mit aller Erbitterung eines bürgerlichen Krieges. Die Lateiner verließen sich vornehmlich auf ihre körperliche Stärke; die Römer auf ihre unüberwindliche Tapferkeit und geschickte Anführung. Truppen, die sich so wenig nachgaben, schienen bloß den Schutz ihrer Gottheiten zu bedürfen, um die Schale des Sieges auf die eine oder die andere Seite zu neigen; und in der That hatten die Augurn vorher gesagt, wenn es irgend einem Theil der römischen Armee unglücklich gienge, so sollte der Anführer dieses Theils sich den unsterblichen Göttern weihen, und als ein Opfer für sein Vaterland sterben. Manlius kommandirte den rechten Flügel, und Decius den linken. Beide fochten eine Zeitlang mit zweifelhaftem Glücke, da ihre Tapferkeit gleich war; aber endlich fieng der linke Flügel der Römer an zu weichen. Und

da

da entschloß sich Decius, sich für sein Vaterland den Göttern zu weihen, und sein Leben als ein Opfer hinzugeben, um seine Armee zu retten. Also entschlossen, rief er dem Manlius mit lauter Stimme zu, und fragte ihn, da er der oberste Priester (Pontifex maximus) war, auf was für Weise er sich einweihen, und was für Worte er dabey gebrauchen müsse. Nach seiner Anweisung also weihete er sich, in einen langen Rock gekleidet, das Haupt bedeckt, mit vorwärts ausgestreckten Armen, und auf einem Wurfspieß stehend, den Göttern des Himmels und des Todtenreichs für das Wohl seines Vaterlandes. Hierauf bewaffnete er sich, stieg zu Pferde, stürzte mitten unter die Feinde, und verbreitete Schrecken und Bestürzung wohin er kam; bis er endlich mit Wunden bedeckt niederfiel. Unterdessen betrachtete die römische Armee diese Aufopferung als die gewisse Versicherung eines glücklichen Erfolgs: und auf den Aberglauben der Lateiner hatte eine solche Entschlossenheit keinen geringern Einfluß; es erfolgte eine allgemeine Flucht; die Römer setzten ihnen von allen Seiten zu, und die Niederlage war so groß, daß kaum der vierte Theil der Armee mit dem Leben davon kam. Dies war das letzte Treffen von einiger Erheblichkeit, welches zwischen den Lateinern und Römern vorfiel; die ersteren sahen sich gezwungen, unter harten Bedingungen um Frieden zu bitten, und als zwey Jahre nachher ihre stärkste Stadt Pädum erobert ward, so wurden sie dadurch gänzlich der römischen Oberherrschaft unterworfen.

Die Samniter waren indessen noch nicht überwunden; es war vor einiger Zeit ein Friede mit ihnen geschlossen, aber man schien auf beiden Seiten nicht geneigt zu seyn, ihn lange zu halten. Der Beystand, welchen sie den Kampaniern leisteten, die ehemals die Römer um ihren Schutz gegen sie angefleht,

und

und jetzt den ihrigen gegen die Römer erbeten hatten, erneuerte einen Krieg, welcher, wenn er gleich manchmal durch Aufschub und Traktaten unterbrochen wurde, sich doch nur mit dem Untergange dieses Staats endigen sollte. Auf eine Zeitlang schien freylich das Schicksal der beiden Nationen sehr ungewiß zu seyn; denn obgleich die Samniter im Ganzen den Kürzern zogen, so machte doch ein sehr harter Unfall, J.d.St. 431. welcher die Römer um diese Zeit betraf, eine Pause in ihrem gewöhnlichen guten Glücke, und neigte die Schale eine Zeitlang auf die Seite des Feindes. Da der Senat den Samnitern den Frieden abgeschlagen, so beschloß ihr General Pontius, dasjenige durch List zu gewinnen, was er so oft durch Gewalt verloren hatte. Er führte demnach seine Armee in ein enges Thal, Namens Klaudium, besetzte alle Ausgänge desselben, und schickte darauf zehn von seinen Soldaten, wie Hirten gekleidet, ab, mit dem Befehl, sich auf den Weg zu begeben, welchen die Römer marschieren mußten. Es gieng, wie er gewünscht hatte; der römische Konsul traf sie auf dem Wege an, hielt sie für das, was sie zu seyn schienen, und fragte sie, was für einen Weg die Armee der Samniter genommen hätte. Sie antworteten ihm mit angenommener Gleichgültigkeit, sie wären vor Luceria, eine Stadt in Apulien, gerückt, und belagerten sie jetzt. Der römische General, welcher die List, womit man ihn zu fangen suchte, gar nicht argwöhnte, marschierte gerades Weges auf dem kürzesten Wege nach Luceria, der durch das enge Thal gieng, um die Stadt zu entsetzen; und er wurde nicht eher den Betrug gewahr, als bis er seine Armee umringt, und von allen Seiten eingesperret sah. Als die Samniter die römische Armee mit so großem Vortheil eingeschlossen hatten, schickten sie alsobald an den Herennius, den Vater ihres

res Generals, um ihn zu fragen, was sie jetzt thun sollten. Der alte schlaue Samniter, welcher die Denkungsart der Römer kannte, und wußte, daß ein stolzer Feind entweder gänzlich überwunden, oder gänzlich gewonnen werden müsse, gab seinem Sohn den Rath, entweder sie alle ohne Unterschied niederzuhauen, oder sie alle ohne Schimpf und Beleidigung loszulassen; eines von beiden, sagte er, sey schlechterdings nothwendig; das erstere würde sie außer Stand setzen, ins künftige den Samnitern zu schaden; das letztere würde ihnen eine Verpflichtung auflegen, deren sie sich nie entledigen könnten. Dieser Rath, wiewohl er der klügste war, der sich denken ließ, wurde verworfen; man schlug einen Mittelweg ein, welcher bloß dazu diente, die Römer zu erbittern, aber nicht, sie zu bezwingen. Pontius nöthigte die Armee erstlich unter dem Joch her zu gehen, nachdem sie vorher alles, außer ihre Unterkleidung abgelegt hatte; hiernächst mußte sie sich anheischig machen, das Gebiet der Samniter gänzlich zu verlassen, und künftig immer den Bedingungen des vorigen Bündnisses gemäß zu leben. Die Römer waren gezwungen, sich diesen schimpflichen Vertrag gefallen zu lassen, und marschierten entwaffnet, halb nackend, und brennend vor Begierde, ihre verlorne Ehre wieder zu erwerben, nach Kapua. Als die Armee zu Rom ankam, gerieth die ganze Stadt in die äußerste Bestürzung über ihre schimpfliche Rückkehr. Nichts als Wuth und Rache sah man auf jedem Gesicht, indeß die Konsuln, welche die unglücklichen Werkzeuge ihrer Schande waren, sich nicht öffentlich sehen lassen, oder ihre nöthigen Amtsverrichtungen versehen wollten. Es ward ein Diktator erwählt, welcher, weil er keine Gelegenheit hatte, etwas zu thun, sein Amt wieder nieder legte, so daß der Staat eine Zeitlang ohne ei-

ne höchste Obrigkeit blieb; man sah nichts als Gram und Unwillen, und die ganze Stadt befand sich in Trauer.

Doch dies war nur ein vorübergehendes Unglück, der Staat hatte von seinem Ruhm, aber nicht von seiner Macht verloren. Er suchte nur eine Gelegenheit, einen Vertrag zu brechen, welchen die Armee bloß aus Noth gemacht hatte; und die beiden Konsuln, welche den Traktat geschlossen hatten, übergaben sich dem Feinde, als die einzigen Personen, die man deshalb zur Rechenschaft ziehen könnte. Aber Pontius, welcher richtig anmerkte, daß das Leben zweyer Leute keine Erstattung für das Leben einer ganzen Armee abgeben könnte, weigerte sich diese Genugthuung anzunehmen, und sandte sie mit bittern Beschwerden über die Treulosigkeit der Römer zurück. Der Krieg wurde also jetzt erneuert, und die Samniter in verschiednen Treffen überwunden, indem die Römer ihnen eben so begegneten, als ihnen vorher begegnet war. Diese Vortheile der Römer brachten einen zweyjährigen Stillstand zuwege; und als der verflossen war, wurde der Krieg, wie gewöhnlich, viele Jahre hinter einander fortgesetzt; die Macht der Samniter nahm täglich ab, und die Zuversicht der Römer wurde mit jedem Siege vermehrt. Papirius Kursor, welcher zu verschiednen Zeiten Konsul und Diktator war, triumphirte mehrmals über sie. Fabius Maximus hatte auch seinen Antheil an dem Ruhme sie überwunden zu haben; und Decius, der Sohn jenes Decius, welcher sich etwa vierzig Jahre vorher für sein Vaterland aufopferte, folgte dem Beyspiel seines edlen Vaters, indem er sich auch mitten in die Feinde stürzte, und das Leben seiner Mitbürger durch den Verlust seines eignen erkaufte. Es kann uns in der That wunderbar vorkommen, wie

die

die Samniter so lange Zeit der römischen Macht die Spitze bieten können; aber wir müssen bedenken, daß alle sie umgebende kleine Staaten, die entweder aus Interesse oder aus Eifersucht über die wachsende Größe der Römer mit ihnen verbunden waren, ihnen beystanden. So schickten die Tarentiner, die Lukaner, die Thuriner und alle südlichen Staaten Italiens nach einander ihnen Hülfstruppen zu, welche dem Fortgange der Sieger eine Zeitlang Einhalt thaten. Aber dieser Aufschub dauerte nicht lange; sowohl sie, als die Samniter, sahen sich, nach wiederholten Niederlagen, endlich ihrer Städte und des größten Theils ihres Landes beraubt: sie fühlten sich, am Ende des Krieges, gänzlich erschöpft; beynahe zweymal hundert tausend ihrer tapfersten Leute waren im Treffen umgekommen, und die Ueberbleibsel gänzlich außer Stande, den Siegern Widerstand zu thun. In dieser Noth, da die italienischen Staaten nicht mehr im Stande waren, sich selbst zu vertheidigen, sahen sie sich genöthigt, den Beystand einer fremden Macht zu Hülfe zu rufen, und nahmen daher zu dem Pyrrhus, dem König von Epirus, ihre Zuflucht, um sie von dem bedrohenden Untergange zu retten.

Pyrrhus, ein König von großer Tapferkeit, Ehrbegierde und Macht, hatte sich immer das Beyspiel Alexanders, seines großen Vorgängers, zur Nachahmung vorgestellt: er wurde für den erfahrensten General seiner Zeit gehalten, und kommandirte eine Armee, welche damals für die am besten disciplinirte in der Welt gehalten wurde. Die Römer hatten daher jetzt nicht mehr mit tumultuarischen Truppen zu fechten, die zur Zeit der Noth angeworben waren, und deren Sieg bloß von ihrer Tapferkeit abhieng; sie hatten es mit einer Armee zu thun, die unter dem polirtesten Volke der damaligen Welt geworben, un-

ter den größten Generalen gebildet war, und von dem berühmtesten Anführer seiner Zeit angeführt wurde. Pyrrhus, welcher, wie gesagt, von den Tarentinern um Hülfe angesprochen war, die ihn im Namen aller dem Untergange nahenden Staaten Italiens beschwuren, sie von dem bevorstehenden Verderben zu retten, versprach, ihnen zu Hülfe zu kommen. Unterdessen schickte er ein Korps von drey tausend Mann nach Italien hinüber, unter dem Kommando des Cineas, eines erfahrnen Kriegers und Schülers des großen Redners Demosthenes. Er selbst blieb auch nicht lange zurück, sondern schiffte sich bald nachher mit drey tausend Mann zu Pferde, zwanzig tausend zu Fuß, und zwanzig Elephanten ein, auf welche man damals ein Vertrauen zu setzen anfieng. Aber nur ein kleiner Theil dieser großen Zurüstungen kam mit ihm in Italien an; denn viele seiner Schiffe waren in einem Sturm theils zerstreuet, theils gänzlich zu Grunde gegangen. Nach seiner Ankunft zu Tarent, gieng seine erste Sorge dahin, das Volk, welchem er beystehen wollte, zu verbessern; denn er sah, daß eine gänzliche Verderbniß der Sitten in dieser üppigen Stadt herrschte, und daß die Einwohner mehr mit ihren Vergnügungen, mit Baden, Festen und Tanzen, als mit der Sorge, sich zum Kriege zu rüsten, beschäfftigt waren; er gab daher Befehl, daß alle Oerter, welche zu den öffentlichen Lustbarkeiten bestimmt waren, zugeschlossen, und alle solche Lustbarkeiten, welche die Soldaten zum Kriege ungeschickt machten, eingestellt werden sollten. Er bemühte sich, die freche Art, wie sie ihren Obrigkeiten begegneten, zu unterdrücken, und forderte so gar einige, die spöttisch von ihm geredet hatten, vor ihm zu erscheinen. Indessen ließ er sich doch, durch die witzige Art, wie sie die Beschuldigung eingestanden,

den, bewegen, sie nicht zu strafen. „Ja, sagten sie, „wir haben alles dieses von dir gesagt, und wir würden noch mehr gesagt haben, wenn unser Wein „nicht aus gewesen wäre.“ Aber ob er ihnen gleich mit einem Lächeln vorgab, so gebrauchte er doch die klügste Vorsichtigkeit, um sich vor ihrer bekannten Falschheit in Sicherheit zu stellen; er schickte seinen Sohn aus der Stadt, und schaffte alle diejenigen weg, von welchen er argwöhnte, daß sie am geneigtesten wären, einen Aufruhr zu befördern. Unterdessen thaten die Römer alles, was die Klugheit ihnen nur rathen konnte, um sich einem so furchtbaren Feinde zu widersetzen; und der Konsul Lävinus wurde mit einer zahlreichen Armee abgeschickt, um seinen Progressen Einhalt zu thun. Pyrrhus marschierte ihm daher entgegen, wiewohl seine ganze Armee noch nicht angekommen war; vorher aber schickte er einen Gesandten an die Römer ab, und bat, daß sie ihn erlauben möchten, einen Vermittler zwischen den Römern und Tarentinern abzugeben. Hierauf gab Lävinus zur Antwort, daß er ihn weder als einen Vermittler schätze, noch als einen Feind fürchte; hierauf führte er den Gesandten durch das römische Lager, und bat ihn, er möchte alles, was er sähe, wohl beobachten, und seinem Herrn getreuen Bericht davon abstatten.

Da also der Krieg auf beiden Seiten beschlossen war, so rückten die Armeen gegen einander, und schlugen ihre Lager, an den entgegengesetzten Ufern des Flusses Lyris, im Angesichte eines des andern auf. Pyrrhus war immer äußerst sorgfältig in der Anordnung seines Lagers und in der Beobachtung des feindlichen. Hier war es, daß er, als er einst an den Ufern des Flusses spazieren gieng, und die römische Art sich zu lagern in Augenschein nahm, ausrief, in-

dem er sich zu einem seiner Günstlinge wandte: „Die„se Barbaren scheinen mir auf keine Weise barbarisch „zu seyn; und ich fürchte, wir werden nur zu bald „finden, daß ihre Handlungen ihrer Entschlossenheit „gleich sind.“ Mittlerweile schickte er ein Korps seiner Truppen die Ufer des Flusses hinab, und stellte sie in Bereitschaft, im Fall sie einen Versuch machen sollten, ihn zu passiren, eh er seine ganze Armee zusammen gebracht hätte. Es gieng gerade so, wie er erwartet hatte; der Konsul gab, mit einer Hitze, die seine Unerfahrenheit bewies, Befehl, daß man den Fluß, an dem Orte, wo man hindurch gehen konnte, passiren sollte; und die epirische Avantgarde, welche sich vergebens bemühte, ihm Widerstand zu thun, sah sich genöthigt, sich zu dem Hauptkorps der Armee zurückzuziehen. Als Pyrrhus das Unternehmen der Feinde erfuhr, so hoffte er anfänglich, ihre Reuterey abzuschneiden, ehe sie durch die Infanterie, welche noch nicht herüber war, verstärkt werden könnte, und führte daher in Person ein auserlesenes Korps Reuterey gegen sie an. Bey dieser Gelegenheit bewies er sich seines großen Ruhmes würdig: man sah ihn beständig an der Spitze seiner Leute, wie er sie muthig anführte und mit ruhiger Gelassenheit ihren Angriff lenkte; indem er zugleich das Geschäfft eines Generals und die Pflicht eines gemeinen Soldaten erfüllte, zeigte er die größte Gegenwart des Geistes mit der größten Tapferkeit in seiner Person vereinigt. Man unterschied ihn vor allen andern durch seine edle Miene und seine reichen Waffen; so daß allenthalben, wo er sich sehen ließ, das Gedränge der Schlacht sich um ihn sammelte. Da sein Pferd mitten in dem Handgemenge unter ihm getödtet wurde, so sah er sich genöthigt, seine Rüstung mit einem seiner Begleiter zu vertauschen, und seinen Leuten auf einer

andern

andern Seite des Treffens zu Hülfe zu eilen, wo seine unmittelbare Gegenwart erfordert wurde. Die römischen Ritter, welche diesen Begleiter für den König selbst hielten, richteten unterdessen alle ihre Angriffe auf ihn; sie tödteten ihn auch endlich, und überbrachten seine Rüstung dem Konsul. Die Nachricht von des Königs Tode breitete sich gleich durch beide Armeen aus; die Griechen geriethen darüber in ein panisches Schrecken, und die Römer fiengen an, sich des Sieges versichert zu halten. Aber Pyrrhus kam den Augenblick mit entblößtem Kopfe in die förderſten Glieder, rief einmal über das andere aus, daß er noch lebe, und flößte also seinen Soldaten neuen Muth ein. Endlich waren die römischen Legionen den Fluß passirt, und das Treffen war nunmehr allgemein geworden; die Griechen fochten mit dem Bewußtseyn ihres ehemaligen Ruhms, und die Römer mit der Begierde neuen Ruhm einzuerndten: man hatte bis dahin noch nie so verschieden disciplinirte Armeen einander entgegen gestellt gesehen, und es ist bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden, ob der Phalanx der Griechen, oder die Legion der Römer den Vorzug verdiene. Der Sieg blieb lange zweifelhaft; die Römer hatten siebenmal den Feind zurückgeschlagen, und waren eben so oft wieder zurückgetrieben; aber endlich schickte Pyrrhus seine Elephanten mitten in das Handgemenge, und diese gaben der Sache den Ausschlag zu seinem Vortheil. Die Römer, welche noch nie Geschöpfe von solcher Größe gesehen hatten, geriethen nicht nur über ihre unerschrockne Wildheit, sondern auch über die Thürme, die auf ihren Rücken gebauet, und mit bewaffneten Leuten angefüllt waren, in Schrecken. Sie betrachteten sie mehr wie Ungeheuer, die sie zerstören sollten, als wie Thiere, die man dazu abgerichtet hätte, sie

zum Weichen zu bringen; und nicht nur die Menschen, sondern auch die Pferde nahmen an dieser allgemeinen Bestürzung Theil; sie konnten weder den Geruch, noch das Geschrey dieser schrecklichen Geschöpfe ertragen, sondern warfen ihre Reuter ab, und erfüllten die Glieder mit Verwirrung. Nun sah Pyrrhus, daß er das Treffen gewonnen habe; er sandte seine Thessalische Reuterey ab, um den in Unordnung gebrachten Feind anzugreifen, und trieb ihn dadurch gänzlich in die Flucht. Es erfolgte hierauf eine schreckliche Niederlage der Römer; funfzehn tausend Mann blieben auf dem Platze, und achtzehn hundert wurden zu Gefangenen gemacht. Den Siegern aber gieng es nicht viel besser, als den Uberwundenen; Pyrrhus selbst war verwundet, und dreyzehn tausend von seinen Leuten blieben auf dem Platze. Die einbrechende Nacht machte der Niederlage auf beiden Seiten ein Ende, und man hörte den Pyrrhus sagen, noch ein solcher Sieg würde seine ganze Armee zu Grunde richten. Den folgenden Tag, als er das Schlachtfeld betrachtete, konnte er sich nicht enthalten, die Leichname der getödteten Römer mit Bewunderung anzusehen: er sah, daß sie alle ihre Wunden vorne bekommen hatten, und daß ihre Miene selbst im Tode eine so edle Entschlossenheit, und einen so fürchterlichen Blick zeigte, der ihm Ehrfurcht abnöthigte; er rief daher mit dem wahren Geist eines kriegerischen Abentheurers aus: „O wie leicht wollte „ich die ganze Welt erobern, wenn die Römer mei„ne Soldaten, oder ich ihr König wäre!“ Diese gute Aufführung bey einem Feinde gefiel den Römern sehr, noch mehr aber seine gefällige Begegnung und seine Höflichkeit gegen die Gefangenen; eine solche Verfeinerung der Sitten hatten die Römer noch von den Griechen zu lernen; aber man durfte diesem edlen

Vol-

Volke eine Verbesserung in den Sitten oder im Kriege nur zeigen, so waren sie gleich bereit, sie nachzuahmen.

Die Römer waren zwar geschlagen, aber nicht überwunden; sie waren gleich mit aller möglichen Sorgfalt bedacht, ihre Armee zu ergänzen, und sich dem Sieger zu widersetzen, welcher, mit den südlichen Staaten Italiens vereinigt, gerades Weges auf Rom los marschirte. Indessen wollte er sie doch nicht gern aufs äußerste treiben; und da er sah, daß sie große Zurüstungen machten, so hielt ers fürs Beste, sich mit einem Feinde in Unterhandlungen einzulassen, nachdem er einen Sieg über ihn erfochten hatte. Er entschloß sich daher, seinen Freund Cineas, den Redner, an sie abzuschicken, um mit ihnen in Unterhandlung zu treten, und alle seine Künste anzuwenden, um sie zum Frieden zu bewegen. Er hatte lange ein großes Vertrauen auf die Geschicklichkeit und die Beredtsamkeit dieses Schülers des großen Demosthenes gesetzt, und oft versichert, er habe mehr Städte durch die Beredtsamkeit des Cineas als durch seine Waffen erobert. Der alte listige Grieche war bereit, diese Gesandtschaft zu übernehmen, und fieng seine Unterhandlung, so bald er nach Rom gekommen war, damit an, daß er sich bemühete, nicht nur die Senatoren, sondern auch ihre Frauen, durch Geschenke, die er ihnen im Namen seines Herrn überbrachte, zu gewinnen. Aber dieses war das Zeitalter der römischen Tugend; die Senatoren weigerten sich, diese Geschenke anzunehmen, welche sie als Bestechungen, ihr Vaterland zu verrathen, ansahen; und die Frauen gaben ihren Männern an edler Uneigennützigkeit nichts nach. Sie baten ihn, er möchte seinem Herrn diese Lockspeisen zur Verrätherey zurückgeben, und thaten hinzu, sie würden nur dann seine Anerbietungen an-

nehmen, wenn der Senat überlegt hätte, ob sie seine Freundschaft annehmen sollten. Nie war eine Zeit, in welcher alle kriegerischen und patriotischen Tugenden in einem so großen Glanze stralten, als jetzt. Die Senatoren, welche durch ein neuerliches Gesetz, wie ich erzählt habe, fast ganz bis zu dem Volke herabgesetzt waren, fiengen an, bloß durch die Tugend einen Vorzug zu suchen, und verachteten diejenigen Reichthümer, welche nicht so sehr vergrößert werden konnten, daß sie dadurch sehr über den Pöbel wären erhoben worden. Also war es dem Cineas, mit aller seiner Kunst, unmöglich, die Römer, entweder durch Bestechung oder durch besondere Ueberredung zu verführen. Da er also diese Mittel unwirksam fand, so fieng er an, mehr öffentlich in seinem Geschäffte zu Werke zu gehen, und wurde, auf sein Ansuchen, in die Versammlung des Senats eingeführt. Hier fieng er damit an, daß er die Tapferkeit und die Gnade seines Herrn, seine Begierde die Tugend zu beschützen, und seine besondere Hochachtung für die Römer erhob. Hiernächst fuhr er fort, die Seligkeit des Friedens darzulegen, und die schöne Gelegenheit, welche der Senat jetzt hätte, ihn wieder herzustellen. Er bot ihnen im Namen seines Herrn an, alles, was er im letzten Treffen in seine Gewalt bekommen hätte, ohne Ranzion, zurückzugeben; den Römern bey einer künftigen Gelegenheit beyzustehen; und alles was er dagegen von ihnen foderte, war ihr Bündniß und ihre Freundschaft, doch mit der Erlaubniß, daß die Tarentiner in diesen Traktat mit eingeschlossen wären. Diese Anerbietungen und noch mehr die Beredtsamkeit des Redners schienen die ganze Versammlung zu rühren; alles schien geneigt, sich den Vorschlag des Königs gefallen zu lassen, und man redte durchgängig in der ganzen Stadt von dem Frieden, als von einer

einer ganz gewissen Sache. So stunden die Sachen, als Appius Klaudius, ein alter Senator, welcher jetzt vor Alter blind geworden war, und sich schon lange der öffentlichen Geschäffte entzogen hatte, sich in einer Sänfte ins Rathhaus tragen ließ. Das Erstaunen, ihn wieder in dem Senat zu sehen, und die unzähliligen Schwachheiten, die er hatte überwinden müssen, um hinein zu kommen, erregten in der ganzen Versammlung die größte Aufmerksamkeit und Stille. „Ich habe lange, sagte er, indem er sich von seinem „Sitz aufhub, meine Blindheit und meine Schwach„heiten als Uebel angesehen; ich glaubte, der Him„mel hätte mich in dem letztern Theil meines Lebens „für die Fehler, die ich in meiner Jugend begangen, „strafen, und eine thörichte Jugend mit einem „schmerzhaften Alter vergelten wollen. Aber jetzt, „ihr Väter, finde ich, daß dasjenige eine vorzügliche „Wohlthat für mich ist, was ich bisher als ein Un„glück angesehen habe; sintemal der Verlust meines „Gesichts mich verhindert, die Schande meines Va„terlandes zu sehen. Ja, wenn es auf meinen „Wunsch ankäme, so möchte ich auch taub seyn, da„mit ich nicht länger Dinge hörte, die jetzt in den „Herzen jedes tugendhaften Römers den größten Un„willen entzünden müssen. Wie verschieden seyd ihr „jetzt von dem, was ihr vor einigen Jahren waret! „Alexander, welchen die Welt den Großen genannt „hat, wurde damals in Rom für Nichts geachtet; „wir schrieben alle seine Eroberungen nicht seiner „Tapferkeit, sondern seinem Glücke zu. Ihr „wünschtet damals, daß der Strom des Krieges ihn „in Italien geführt haben möchte, bloß um der Welt „zu zeigen, daß er euch nicht gleich komme. Aber „ach, wie tief seyd ihr jetzt gefallen! Ihr wünschtet „damals mit dem Ueberwinder Griechenlandes zu

fechten

„fechten, und jetzt fürchtet ihr euch, euch mit einem „von denen Staaten einzulassen, die er wirklich über„wunden hat. Ihr wünschtet mit dem Alexander „zu fechten, und ihr scheuet euch vor einem, welcher „sein Vaterland verlassen hat, mehr aus Furcht vor „seinen alten Feinden, als aus Begierde neue zu fin„den. Es ist uns also jetzt nichts anders übrig, als „entweder dem Pyrrhus muthig ins Feld entgegen „zu gehen, oder alle die Verachtung geduldig zu lei„den, welche die benachbarten Staaten Italiens auf „uns werfen werden; und uns also, da wir einen „Krieg zu vermeiden suchen, in hundert andre zu „verwickeln.“ Diese Rede wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen; die ganze Versammlung lobte ihren alten rauhen Redner mit der größten Wärme, und die sanften Reden des Cineas wurden nicht weiter angehört. Da er also nicht im Stande war, etwas durch seine Gesandtschaft auszurichten, so kehrte er also mit der Antwort zurück, daß der Senat sich nicht eher in Friedensunterhandlungen mit dem Pyrrhus einlassen würde, als bis er mit seiner Armee Italien verlassen hätte.

Da Cineas sich also in seinen Erwartungen betrogen sah, so kehrte er zu seinem Herrn zurück, und erhob beides die Tugenden und die Größe der Römer. Der Senat, sagte er, schien eine ehrwürdige Versammlung von Halbgöttern, und die Stadt ein Tempel zu ihrer Aufnahme zu seyn. Dieses erkannte Pyrrhus bald nachher selbst, durch eine Gesandtschaft von Rom, die Ranzion und Auswechselung der Gefangenen betreffend. An der Spitze dieser ehrwürdigen Gesandtschaft befand sich Fabricius, ein alter Senator, der schon lange seinen Mitbürgern ein Muster der äußersten Armuth, mit der fröhlichsten Genügsamkeit verbunden, gewesen war. Dieser praktische

tische Philosoph, welcher ehemals Konsul gewesen, und jetzt römischer Gesandter war, hatte kein anderes Silbergeschirr in seinem Hause, als einen kleinen Becher, dessen Boden noch dazu von Horn war. Da es seinen Töchtern an Vermögen fehlte, so war der Senat so edelmüthig, daß er sie aus der öffentlichen Schatzkammer ausstattete. Die Samniter hatten ihm vormals große Geschenke angeboten, aber er schlug sie aus, indem er sagte, er sey schon reich genug, da er die Kunst gelernt hätte, durch die Einschränkung seiner Begierden seine Bedürfnisse zu vermindern. Pyrrhus empfieng diesen berühmten Greis mit vieler Höflichkeit; und um zu sehen, in wie fern das Gerücht zu seinem Vortheil die Wahrheit sagte, so bot er ihm reiche Geschenke an, die aber der Römer ausschlug. Um nun auch seine Gleichmüthigkeit auf die Probe zu setzen, so ließ er den folgenden Tag einen von seinen Elephanten hinter die Tapeten stellen, der auf ein gegebenes Zeichen seinen Rüssel über den Kopf des Gesandten erhob, und zugleich noch andere Künste machte, um ihn in Furcht zu setzen. Aber Fabricius, ohne seine Miene zu verändern, lächelte, und sagte zum König, er sähe das Fürchterliche dieses Tages mit eben dem Auge an, als die Anlockungen des vorigen. Pyrrhus, welcher vergnügt darüber war, so viele Tugend bey einem Manne zu finden, den er als einen Barbaren angesehen hatte, war also bereit, ihm die einzige Gunstbezeugung, die, wie er wußte, ihn glücklich machen konnte, zu bewilligen. Er ließ die römischen Gefangenen los, und vertraute sie dem Fabricius allein an, nachdem ihm derselbe versprochen hatte, daß er, im Fall der Senat entschlossen wäre, den Krieg fortzusetzen, sie sobald ers nöthig fände, zurückfordern könnte.

Unter-

J.d.St. 474. Unterdessen hatte die römische Armee sich von ihrer letzteren Niederlage wieder erholt, und den beiden Konsuln des folgenden Jahres, Sulpicius und Decius, wurde das Kommando derselben aufgetragen. Das panische Schrecken, welches sie anfänglich wegen der Elephanten befallen hatte, fieng jetzt an, sich zu verlieren; und die Generale bemühten sich mit grossem Fleiß die Kriegszucht des Pyrrhus, und die griechische Art sich zu lagern, nachzuahmen. Auf diese Weise nahmen sie immer von andern Nationen Verbesserungen an, und lernten durch Niederlagen die Kunst unüberwindlich zu werden. Beide Armeen begegneten sich bey der Stadt Askulum, beynahe gleich an der Zahl, indem eine jede ungefähr vierzig tausend Mann stark war. Die Gegend war waldigt, und also dem Pyrrhus hinderlich, weil er sich in derselben seines Phalanx und der Elephanten nicht so vortheilhaft, als in der Ebne bedienen konnte. Er gieng daher eine Zeitlang bloß vertheidigungsweise zu Werke, bis ihm etwa die Nacht Gelegenheit geben möchte, eine vortheilhafte Stellung zu wählen. Den folgenden Morgen ließ er ein Detaschement von der Reuterey die Anhöhen in Besitz nehmen, und also die Römer zwingen, sich in die Ebene zurückzuziehen. Als sie dieses glücklich ausgerichtet hatten, so brachte er seine Elephanten in das Gefecht, wo es am dickesten war, und da er seine Schleuderer und Bogenschützen mit ihnen vermischte, so machte er dadurch ein solches Korps, welchem die Römer kaum zu widerstehen im Stande waren; da sie überdem den Vortheil nicht hatten, sich, wie den vorigen Tag, bald vorwärts bald rückwärts zu ziehen, so wurde das Treffen sehr gedrängt und allgemein. Die römischen Legionen waren anfangs nicht im Stande, in den griechischen Phalanx einzudringen; aber endlich richteten sie,

wegen

wegen ihres eignen Lebens unbesorgt, ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Endlich, nach einem langen und hartnäckigen Gefecht, behielt doch die griechische Disciplin die Oberhand; und die Römer, welchen von allen Seiten zugesetzt wurde, vornehmlich von den Elephanten, sahen sich genöthigt, sich in ihr Lager zurückzuziehen, indem sie sechstausend Mann Todte auf dem Schlachtfelde zurück ließen. Aber die Feinde hatten eben nicht Ursach, sich ihres Sieges zu rühmen, indem sie vier tausend Mann Todte hatten; so daß Pyrrhus einem seiner Soldaten, der ihm zu seinem Siege Glück wünschte, zur Antwort gab: „Noch einen solchen Sieg, so bin ich verlo„ren.“ Mit Recht konnte er dieses sagen, da er jetzt den größten Theil derjenigen Truppen, die er mit sich gebracht, verloren hatte, und seine Freunde und Generale auch größtentheils das Leben eingebüßt hatten.

Mit diesem Treffen wurde der Feldzug beschlossen; das folgende Frühjahr aber wurde er mit gleichem Eifer auf beiden Seiten wieder erneuert. Pyrrhus hatte neue Truppen von Hause bekommen; und der alte Fabricius, welcher mit dem Aemilius zum Konsul erwählt war, kommandirte die Römer, die über ihre vorigen Niederlagen den Muth noch gar nicht verloren hatten. Da die beiden Armeen sich einander näherten, und nur noch in kleiner Entfernung waren, wurde dem Fabricius ein Brief von dem Arzt des Königs gebracht, worinn sich derselbe erbot, daß er den König, gegen eine gehörige Belohnung, ums Leben bringen, und also die Römer von einem mächtigen Feinde und einem gefährlichen Kriege befreyen wollte. Fabricius fühlte bey diesem niederträchtigen Antrage allen den redlichen Unwillen, der mit seinem vorigen Charakter übereinstimmte; er theilte ihn seinem Gehülfen mit, und sagte sogleich, daß man, sei-

ner

ner Meynung nach, den Pyrrhus von der Verrätherey, welche gegen ihn angezettelt würde, benachrichtigen müßte. Es wurde demnach sogleich in dieser Absicht ein Brief an den Pyrrhus abgeschickt, worinne man ihm von der Sache Nachricht gab, und seine unglückliche Wahl der Freunde und Feinde anführte; indem er Mördern sein Vertrauen geschenkt, und sie erhoben hätte, edle und tapfere Leute aber bekriegte. Pyrrhus fand jetzt, daß diese kühnen Barbaren nach und nach feinere Sitten angenommen hatten, und wollte sich von ihnen auch in Edelmuth nicht übertreffen lassen; er empfieng die Nachricht mit eben so viel Erstaunen über ihre Redlichkeit, als Unwillen über die Verrätherey seines Arztes. „Bewunderns„würdiger Fabricius! rief er aus, es würde eben so „leicht seyn, die Sonne von ihrem Lauf, als dich von „der Tugend abwendig zu machen.“ Hierauf ließ er gehörige Untersuchung unter seinen Bedienten anstellen, und nachdem er die Verrätherey entdeckt hatte, seinen Arzt hinrichten. Um sich aber in Großmuth nicht übertreffen zu lassen, schickte er alsobald alle seine Gefangenen ohne Ranzion nach Rom, und bat noch einmal, daß sie sich mit ihm in Friedensunterhandlungen einlassen möchten. Die Römer dagegen schlugen ihm den Frieden ab, außer auf die nehmlichen Bedingungen, die sie ihm vorher angetragen hatten, und setzten eben so viele Gefangne von den Samnitern und Tarentinern auf freyen Fuß, als sie von ihm bekommen hatten. Der König erstaunte nicht wenig über die Hartnäckigkeit der Römer; sein Entschluß war zwischen Schaam und Noth getheilt, indem seine Umstände ihn gewissermaßen nöthigten, den Krieg zu endigen, seine Ehre aber dadurch gekränkt wurde, wenn er den Krieg unvollendet abbrechen mußte. Eine Einladung der Sicilianer, die

ihn

ihn um Hülfe gegen die Karthaginienser ansprachen, welche sich ihrer Insel bemächtigt hatten, und sehr grausam mit ihnen umgiengen, zog ihn aus dieser Verlegenheit. Dieser Feldzug versprach ihm reichere Belohnungen und weniger Arbeit, und dieses waren die vornehmsten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit dieses kriegerischen Herumschweifens an sich zogen. Er legte daher eine Besatzung in Tarent, sehr wider die Neigung der Einwohner, sandte darauf seinen Freund Cineas vor ihm ab, und folgte ihm bald mit dem übrigen Theil seiner Truppen nach, um Sicilien zu befreyen.

Die Samniter und Tarentiner, welche nun der Willkühr der Römer überlassen waren, fuhren unterdessen fort, ihn aufs dringendste zu bitten, daß er doch wieder zurückkommen und sie beschützen möchte. Pyrrhus, welchen sein Glück in Sicilien eine Zeitlang gegen alle ihre Bitten taub gemacht hatte, war endlich, nach Verlauf von zweyen Jahren, in welchen er mehr glänzende als vortheilhafte Siege erfochten hatte, froh, daß er einen scheinbaren Vorwand hatte, dieses Land zu verlassen, so wie er vorher Italien verlassen hatte. Er kehrte daher mit einiger Schwierigkeit, an der Spitze von zwanzig tausend Mann zu Fuß und drey tausend zu Pferde, noch einmal nach Tarent zurück. Die Römer, ob sie gleich von einer so furchtbaren Macht, als des Pyrrhus seine war, bedrohet wurden, hatten doch die alten Feindseligkeiten zwischen den Ständen des Staats noch nicht vergessen; und als man eine Werbung anstellte, um eine Armee gegen ihn zusammen zu bringen, so weigerten sich verschiedne von dem Volke, sich werben zu lassen. Um nun einen Aufruhr zu verhindern, welcher nichts weniger als den Untergang des Reichs drohete, entschlossen sich die Konsuln, mit Muth und

Nachdruck bey der Sache zu Werke zu gehen, und befahlen daher, daß die Namen der Bürger durchs Loos gezogen werden, und daß derjenige, welcher sich zuerst weigerte, zu Felde zu gehen, als ein Sklave verkauft werden sollte. Diese zu rechter Zeit angebrachte Strenge that ihre Wirkung, und sobald nachher irgend einer, wenn er aufgerufen war, sich weigerte, so wurde alsobald von den Konsuln mit ihm so verfahren, wie sie angekündigt hatten. Nachdem sie auf diese Weise eine hinreichende Anzahl Truppen zusammengebracht hatten, theilten sie ihre Armee in zween Theile, und marschierten in des Feindes Land, der eine in Lukanien, und der andere zu den Samnitern. Pyrrhus, welcher seine Armee auch durch Neuangeworbene verstärkt hatte, und hiervon Nachricht erhielt, theilte seine Truppen auch, und schickte einen Theil derselben dem Lentulus entgegen, indeß er selbst auf den Kurius Dentatus losgieng, um ihn anzugreifen, ehe sein Gehülfe zu ihm stoßen könnte. Seine vornehmste Absicht war, den Feind in der Nacht zu überfallen; aber da er zum Unglück durch Waldungen kam, und es ihm an Licht gebrach, verloren seine Leute den Weg, so daß sie sich bey Anbruch des Tages vor dem Lager der Römer befanden, welche schon heraus marschiert waren, und bereit standen, sie zu empfangen. Die Vortruppen der beiden Armeen kamen gleich aneinander, wobey die Römer am glücklichsten waren. Bald darauf erfolgte ein allgemeines Treffen, und als die Römer wieder die Oberhand behielten, nahm Pyrrhus wieder Zuflucht zu seinen Elephanten. Allein die Römer waren damals schon zu bekannt mit ihnen, als daß sie in ein eitles Schrecken darüber hätten gerathen sollen; und da sie erfahren hatten, daß das Feuer das kräftigste Mittel sey, sie zurückzutreiben, so ließen sie eine Menge Flachs und Pech machen, welche

welche auf sie los geworfen wurden, als sie sich den Gliedern näherten. Die Elephanten, welche also durch die Flammen wüthend gemacht und von den Soldaten eben so unerschrocken angegriffen wurden, konnten jetzt nicht weiter gebracht werden; sondern kehrten um, rannten auf ihre eigne Armee los, rissen die Glieder ein, und erfüllten alles mit Schrecken und Verwirrung. So erklärte sich endlich der Sieg zum Vortheil der Römer. Pyrrhus bemühte sich vergebens, der Flucht und der Niederlage seiner Truppen Einhalt zu thun; er verlor nicht allein drey und zwanzig tausend seiner besten Leute, sondern sein Lager wurde ebenfalls erobert. Dieses diente den Römern, welche immer gern Verbesserungen annahmen, zu einer neuen Lehre: sie hatten vorher ihre Zelter ohne Ordnung aufgeschlagen; jetzt aber lernten sie, den Grund auszumessen und das ganze Lager mit einem Graben zu verschanzen; so daß man viele ihrer folgenden Siege ihrer verbesserten Art sich zu lagern zuschreiben kann.

Unterdeß, daß die beiden Konsuln triumphirend in Rom einzogen, ertrug Pyrrhus seine Niederlage mit ungebrochnem Muth; seine erste Sorge war, sich den Rückzug zu versichern, und dann seine Bundsgenossen durch Versprechungen eines besseren Glücks aufs künftige bey gutem Muth zu erhalten. Dieses that er so lange, bis er alles, was ihm nur möglich war, versucht hatte, um einen andern Feldzug zu Stande zu bringen. Allein alle seine Hoffnungen hierzu liefen fruchtlos ab, und er entschloß sich daher, Italien zu verlassen, wo er nur verzweifelte Feinde und treulose Bundsgenossen fand. Er berief daher die Tarentiner zusammen, berichtete ihnen, daß er aus Griechenland Versicherungen eines schleunigen Beystandes erhalten hätte, und bat sie, sie möchten

den Ausgang ruhig abwarten; die folgende Nacht aber schiffte er seine Truppen ein, und kehrte, ohne beunruhigt zu werden, mit den Ueberbleibseln seiner zertrümmerten Armee in sein Königreich zurück. Er ließ zwar eine Besatzung in Tarent zurück, aber bloß um den Schein zu beobachten.

Ein solches Ende nahm der Krieg mit dem Pyrrhus, nachdem er sechs Jahre gedauert hatte. Während desselben finden wir die Römer eine weit edlere Rolle spielen, als in irgend einem vorigen Zeitpunkte, indem sie die gebildeten Sitten der Griechen mit ihrer eignen tugendhaften Strenge zu vereinigen suchten. Der Geist der Frugalität, Verachtung der Reichthümer und eine tugendhafte Nacheiferung hatte sich über den ganzen Senat ausgebreitet. Fabricius brachte nicht nur die Armuth, durch sein Beyspiel, in Aufnahme, sondern er strafte auch durch seine obrigkeitliche Gewalt alles, was sich der Ueppigkeit näherte. Als er Censor war, wurde der Ruffinus, welcher zweymal Konsul und einmal Diktator gewesen war, aus dem Senat verstoßen, und seinem Namen ein Schandfleck angehängt, ungeachtet er nichts weiter verbrochen, als daß er zehn Pfund Silbergeschirr für seine Tafel im Gebrauch hatte. Durch diese Liebe der Mäßigkeit, und diese glücklichen Thaten im Kriege wurde das gemeine Wesen reich, wenn gleich die Privatpersonen arm waren; die Anzahl der Bürger war auch jetzt bis über zweymal hundert tausend Mann, welche im Stande waren die Waffen zu tragen, vermehrt; und der Ruhm der Römer hatte sich schon so weit ausgebreitet, daß der König von Aegypten, Ptolemäus Philadelphus, Gesandten an sie abschickte, um ihnen Glück zu wünschen, und sie um ihr Bündniß zu bitten.

Was

Was die armen üppigen Tarentiner anbetrifft, welche die ursprünglichen Urheber dieses Krieges waren, so fanden sie bald einen schlimmern Feind in der Besatzung, welche bey ihnen zurückgelassen war, als in den Römern, welche sie von außen angriffen. Der Haß zwischen ihnen und dem Milo, welcher ihre Citadelle im Namen des Pyrrhus kommandirte, war so groß geworden, daß nichts als die Furcht vor ihren alten Feinden, den Römern, ihm gleich kommen konnte. In dieser Noth wandten sie sich an die Karthaginienser, welche mit einer großen Flotte kamen und den Hafen von Tarent sperreten; so daß dieses unglückliche Volk, welches vordem wegen seiner Verfeinerungen und Lustbarkeiten so berühmt in Italien gewesen war, jetzt von drey verschiednen Armeen einander streitig gemacht wurde, ohne daß es sich einen Beherrscher wählen konnte. Endlich aber fanden die Römer Mittel, die Besatzung auf ihre Seite zu bringen; worauf sie sich leicht der Stadt Meister machten; sie rissen ihre Mauern nieder, gaben aber dabey den Einwohnern die Freyheit und versprachen ihnen ihren Schutz.

Funfzehnter Abschnitt.

Vom Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Anfange des zweyten, da die Römer anfiengen mächtig zur See zu werden.

Die Römer hatten jetzt alle ihre Nebenbuhler in Italien zerstört; die Tarentiner, die Samniter, die Lukanier waren jetzt nicht mehr, oder sie nahmen geduldig Gesetze von den Siegern an. Der Sieg J.d.St. 489.

über den Pyrrhus verbreitete nicht nur ihren Ruhm bey auswärtigen Nationen, sondern er entzündete auch in ihnen eine Begierde nach auswärtigen Eroberungen. Sie fiengen auch an, die Verfeinerungen der Griechen und der Tarentiner, welche sie besiegt hatten, kennen zu lernen, wenn gleich nicht auszuüben; die Anzahl ihrer Ackersleute verminderte sich, indeß sich, wie in allen Staaten, welche reich werden, ihre Künstler und der kleine Adel immer vermehrten. Das Gebiet der Stadt war daher jetzt nicht länger hinreichend, ihre wachsende Menge mit Getraide zu versorgen, und es wurde aus fremden Königreichen Vorrath eingeführt. Von diesen schickte Sicilien bey weitem die größte Menge; so daß das Volk heimlich den Besitz eines Landes zu wünschen anfieng, welches eine Zeitlang Rom zu einer Kornkammer gedient hatte. Wenn die Gemüther einmal schon vorher zu Eroberungen geneigt sind, so fehlt es selten an einem Vorwande den Anfang zu machen. Die Karthaginienser waren damals im Besitz des größten Theils von Sicilien, und wünschten, gleich den Römern, nur eine Gelegenheit, die Einwohner uneins zu machen, um sich der ganzen Insel zu bemeistern. Diese Gelegenheit bot sich jetzt dar. Hiero, der König von Syrakus, einer von den Staaten der Insel, die noch nicht bezwungen waren, bat sie um ihren Beystand gegen die Mamertiner, ein kleines Volk desselben Landes, und sie schickten ihm auch Hülfsvölker, sowohl zu Wasser als zu Lande. Die Mamertiner hingegen, um dem drohenden Untergange zu entgehen, gaben sich unter den Schutz der Römer. Diese, welche die Mamertiner des Namens ihrer Bundsgenossen nicht würdig hielten, erklärten, anstatt sich des Vorwandes zu bedienen, ihnen beyzustehen, kühnlich den Krieg gegen Karthago; und führten zur

Ursach

Ursach davon an, daß sie in dem letztern Kriege den südlichen Theilen von Italien Hülfe gegen die Römer zugeschickt hätten. Auf diese Weise wurde der Krieg zwischen diesen zweenen mächtigen Staaten erklärt, welche beide zu groß geworden waren, als daß sie hätten länger geduldige Zuschauer von dem Wachsthum eines des andern abgeben können.

Karthago, eine Kolonie der Phönicier, war an der Küste von Afrika, in der Gegend, wo jetzt Tunis steht, ungefähr hundert und sieben und dreyßig Jahr vor Rom, erbauet. Da es schon lange sehr mächtig geworden war, so hatte es seine Herrschaft entlangs an den Küsten ausgebreitet, und hatte auch viele von den vornehmsten Inseln in der mittelländischen See im Besitz. Seine vornehmste Stärke aber bestund in seinen Flotten und der Handlung; durch diese hatte es sich unermeßliche Reichthümer erworben; und durch ihr Geld allein waren die Bürger im Stande, Armeen zu miethen und abzuschicken, um ihre Nachbarn zu besiegen oder in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Indessen, da sie jetzt lange im Besitz des größten Ueberflusses gewesen waren, so fieng der Staat an, die Uebel zu empfinden, welche der Reichthum nur gar zu leicht nach sich ziehet; denn so wie zu Rom die öffentlichen Aemter nur zur Belohnung der Tugend gemacht wurden, und die höchste Ehre mit der größten Arbeit verbunden war; so waren hingegen in Karthago die verschiednen Aemter, welche der Staat zu besetzen hatte, feil; und diejenigen, welche sie kauften, trachteten nur dahin, sich durch alle niederträchtigen Künste der Erpressungen schadlos zu halten. In einer so ungleichen Verfassung fiengen diese beiden großen Mächte den sogenannten ersten punischen Krieg an. Die Karthaginienser, mit Gold und Silber versehen, welches erschöpft werden konnte; die Römer mit

Beharrlichkeit, Patriotismus und Armuth, welche durch jede Niederlage neue Stärke zu gewinnen schienen.

Da die Römer bisher immer in ihrem eignen Gebiet eingeschlossen gewesen waren, so hatten sie nur wenig Kenntniß von der Art, wie man eine Armee über die See transportiren müsse. Appius Klaudius war der erste, welcher durch Hülfe einer schwachen Flotte, oder wie einige wollen, auf Flößhölzern eine kleine Anzahl Truppen in Sicilien übersetzte, wo das gute Glück der Römer ihnen, wie gewöhnlich, den Sieg verschaffte. Ein Bündniß, welches der Konsul bald nach seiner Ankunft mit dem syrakusischen König Hiero schloß, flößte den Römern die Hoffnung ein, die Karthaginienser aus der Insel zu vertreiben, und sich, statt ihrer, Meister von derselben zu machen. Allein sie fanden noch ein unüberwindliches Hinderniß gegen ihre ehrgeizigen Absichten; sie hatten keine Flotte, wenigstens nichts, was diesen Namen verdiente, indeß die Karthaginienser, welche eine sehr mächtige Flotte besaßen, eine uneingeschränkte Herrschaft zur See hatten, und alle Seestädte in ihrer Unterwürfigkeit hielten. In einer solchen Lage würde ein jedes anderes Volk als die Römer sich unter den Nachtheilen, welche die Natur zu haben schien, sich zufrieden gegeben haben; aber nichts konnte sie überwinden oder abschrecken. Sie fiengen an, sich auf das Seewesen zu legen; und ob sie gleich weder Schiffszimmerleute hatten, um eine Flotte zu bauen, noch Bootsleute, um sie zu führen, so waren sie doch entschlossen, alle Schwierigkeiten mit unbiegsamer Beharrlichkeit zu überwinden. Von ungefähr wurde ein karthaginiensisches Schiff durch einen Sturm an die Küste verschlagen, und dieses war genug, um den Römern die Hoffnung zu geben, daß sie Schiffe würden bauen können,

können, welche dereinst der so lange bestandenen Seemacht der Karthaginienser die Spitze bieten könnten. Sie machten sich also mit allem Fleiß daran, dieses Schiff nachzuahmen, welches an sich selbst nicht viel besser war, als eine vom Schiffbruch gerettete Trümmer, und baueten noch hundert und zwanzig mehr, nach dem Muster, welches sie vor sich hatten. Aber jetzt, ob sie gleich etwas ähnliches von einer Flotte besaßen, welche, so grob und so übel eingerichtet zum segeln sie auch war, doch einige Stärke hatte, fehlte es ihnen noch an Schiffsleuten, sie zu führen. Die Römer selbst, welche nur zum Ackerbau erzogen waren, wußten gar nichts vom Seewesen; und die benachbarten Staaten, welche sie überwunden hatten, waren entweder nicht geneigt für sie zu Schiffe zu gehn, oder man konnte sich doch nicht auf sie verlassen. In dieser Verlegenheit lehrten sie ihre Leute zu Lande rudern, und unterrichteten sie in der Art zur See zu fechten, so gut sie konnten, ihrer Tapferkeit überließen sie das Uebrige. Der Konsul Duillius war der erste, welcher sich mit dieser neu ausgerüsteten Flotte in die See wagte; aber er fand bald, daß der Feind ihm in der Kunst zu segeln, und ihre Schiffe zum Angriff zu bringen überlegen war. Allein der unüberwindliche Muth der Römer ließ sich nicht ermüden; er fand auch hier zur Verbesserung seiner Operationen ein Mitttl aus, indem er eine Maschine erfand, welche, wenn zwey Schiffe zusammenstießen, sie beide an einander befestigte, so daß keins von beiden sich losmachen konnte, bis die Tapferkeit den Sieg entschieden hatte. Hierdurch wurde sein Treffen zur See einem zu Lande ähnlicher; und als daher die beiden Flotten an einander kamen, so erhielten die Römer den Sieg, und die Karthaginienser verloren funfzig ihrer Schiffe, und die bis dahin unangefochtene

Oberherrschaft zur See, welche sie weit höher schätzten. Ein solches Glück war dem Senat so unerwartet, daß ihr Admiral Duillius einen herrlichen Triumph erhielt, mit dem Befehl, daß, so oft er zum Abendessen ausgienge, ihn ein Trupp Musikanten begleiten sollte.

Unterdessen wurde der Krieg zu Lande in Sicilien mit abwechselndem Glücke fortgeführt; indem die Römer sowohl als ihre Feinde zuweilen im Felde den Kürzern zogen. Aber das Verhalten der beiden Nationen, während dieses Krieges, war offenbar verschieden. Die Karthaginienser murreten beständig gegen ihre Generale und Admirale, und bestraften sie oft, wenn sie unglücklich gewesen waren, mit dem Tode. Die Römer hingegen blieben immer zufrieden und standhaft, und waren dem Anschein nach eben so vergnügt bey einer Niederlage, als wenn sie den Sieg erhalten hatten. Ihr größtes Glück gegen das Ende des Krieges in Sicilien hatten sie der Anführung und der Tapferkeit ihres Konsuls Regulus zu danken, welcher die Inseln Lippara und Melita, welche zu unsern Zeiten, als der Sitz der Maltheserritter so berühmt ist, bezwang. Die Stadt Agrigent in Sicilien und Alberia in Korsika wurden auch der Herrschaft der Römer unterworfen.

Aber diese kleinen Vortheile waren auf keine Weise hinreichend, die hitzigen Erwartungen des Volks zu befriedigen; denn obgleich die Kathaginienser zuweilen so gar zur See geschlagen wurden, so blieben sie doch noch immer die mächtigsten, und sandten beständig neue Truppen auf die Insel. Sicilien konnte also nicht anders erobert werden, als wenn man die Macht der Karthaginienser zu Hause demüthigte. Dieserhalb beschloß also der Senat, den Krieg in Afrika selbst zu führen, und schickte daher den Regulus und Manlius mit einer Flotte von dreyhundert Schiffen ab,

ab, um einen Einfall in das Land zu thun. Regulus wurde für den vollkommensten Krieger gehalten, welchen Rom um diese Zeit hervorgebracht hatte; er war ein allgemein bekanntes Beyspiel der frugalen Härte, aber weniger strenge gegen andre, als gegen sich selbst; er tadelte bloß diejenigen Fehler, die er nicht begangen hätte, wenn er auch hätte sterben sollen: sein Patriotismus war noch größer, als seine Mäßigkeit; alle Privatleidenschaften schienen in ihm erstickt zu seyn, oder sie waren alle durch eine große herrschende Neigung, die Liebe zu seinem Vaterlande, verschlungen. Die beiden Generale segelten mit ihrer Flotte ab, der größten, welche noch je einen italienischen Hafen verlassen hatte, mit hundert und vierzig tausend Mann an Bord. Die Karthaginienser begegneten ihnen mit einer Flotte, die eben so mächtig war, und mit Leuten, die zur See besser geübt waren. So lange das Gefecht in einer Entfernung mehr zwischen den Schiffen als den Leuten geführt wurde, schienen die Karthaginienser glücklich zu seyn; aber so bald die Römer erst handgemein wurden, zeigte sich der Unterschied zwischen einer Armee von Miethvölkern, und einer, die für ihre Ehre focht, ganz deutlich. Die Entschlossenheit der Römer wurde mit einem glücklichen Ausgange belohnt; die feindliche Flotte wurde zerstreuet, und vier und funfzig ihrer Schiffe gefangen genommen. Die Folge dieses Sieges war eine unmittelbare Landung auf den Küsten von Afrika und die Einnahme der Stadt Klupea; nebst zwanzig tausend Mann, welche zu Gefangenen gemacht wurden.

Als der Senat von diesen wichtigen Vortheilen Nachricht erhielt, und um neue Verhaltungsbefehle angesucht wurde, befahl er dem Manlius nach Italien zurück zu kommen, um in Sicilien das Kommando zu führen; und dem Regulus in Afrika zu bleiben,

bleiben, um dort seine Siege zu verfolgen; da aber sein Konsulat verflossen war, so verlängerten sie sein Kommando unter dem Titel eines Prokonsuls. Glücklich in dem Beyfalle seines Vaterlandes, fuhr Regulus fort, neue Vortheile zu erhalten, und führte seine Truppen die Ufer des Flusses Bagrada hinunter. Unterdeß er hier die Annäherung der Karthaginienser erwartete, fiel eine Schlange von ungeheurer Größe seine Leute an, da sie Wasser holten, und schien gleichsam entschlossen zu seyn, die Ufer des Flusses zu bewachen. Sie war hundert und zwanzig Fuß lang, und hatte Schuppen, die von keinen Waffen durchdrungen werden konnten. Einige von den kühnsten Truppen giengen ihr anfangs entgegen, um sich ihrer Wuth zu widersetzen; aber sie fielen bald als Opfer ihrer Kühnheit, indem sie entweder von ihrem verschlingenden Rachen getödtet, oder von ihrem langen Schwanz umschlungen und zerschmettert wurden. Der giftige Dampf, welchen sie aushauchte, machte sie noch schrecklicher; und die Soldaten wurden so sehr durch ihren Anblick in Furcht gesetzt, daß sie versicherten, sie wollten lieber der ganzen karthaginiensischen Armee unter die Augen gegangen seyn. Eine Zeitlang schien es ungewiß zu seyn, wer von dem Flusse Meister bleiben würde; da wegen der Härte ihrer Schuppen keine gewöhnliche Mittel sie wegtreiben konnten. Endlich sah sich Regulus genöthigt, sich der Maschinen, mit welchen man die Mauern der Städte niederwarf, zu bedienen. Dem allen ungeachtet that sie noch lange allen seinen Bemühungen Widerstand, und tödtete eine Menge von seinen Leuten; aber endlich zerschlug ihr ein sehr großer Stein, der von einer Maschine geworfen wurde, den Rückgrad, und nahm ihr die Kraft, sich zu bewegen: die Soldaten, konnten sie also jetzt umringen, und tödt-

tödteten sie. Regulus, welcher sich über diesen Sieg nicht wenig freuete, als wenn er ein Treffen gewonnen hätte, schickte ihre Haut nach Rom, wo sie bis zu den Zeiten des Plinius gesehen wurde.

Unterdeß daß die Römer sich also der Hauptstadt der Karthaginienser näherten, brachten diese eine beträchtliche Armee zusammen, um sich ihnen zu widersetzen. Es erfolgte ein Treffen, in welchem die Karthaginienser noch einmal geschlagen wurden, und ihre besten Truppen einbüßten. Dieser neue Sieg setzte sie vollends in die äußerste Verzweiflung; mehr als achtzig ihrer Städte unterwarfen sich den Römern. Die Numidier, ihre alten Bundsgenossen, stunden zu gleicher Zeit gegen sie auf, und verheerten zugleich ihr Land. Die Bauern, welche von allen Seiten entflohen, flüchteten nach Karthago, als dem einzigen Zufluchtsorte, der ihnen noch übrig war, und brachten nichts mit sich, als Elend und Hunger. In dieser Noth sahen sich die Karthaginienser, denen es an Generalen fehlte, die im Stande gewesen wären, dem Sieger Widerstand zu thun, genöthigt, nach Lacedämon zu schicken, um das Kommando ihrer Armee dem Xantippus, einem General von grosser Erfahrung, anzubieten, welcher es auch übernahm. Zu gleicher Zeit schickten sie einige der vornehmsten Männer des Staats an den Regulus ab, die ihn um Frieden bitten mußten. Der römische General hatte schon lange gewünscht, den Krieg zu endigen, und in sein Vaterland zurückzukehren. Er hatte schon einige Zeit vorher an den Senat geschrieben und um einen Nachfolger und die Erlaubniß nach Hause zu kommen angehalten, weil man ihm berichtet hatte, daß sein Verwalter, welcher sein Landgut, das bloß aus sieben Hufen bestand, bauete, gestorben sey, und daß sein Bedienter ihm alle Geräthschaf-

schaften, die er zur Anbauung desselben gebrauchte, gestohlen hätte. Er schrieb an den Senat, daß unterdeß, da er die Armeen des Staats anführte, seine Frau und Kinder in Gefahr wären, kein Brodt zu haben; und daß seine kleinen häuslichen Angelegenheiten seine Gegenwart zu Hause erfoderten. Der Senat setzte hierauf eine hinlängliche Versorgung für seine Frau und Kinder aus; er versah sein Landgut auf öffentliche Kosten mit den erforderlichen Ackergeräthschaften, und gab ihm Befehl, fernerhin die Armee zu kommandiren. Als die Karthaginienser ihn also Friedensvorschläge thaten, so war er sehr geneigt, einen Traktat mit ihnen zu schließen; da er sich aber gewissermaßen als den Herrn von Karthago betrachtete, so hielt er es für seine Pflicht, die Bedingungen vorzuschreiben. Diese bestanden darinne, daß die Karthaginienser alle Städte, welche sie in Sicilien und Sardinien besäßen, räumen; daß sie ihm alle Gefangenen ohne Ranzion ausliefern, und zugleich diejenigen, welche die Römer gemacht hätten, loskaufen sollten. Diese und noch einige andere Bedingungen von der Art bot er ihnen an; aber die Karthaginienser fanden sie zu strenge; man brach also die Unterhandlungen ab, und rüstete sich von neuem auf beiden Seiten zum Kriege.

Xantippus, der lacedämonische General, war jetzt angekommen, und gab den obrigkeitlichen Personen gehörige Anweisung, ihre Truppen zu werben: er versicherte sie, daß ihre Armeen bisher nicht durch die Stärke des Feindes, sondern wegen der Unwissenheit ihrer Generale, geschlagen wären: er verlangte daher nur einen bereitwilligen Gehorsam gegen seine Befehle, und versicherte sie eines leichten Sieges. Die ganze Stadt schien durch die Ermunterungen eines einzigen Fremden noch einmal wieder von der

Ver-

Verzweiflung aufzuleben; und fühlte bald nicht nur Hoffnung, sondern auch Zuversicht. Dieses waren die Gesinnungen, die der griechische General in ihnen zu erwecken suchte; und da er sie also reif sah, mit dem Feinde anzubinden, rückte er freudig ins Feld. Die Anzahl der Truppen auf beiden Seiten war nur geringe; die karthaginiensische Armee bestand nur aus zwölf tausend Mann zu Fuß, und vier tausend zu Pferde; die römische ungefähr aus eben so viel, oder noch etwas mehr. Der erste Umstand, welcher den Regulus beunruhigte, war, daß die Feinde ihre Art sich zu lagern änderten, und einen andern Ort zum Lager aussuchten. Bisher hatten sie sehr waldichte und unebene Oerter gesucht, wo ihre Reuterey sich verwickelte und ihre Elephanten ganz unbrauchbar waren. Jetzt aber hielten sie sich beständig im offenen Feld, und ließen der römischen Armee so wenig Ruhe, daß Regulus sich endlich genöthigt sah, in die Ebne heraus zu rücken, und über den Fluß zu gehen, um ihnen ein Treffen zu liefern. Der Lacedämonier machte die allerschicklichste Anordnung unter seinen Truppen; er stellte seine Reuterey auf die Flügel; die Elephanten vertheilte er in gehörigen Zwischenräumen hinter die Linie des schwerbewaffneten Fußvolks; die leichtbewaffneten Truppen stellte er vor dieselbe, mit dem Befehl, sich hinter das Fußvolk zurückzuziehen, sobald sie ihre Waffen abgeschossen hätten. Dieses war eine meisterhafte Stellung, eben so wie sie die Römer in glücklichen Treffen zu machen pflegten, ob sie ihnen gleich in diesem zum Verderben gereichte. Denn jetzt, als die beiden Armeen an einander kamen, wurden die Römer, nach einem langen und hartnäckigen Widerstande, mit einer schrecklichen Niederlage in die Flucht geschlagen; der größte Theil ihrer Armee kam ums Leben, und Regulus selbst wurde gefan-

fangen genommen. Ein so großer und unerwarteter Sieg erfüllte die Straßen von Karthago mit einer unbändigen Freude; sie konnten sich gar nicht satt an dem Sieger sehen, ob er gleich nur klein von Person und von einem schlechten Aeußerlichen war. Aber diese Gesinnung dauerte nicht lange, denn bald verwandelte sich ihre Bewunderung in Neid. Sie konnten es nicht ausstehen, daß sie einem Fremden diejenige Sicherheit zu verdanken haben sollten, welche sich selbst zu verschaffen sie weder Geschicklichkeit noch Tugend genug besaßen. Xantippus, welcher ihre Bosheit kannte, und sich nie viel auf ihre barbarischen Lobsprüche eingebildet hatte, wünschte ihren heimlichen Haß dadurch zu vermindern, daß er die Ursach desselben aus dem Wege schaffte: er bat sie daher um Erlaubniß, nach Hause zurückzukehren, und verlangte, daß sie ihm dazu ein Schiff geben möchten. Ihre Undankbarkeit bey dieser Gelegenheit, wenn die Geschichtschreiber die Wahrheit sagen, war noch niederträchtiger, als ihr voriger Haß; denn sie stellten sich, als wenn sie ihn mit den größten Ehrenbezeugungen hinüber schaffen wollten, und hatten den Schiffsleuten ins geheim Befehl gegeben, ihn und seine Gefährten unterwegs über Bord zu werfen, damit ihnen die Ehre, einen so großen Sieg erhalten zu haben, nicht genommen und einem Fremden zugeschrieben würde.

Dem sey nun wie ihm wolle, die Sachen der Karthaginienser verbesserten sich immer mehr, indem der Römer ihre sich zu verschlimmern schienen. Die Ueberbleibsel der römischen Armee wurden in Klupea belagert, einer Stadt an den Küsten von Afrika, welche Regulus erobert hatte; und ob sie gleich, durch einen Sieg zur See, welcher unter Anführung des Aemilius Paulus erfochten wurde, auf eine Zeitlang

Erleich-

Erleichterung erhielten, so sahen sie sich doch endlich genöthigt, den Ort zu räumen. Bald nachher verloren die Römer ihre ganze Flotte in einem Sturm, und Agrigent, ihre vornehmste Stadt in Sicilien, wurde von dem Karthalo, dem General der Karthaginienser, erobert. Die Römer, welche sich nicht leicht abschrecken ließen, baueten eine neue Flotte, welche eben das Schicksal hatte, als die vorige: die Schiffsleute, welche mit den mittelländischen Küsten noch nicht bekannt waren, trieben sie auf Sandbänke; und bald nachher gieng der größte Theil in einem Sturm verloren. Da es ihnen also in jedem Versuch, den sie zur See machten, so unglücklich gieng, so gaben sie eine Zeitlang alle Hoffnung auf, es den Karthaginiensern zur See gleich zu thun, und setzten alle ihre Erwartungen auf die Eroberung Siciliens; welche sie auch großen Theils zu Stande brachten.

Unterdessen wünschten die Karhaginienser, welch jetzt in glücklichern Umständen waren, als vormals da sie Friedensvorschläge gethan hatten, sich aufs neue in Unterhandlungen mit den Römern einzulassen, indem sie jetzt bessere Bedingungen zu erhalten hofften, als die, worauf man vorher gedrungen hatte. Sie beschlossen daher, Gesandten nach Rom zu schicken, um diese Unterhandlung zu Stande zu bringen, oder wenigstens eine Auswechselung der Gefangenen auszumachen. Um diesen Zweck zu erreichen, glaubten sie, würde Regulus, welchen sit jetzt vier Jahre lang in einem Kerker und in Ketten gefangen gehalten hatten, einen guten Fürsprecher abgeben. Man erwartete, daß er, der langen Gefangenschaft und der Banden müde, sich mit Freuden alle Mühe geben werde, seine Mitbürger zu überreden, einen Krieg zu endigen, welcher nur seine Gefangenschaft verlängerte. Er wurde daher mit den Gesandten nach

Rom abgeschickt, jedoch nachdem er vorher das Versprechen von sich gegeben hatte, zurückzukommen, im Fall er seinen Auftrag nicht ausrichtete. Man gab ihm sogar zu verstehen, daß sein Leben von dem Erfolge seiner Gesandtschaft abhienge.

Als dieser alte General, mit den Gesandten von Karthago, sich Rom näherte, gieng ihm eine Menge seiner Freunde aus der Stadt entgegen, um ihn zu bewillkommen, und ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen. Ihre Zurufungen erschallten durch die Stadt; aber Regulus weigerte sich mit einer gesetzten Melancholie ins Thor zu gehen. Vergebens setzte man ihm von allen Seiten zu, und bat ihn, doch noch einmal seine kleine Wohnung zu besuchen, und an der Freude, welche seine Rückkehr jedermann eingeflößt hätte, Theil zu nehmen. Er blieb immer dabey, daß er sagte, er sey jetzt bloß ein Sklave, der den Karthaginiensern angehöre, und nicht geschickt an den freyen Ehren seines Vaterlandes Theil zu nehmen. Da sich der Senat, wie gewöhnlich, außerhalb den Mauern versammelt hatte, um den Gesandten Audienz zu geben, so eröffnete Regulus seinen Auftrag, wie ihm der Rath der Karthaginienser befohlen hatte, und ihre Gesandten unterstützten seine Vorschläge. Der Senat war jetzt selbst eines Krieges müde, der schon über acht Jahre gedauert hatte, und daher auf keine Weise abgeneigt, Frieden zu machen. Es schien die allgemeine Meynung zu seyn, daß die Feindschaft zwischen den beiden Staaten zu lange gedauert habe, und daß man sich alle Bedingungen gefallen lassen müsse, welche nicht nur den beiden Nationen die Ruhe, sondern auch einem alten tapfern General, welchen das Volk verehrte und liebte, die Freyheit wieder geben könnten. Es war nur noch übrig, daß Regulus selbst seine Meynung sagte, welcher,

als

als die Reihe an ihn kam, zu jedermanns Erstaunen sich für die Fortsetzung des Kriegs erklärte. Er versicherte den Senat, daß die Hülfsquellen der Karthaginienser jetzt beynahe erschöpft wären; das Volk sey durch die Beschwerlichkeiten und der Adel durch beständige Zänkereyen ermüdet; alle ihre besten Generale wären in der römischen Gefangenschaft, indeß die Karthaginienser bloß den Abschaum der römischen Armee hätten; und nicht allein der Vortheil der Römer, sondern auch ihre Ehre erfordere es, den Krieg fortzusetzen, denn ihre Vorfahren hätten nie eher Frieden geschlossen, als bis sie den Sieg erhalten hätten. Ein so unerwarteter Rath setzte den Senat in keine geringe Verlegenheit; er sah, daß Regulus Recht hatte, aber er sah auch die Gefahr, worein er sich durch diesen Rath stürzte: er war völlig überzeugt, daß es zuträglich sey, den Krieg fortzusetzen; die einzige Schwierigkeit war nur, wie man denjenigen in Sicherheit setzen könne, der die Fortsetzung desselben angerathen hatte: er bedauerte und bewunderte zugleich einen Mann, der alle seine Beredtsamkeit gegen seinen Privatvortheil angewandt hatte, und konnte sich nicht zu einer Maßnehmung entschliessen, die sich mit dem Untergange dieses Mannes endigen mußte. Regulus aber machte dieser Verlegenheit bald ein Ende, indem er die Unterhandlung abbrach, und aufstand, um zu seinen Banden und zur Gefangenschaft zurück zu kehren. Vergebens baten ihn der Senat und alle seine theuersten Freunde zu bleiben; er lehnte unbeweglich alle ihre Bitten von sich ab. Maria, seine Frau, und seine Kinder erfülleten die Stadt mit Wehklagen, und baten vergebens um die Erlaubniß ihn zu sehen: er bestand hartnäckig darauf, sein Versprechen zu halten; und ob er gleich wohl wußte, was für Martern ihn bey seiner

Rückkunft erwarteten, so kehrte er doch, ohne vorher seine Familie zu umarmen, oder von seinen Freunden Abschied zu nehmen, mit den Gesandten nach Karthago zurück.

Nichts konnte größer seyn als die Wuth und die fehlgeschlagene Erwartung der Karthaginienser, als sie von ihren Gesandten erfuhren, daß Regulus, anstatt den Frieden zu beschleunigen, zur Fortsetzung des Krieges gerathen hätte. Sie beschlossen daher ein solches Betragen mit den ausgesuchtesten Martern zu bestrafen. Zuerst schnitt man dem Regulus die Augenlieder ab, und schickte ihn darauf ins Gefängniß zurück. Nach einigen Tagen wurde er wieder heraus gebracht und mit seinem Gesichte gegen die brennende Sonne gestellt. Endlich als die Bosheit ermüdet war, neue Martern auszusinnen, wurde er in ein Faß gesteckt, welches mit Nägeln ausgeschlagen war, deren Spitzen inwendig hineingiengen, und in dieser schmerzhaften Lage blieb er so lange, bis er starb.

Jetzt griff man also von beiden Seiten mit größerer Erbitterung als jemals zu den Waffen. Die Römer, welche in ihren Vorsätzen unbiegsam waren, ungeachtet sie so oft zur See geschediert, und eine so große Menge ihrer tapfersten Leute auf derselben verloren hatten, rüsteten aufs neue eine Flotte aus, und boten nochmals Karthago Trotz. Es schien aber doch, als wenn das Glück beschlossen hätte, sie aus diesem unbeständigen Element zu vertreiben; denn durch die schlechte Anführung ihres Konsuls, Klaudius Pulcher, und verschiedne andre Unglücksfälle, wurde ihre Flotte, gleich allen vorigen, zu Grunde gerichtet, und die Römer schienen jetzt aller Hülfsquellen, eine neue zu Stande zu bringen, beraubt zu seyn. Dem zu folge

sahen

sahen sie sich genöthigt, sich sieben Jahre lang aller Zurüstungen zur See zu enthalten. Aber ihr Muth konnte nicht gebrochen werden; sie entschlossen sich aufs neue, eine andere Flotte zu bauen und ihrem widrigen Glücke zum Trotz, sich eine Seemacht anzuschaffen. Endlich wurde ihre beharrliche Standhaftigkeit mit einem glücklichen Erfolge gekrönt; sie trugen einen Sieg über den andern davon. Der Konsul Fabius Buteo bahnte ihnen den Weg, indem er ein grosses Geschwader der feindlichen Schiffe schlug; aber Lutatius Kotulus gewann einen noch vollkommneren Sieg, in welchem die Macht der Karthaginienser zur See gänzlich zerstört zu seyn schien, indem sie, nach der geringsten Rechnung, nicht weniger als hundert und zwanzig Schiffe einbüßten. Dieser Verlust brachte die Karthaginienser dahin, daß sie um Frieden baten, welchen die Römer für gut fanden, ihnen zu bewilligen; aber ohne im mindesten etwas von ihren Forderungen nachzulassen, schrieben sie ihnen noch eben die Bedingungen vor, welche Regulus ihnen ehemals vor den Thoren von Karthago angeboten hatte. Sie sollten nämlich tausend Talente von Silber bezahlen, um den Römern die Kosten des Krieges zu vergüten, und überdem noch zwey tausend zwey hundert innerhalb zehn Jahren abtragen; sie sollten Sicilien nebst allen denen Inseln, welche sie in der Nachbarschaft von Sicilien im Besitz hätten, verlassen: sie sollten niemals gegen römische Bundsgenossen Krieg führen, noch sich jemals mit Kriegsschiffen innerhalb dem römischen Gebiet sehen lassen: und endlich sollten sie alle ihre Gefangenen und Ueberläufer ohne Ranzion ausliefern. Diesen harten Bedingungen unterwarfen sich die Karthaginienser, die nunmehr erschöpft waren, willig; und so endigte sich der erste punische Krieg, welcher vier und zwanzig Jahre gedauert, und gewisser-

Jd. St. 513.

wissermaßen beide Nationen so sehr erschöpft hatte, daß sie nicht im Stande waren, einen neuen anzufangen.

Sechszehnter Abschnitt.

Von dem Ende des ersten punischen Krieges bis zum Ende des zweyten.

Nachdem also der Krieg zwischen den Karthaginiensern und den Römern geendigt war, erfolgte ein tiefer Friede, und ungefähr sechs Jahre nachher wurde der Tempel des Janus zum zweytenmal seit Erbauung der Stadt zugeschlossen. Da also die Römer mit allen Nationen in Freundschaft standen, so hatten sie Gelegenheit, zu den Künsten des Friedens zurückzukehren: sie fiengen jetzt an, Geschmack an der Poesie zu bekommen, der ersten von den freyen Künsten, welche in jeder gesitteten Nation entsteht, und der ersten, die auch wieder verfällt. Bisher waren sie bloß mit dem groben Possen ihrer niedrigsten Lustigmacher unterhalten worden: sie hatten Spiele, welche sie Fescennini nannten, in denen einige schlechte Akteurs ihre Rollen spielten, indeß Spöttereyen und Zoten die Stelle des Witzes vertraten. Auf diese folgte eine Komposition von höherer Art, welche sie Satyre nannten; sie war eine Art von dramatischem Gedicht, in welchem die Charaktere der Vornehmen geschildert, und dem Pöbel zum Gelächter vorgestellt wurden. Hierauf folgten Tragödien und Komödien, die von den Griechen erborgt waren; und der erste dramatische Dichter der Römer, Namens Livius Andronikus, war
J.d.St. 514. wirklich von Geburt ein Grieche. Sobald dieses große Volk diese feineren Stücke zu sehen bekam, so verwarf

es

es sogleich seine ersteren Unreinigkeiten mit Verachtung. Von dieser Zeit an arbeiteten die Römer nach dem Muster der Griechen; und ob sie gleich nie im Stande waren ihren Meistern in der dramatischen Komposition gleich zu kommen, so übertrafen sie dieselben doch bald in vielen von den sanfteren Arten der Dichtkunst. Elegien, Hirten- und didaktische Gedichte nahmen in der römischen Sprache neue Schönheiten an; und die Satyre, nicht jene bereits erwähnte grobe Art von Dialogen, sondern eine edlere Art, welche Lucilius erfand, gehörte ihnen eigenthümlich zu.

Unterdeß sie also den Künsten des Friedens den Zutritt erlaubten, vergaßen sie nicht, neue Zurüstungen zum Kriege zu machen; alle Zwischenzeiten der Ruhe schienen vielmehr ihnen frische Kräfte zu neuen Entwürfen zu geben, als ihre vorige Unerschrockenheit zu vermindern. Die Illyrier waren das erste Volk, gegen welches sie, nachdem der Friede eine Zeitlang gedauert hatte, ihre Stärke versuchten. Diese Nation, welche schon lange die Kaufleute auf dem mittelländischen Meere ungestraft geplündert, hatte jetzt auch einige von den handelnden Unterthanen der Römer beraubt. Als man sich deshalb bey der Teuta, der Königinn des Landes, beklagte, so gab sie Befehl, anstatt den Schaden zu ersetzen, den Gesandten, welcher Genugthuung zu fordern an sie abgeschickt war, hinzurichten. Hierauf erfolgte ein Krieg, in welchem die Römer siegten; die mehrsten illyrischen Städte wurden den Konsuln übergeben, und zuletzt ein Friede geschlossen, in welchem der größte Theil des Landes an die Römer abgetreten wurde; für das Uebrige mußten die Illyrier einen jährlichen Tribut erlegen, und sich zugleich das Verbot gefallen lassen, mit mehr als zwey Schiffen, die dazu noch unbewaffnet seyn

J. d. St. 527.

sollten, nicht weiter als bis an den Fluß Lissus zu segeln.

Die Gallier waren das andere Volk, welches sich das Mißfallen der Römer zuzogen. Diese barbarische Nation, welche glaubte, daß die Zeit des Friedens, da die Armeen aus einander gelassen waren, am bequemsten sey, neue Einfälle zu thun, ließ frische Truppen über die Alpen kommen, drang in Etrurien, und verheerte alles mit Feuer und Schwert, bis sie ungefähr noch drey Tagereisen von Rom waren. Ein Prätor und ein Konsul wurden gegen sie abgeschickt, welche, jetzt in den verbesserten Künsten des Krieges unterrichtet, im Stande waren, die Gallier, die noch immer ihre vorige barbarische Tapferkeit an sich hatten, zu umringen. Vergebens machten diese wilde Truppen, welche nichts als ihren Muth zur Schutzwehr hatten, zwo Fronten, um sich ihren Feinden zu widersetzen, ihre nackten Körper und undisciplinirten Haufen waren nicht im Stande den Anfall eines vollkommen bewaffneten und in den kriegerischen Operationen erfahrnen Feindes auszuhalten. Sie erlitten daher eine schreckliche Niederlage, in welcher vierzig tausend Mann auf dem Platze blieben, und zehn tausend zu Gefangenen gemacht wurden. Auf diesen Sieg folgte noch ein anderer, welchen Marcellus über sie erhielt, worinne er ihren König, Viridomarus, mit seiner eignen Hand tödtete und die dritte königliche Rüstung, die man bis dahin in Rom erbeutet hatte, davon trug. Diese Siege nöthigten sie, um Frieden zu bitten, dessen Bedingungen das römische Reich sehr erweiterten. So erhielten die Römer immer neue Vortheile; sie hatten sich jetzt gänzlich von dem vorher erlittenen Verluste wieder erholt, und es fehlte ihnen bloß an einem Feinde, der ihrer Waffen würdig war, um einen neuen Krieg anzufangen.

Es

Es bot sich auch bald eine Gelegenheit an, ihre kriegerischen Absichten zu erneuern. Die Karthaginienser, welche bloß deswegen Frieden geschlossen hatten, weil sie nicht länger im Stande gewesen waren, den Krieg fortzusetzen, säumten nicht, sobald sie nur konnten, den Traktat zu brechen: sie belagerten Seguntum, eine spanische Stadt, welche mit den Römern im Bündnisse gestanden hatte; und ob ihnen gleich Vorstellungen deswegen gethan wurden, setzten sie doch ihre Operationen eifrig fort. Es wurden demnach Gesandten von Rom nach Karthago geschickt, welche sich wegen dieser Uebertretung der Friedensartikel beklagen und verlangen mußten, daß die Karthaginienser den Hannibal, ihren General, welcher zu diesem Verfahren gerathen hatte, auslieferten. Da sie sich weigerten, dieser Forderung Genüge zu leisten, so merkten die Gesandten, daß sie geneigt waren, mit den Römern zu brechen. Einer von ihnen breitete daher, der Gewohnheit gemäß, den Saum seines Kleides aus, und sagte zu der karthaginiensischen Obrigkeit, er bringe ihnen Frieden oder Krieg, wovon sie wählen möchten. Sie erwiederten darauf, er möchte ihnen geben, was er für gut fände; worauf er antwortete: „so sey es dann Krieg.“ Hiermit verließ er die Versammlung, und kehrte nach Rom zurück.

Nachdem also aufs neue der Krieg zwischen diesen J. d. St.
beiden großen wetteifernden Mächten erklärt war, so 536.
vertrauten die Karthaginienser die Führung desselben dem Hannibal, dem Sohn ihres vorigen Generals, Hamilkars, an. Hannibal war fast von seiner Kindheit an zum geschwornen Feinde der Römer gemacht. Denn da er noch sehr jung war, brachte ihn sein Vater vor den Altar, und nöthigte ihn, daselbst einen Eid abzulegen, daß er nie ein Freund der Römer seyn, noch jemals aufhören wollte, sich ihrer Macht

zu widersetzen, bis entweder er oder sie nicht mehr wären. Gleich bey seiner ersten Erscheinung im Felde vereinigte er in seiner Person die größte Geschicklichkeit zu kommandiren mit dem vollkommensten Gehorsam gegen seine Obern. So erwarb er sich eine gleiche Liebe bey seinen Generalen und den Truppen, die er anführte. Er besaß den größten Muth der Gefahr entgegen zu gehen, und die größte Gegenwart des Geistes, sich aus derselben zurück zu ziehen. Keine Beschwerde war im Stande seinen Körper zu ermüden, kein Unglück, seinen Muth nieder zu schlagen. Gleich unempfindlich gegen Hitze und Kälte nahm er bloß Nahrung zu sich, um die Natur zu befriedigen, und nicht um seinen Appetit zu vergnügen. Zur Ruhe oder zur Arbeit hatte er keine festgesetzte Zeit, sondern er war immer bereit, wenn Schwierigkeiten oder sein Vaterland seine Hülfe nöthig machten. Man fand ihn oft unter seinen Soldaten auf der Erde ausgestreckt, bloß mit einem Mantel bedeckt. In seiner Kleidung war er gar nicht von den Geringsten in seiner Armee unterschieden; außer daß er eine besondere Zierlichkeit in seinen Pferden und Waffen suchte. Er war der beste Reuter und der schnelleste Wettrenner seiner Zeit. Er war immer der Vörderste im Angriff, und der letzte beym Rückzuge; in seinen Entwürfen, die immer weitaussehend waren, bewies er allemal eine große Klugheit; und es fehlte ihm niemals an Mitteln, seine Feinde zu verwirren, und sich selbst aus Gefährlichkeiten glücklich herauszuziehen. Er war erfahren, durchdringend, vorsichtig und kühn. Das waren die bewundernswürdigen Eigenschaften dieses unnachahmlichen Kriegers, welcher allgemein für den größten General des Alterthums gehalten wird. Auf der andern Seite aber war er grausam und treulos; ohne Ehre, ohne Religion;

und

und doch so arglistig, daß er den Schein von beiden annahm: wobey wir aber bedenken müssen, daß seine Feinde ihn diesen Charakter gegeben haben. Auf einen solchen Krieger und Staatsmann baueten die Karthaginienser die größten Erwartungen; und die Eroberung von Sagunt, welches er bald nachher einnahm, bestätigte sie in der Meynung von seinen grossen Fähigkeiten. Aber bald legte er Beweise von einem weit größeren Genie ab, als sie hatten erwarten können; denn nachdem er ganz Spanien überzogen, und eine große Armee von verschiednen Sprachen und Nationen zusammen gebracht hatte, so beschloß er, den Krieg in Italien selbst zu spielen, wie ihn die Römer vorher in das Gebiet der Karthaginienser gespielt hatten. Er ließ also in dieser Absicht den Hanno mit einer hinlänglichen Anzahl Truppen in Spanien zurück, um seine dasigen Eroberungen zu schützen, und gieng über die pyrenäischen Gebirge in Gallien, mit einer Armee von funfzig tausend Mann zu Fuß und neun tausend zu Pferde. Er durchzog dieses Land, welches damals sehr rauh und weitläuftig, und mit Nationen, die seine erklärten Feinde waren, angefüllt war, in kurzer Zeit. Vergebens schienen seine Wälder und Flüsse ihm den Muth benehmen zu wollen; vergebens setzte sich die Rhone mit ihrem reissenden Strom und ihren Ufern mit Feinden bedeckt; oder die Dura in unzählige Kanäle zertheilt, seinem Wege entgegen: er passirte sie alle mit unerschütterter Standhaftigkeit, und kam in zehn Tagen am Fuße der Alpen an, über welche er einen neuen Weg in Italien ausfündig machen wollte. Es war mitten im Winter, als er dieses erstaunliche Vorhaben unternahm. Die Jahrszeit that jetzt noch neue Schrecken zu einer Scene hinzu, welche die Natur schon mit Gegenständen des Entsetzens überhäuft hatte. Die

erstaun-

erstaunliche Höhe und die fürchterliche Steiligkeit der Berge, die mit Schnee bedeckt waren; die rauhen Hütten, welche an den Seiten der Abgründe zu hangen schienen; das zahme Vieh und die wilden Thiere selbst, die von Kälte erstarret oder vor Hunger wüthend waren; das barbarische und wilde Volk, in Felle, mit langen zottigten Haaren, gekleidet; stellten ein Gemälde dar, welches die Anschauenden mit Erstaunen und Grausen erfüllte. Aber nichts war im Stande, den Muth des karthaginiensischen Generals zu überwinden; nachdem er eine Rede an seine Armee gehalten, unternahm er es, sie die Berge hinan zu führen, indem er seine Soldaten versicherte, daß sie jetzt nicht die Mauern von Italien, sondern von Rom ersteigen würden.

Seine Truppen hatten auf diesem Marsch nicht allein mit eitlen Schrecknissen, sondern auch mit unzähligen und unvorgesehenen Unfällen zu kämpfen. Die Strenge der Kälte, die Höhe der Abgründe, die Glätte des Eises, vor allem andern aber, die Widersetzung der Einwohner, welche sie von oben her anfielen, und ungeheure Steine auf sie herabwälzten, alles trug dazu bey, der Armee den Muth zu benehmen. Endlich, nach einem neuntägigen beschwerlichen Marsche durch diese unbetretenen Wege, erreichte Hannibal den Gipfel der Berge, wo er seine Soldaten damit erfreute, daß er ihnen die reizenden und fruchtbaren Felder Italiens, welche unter ihnen ausgebreitet lagen, zeigte. Nachdem sie zween Tage ausgeruhet hatten, schickte er sich an, herab zu steigen, und bey dieser Arbeit fanden sich noch mehr Gefahr und Schwierigkeiten, als selbst bey der vorigen. Es war vor kurzem eine ungeheure Menge von Schnee gefallen, und hierdurch wurden eben so viele verschlungen, als vorher die Feinde getödtet hatten.

Jeder

Jeder Schritt, den sie weiter kamen, schien nur die Gefahr zu vermehren, bis sie endlich an den Hang eines Abgrundes kamen, welcher über dreyhundert Klaftern senkrecht herab gieng, und unmöglich zu passiren schien. Hier zeigte sich die Verzweiflung auf jedem Gesichte, außer des Hannibal seinem, welcher immer unerschüttert blieb. Er versuchte zuerst einen Umweg zu nehmen, um einen bequemen Weg zu finden; da er aber fand, daß dieses die Schwierigkeiten bloß vermehrte, so entschloß er sich, den Felsen eben zu machen. In dieser Absicht ließ er eine Menge großer Bäume fällen, und von denselben einen ungeheuren Holzhaufen gegen den Felsen errichten und in Brand stecken. Nachdem der Felsen also erhitzt war, wurde er, wie Livius sagt, durch Weinessig erweicht, und also ein Weg eröffnet, wo die ganze Armee sicher hindurch gehen konnte. Dieses schien das Ende von den Schwierigkeiten dieses Marsches zu seyn; denn so wie er herabstieg, wurden die Thäler zwischen den Bergen immer fruchtbarer; so daß das Vieh Nahrung fand, und die Soldaten Zeit hatten, auszuruhen. Also befand sich Hannibal, nach Verlauf von funfzehn Tagen, welche der Uebergang über die Alpen gedauert hatte, in den Ebnen von Italien; er hatte nur noch ungefähr die Hälfte seiner Armee übrig; indem die Uebrigen theils durch die Kälte, theils durch die Anfälle der Einwohner umgekommen waren.

Sobald es zu Rom bekannt wurde, daß Hannibal an der Spitze einer ungeheuren Armee über die Alpen gieng, um in ihr Gebiet einzudringen, schickte der Senat den Scipio gegen ihn ab, einen General, auf welchen er ein großes Vertrauen setzte. Scipio, welcher gern das Beste thun wollte, ehe noch Hannibals Armee von den Beschwerlichkeiten des Marsches sich wieder erholt hätte, griff ihn mit seiner ganzen

Armee

Armee bey Ticinium an. Das Treffen war eine Zeitlang zweifelhaft; aber ein Theil der numidischen Reuterey zog sich herum, fiel den Römern in den Rücken, und nöthigte sie endlich, sich mit beträchtlichem Verlust zurück zu ziehen. Der Konsul wurde zu Anfange des Treffens verwundet, und würde den Feinden in die Hände gefallen seyn, wenn nicht sein Sohn Scipio, der nachher den Zunamen Afrikanus erhielt, sich dem Anfall widersetzt, und seines Vaters Leben, mit Gefahr seines eignen, gerettet hätte. Hannibal, welcher also den Sieg erhielt, wandte die klügste Vorsicht an, seine Armee zu vergrößern; indem er dem Mago, seinem General der Reuterey, Befehl gab, wenn er das Land umher plünderte, allemal die Besitzungen der Gallier zu schonen, und bloß das Gebiet der Römer zu verheeren. Dieses gefiel dem einfältigen Volke so sehr, daß sie sich in großer Menge für ihn erklärten, und unter ihm Dienste nahmen.

Bald nach dieser Niederlage gedachte der andre Konsul, Sempronius, den Verlust, welchen sein Gehülfe erlitten, wieder gut zu machen; und da er sah, daß die Gallier täglich mehr an den Hannibal abfielen, und durch ihren Beytritt die punische Armee verstärkten, so beschloß er, ihr bey der ersten Gelegenheit ein Treffen zu liefern. Hannibal verschob seine Erwartungen nicht lange, und beide Armeen kamen an den Ufern des Flusses Trebia an einander. Der General der Karthaginienser, welcher die ungestüme Hitze der Römer kannte, deren er sich fast in jedem Treffen zu seinem Vortheil zu bedienen wußte, hatte tausend Mann von seiner Reuterey, jeden mit einem Fußgänger hinter sich, über den Fluß geschickt, um das Land der Feinde zu verheeren, und sie zum Angriff heraus zu locken. Die Römer schlugen diesen Haufen bald in die Flucht, welcher sich denn zum Schein eilends

lends über den Fluß zurückzog, und sehr hitzig von dem Konsul verfolgt wurde. Dieser wurde aber nicht eher, als bis seine ganze Armee auf das entgegengesetzte Ufer gekommen war, gewahr, daß er schon halb überwunden sey; indem seine Leute, die bis an die Achsel im Wasser gegangen, ermüdet, und durch die strenge Kälte des Wassers ganz erstarrt waren. Aber es war jetzt zu spät, sich zurück zu ziehen; denn Hannibal fiel sie mit seinen frischen und muthigen Truppen an, so daß das Treffen bald allgemein wurde. Die Tapferkeit der Römer widerstand aller Nachtheile ungeachtet, eine Zeitlang sehr muthig, und machte den Sieg zweifelhaft; aber sie wurden auch bald von einem Haufen der feindlichen Reuterey von hinten angegriffen, welche der karthaginiensische General in einen Hinterhalt gelegt hatte, damit sie in diesem Falle gleich bereit seyn möchten. Endlich erfolgte eine gänzliche Niederlage; sechs und zwanzig tausend Römer kamen theils durch die Feinde, theils in dem Flusse, über welchen sie setzen wollten, ums Leben. Nur zehn tausend Mann kamen mit dem Leben davon; welche, da sie von allen Seiten eingeschlossen waren, sich wüthend durchschlugen, und sich immer fechtend zurückzogen, bis sie endlich in der Stadt Placentia Schutz fanden.

Der Verlust dieser beiden Schlachten diente bloß dazu, die Vorsichtigkeit des Hannibal und die Wachsamkeit der Römer zu vermehren. Man rüstete sich zu dem folgenden Feldzuge mit größerem Eifer, als vorher; und da sich der karthaginiensische General im Stande fand, die Lage des Krieges zu verändern, so beschloß er sich dadurch Rom zu nähern, daß er in Etrurien rückte. Er konnte diesen Marsch auf zween Wegen thun; der eine war langwieriger, aber sicher; der andere, welcher kürzer war, führte durch Moräste, welche durch die Ueberschwemmungen des Flusses Arno verur-

verursacht waren. Er wählte den letztern, und alle vorigen Beschwerlichkeiten der karthaginiensischen Armee waren nichts im Vergleich mit denen, welche sie hier auszustehen hatte. Sie waren gezwungen drey Tage und drey Nächte hinter einander, bis an die Kniee im Wasser, ohne Schlaf oder Ruhe, zu marschieren; die Hufe der Pferde giengen ab, und die Lastthiere, welche das Gepäcke trugen, und nicht im Stande waren, die Beschwerlichkeiten auszuhalten, wurden todt in dem Schlamm zurückgelassen. Hannibal selbst, welcher auf einem Elephanten ritt, dem einzigen, welcher noch am Leben geblieben war, fühlte das ganze Elend seines eignen Zustandes und seiner Armee. Seine Gesundheit war schon im vorigen Frühjahr geschwächet, und da er eben eine Entzündung an den Augen hatte, so verlor er durch diese neuen Strapazen das eine Auge ganz. Endlich kam er wieder auf trockenen Boden, wo er benachrichtigt wurde, daß der Konsul Flaminius sich bey Aricia gelagert hätte, wo er die Ankunft des andern Konsuls mit Verstärkungen von Rom erwartete. Eine von den größten Vollkommenheiten des Hannibal im Kriege war seine Sorgfalt, sich von der Gemüthsbeschaffenheit und den Gesinnungen der Generale, welche gegen ihn kommandirten, zu unterrichten. Da er also erfuhr, daß Flaminius, hitzig, gewaltsam, über sein voriges Glück aufgeblasen, und wegen des künftigen voller Zuversicht sey, so beschloß er, ihn zum Treffen herauszulocken, ehe sein Gehülfe sich mit ihm vereinigt hätte. Er stellte sich daher, als wenn er auf seine Armee, welche sich an dem geraden Wege nach Rom gelagert hatte, nicht achte, ließ sie auf der einen Seite liegen, und marschierte vorwärts, als wenn er die Hauptstadt selbst hätte belagern wollen, wobey er zugleich das ganze Land ringsumher aufs schrecklichste mit Feuer und Schwert verheerte.

heerte. Flaminius, wie er erwartet hatte, konnte es nicht geduldig ansehen, wie ein übermüthiger Feind alles vor ihm verwüstete, sondern brannte vor Begierde zum Treffen. Vergebens rieth ihm der Senat, und alle die um ihn waren, Vorsicht zu gebrauchen, und sich nicht durch den Trotz der Feinde zu einem unglücklichen Treffen reizen zu lassen. Er gab alsobald seinen Truppen Befehl zu marschieren; seinen Freunden ahndete die bevorstehende Gefahr, indeß die Soldaten sich über den Muth ihres Generals freueten, und sich vielmehr ihren Hoffnungen überließen, als daß sie hätten bedenken sollen, ob sie auch Ursach hätten, zu hoffen. Hannibal stand mit seiner Armee, als Flaminius ihm entgegen kam, an dem See Thrasimene; nahe bey demselben war eine Kette von Bergen, und zwischen diesen und dem See ein enger Durchgang, welcher in ein Thal führte, das von Hügeln eingeschlossen war. Auf diese Hügel stellte er seine besten Truppen, und in dieses Thal führte Flaminius seine Leute, um ihn anzugreifen. Zu einer Lage, die auf alle Weise so vortheilhaft war, kam noch ein sehr glücklicher Zufall für die Karthaginienser; denn ein Nebel, welcher aus dem See aufstieg, verhinderte die Römer, ihre Feinde zu sehen; indeß die Armee auf den Bergen, welcher er nicht schadete, die ganze Stellung ihrer Feinde beobachtete. Der Ausgang dieses Treffens fiel denn auch also aus, wie man von dem Verhalten der beiden Generale erwarten konnte; die römische Armee wurde in Unordnung gebracht und niedergehauen, fast ehe sie noch den Feind, der sie zu Grunde richtete, gewahr wurde. An die funfzehn tausend Römer fielen in dem Thal, und sechs tausend sahen sich genöthigt, sich gefangen zu geben. In dieser allgemeinen Metzelung that der unglückliche Flaminius alles, was die Tapferkeit ihm nur eingeben konnte, um

seine Armee zu retten; wo der Feind am glücklichsten war, dahin eilte er mit einem auserlesenen Haufen seiner Begleiter, um ihn zurück zu treiben; endlich da er alle Hoffnung zu siegen aufgab, und eine Niederlage nicht überleben wollte, stürzte er sich allein mitten unter die Feinde, und wurde durch einen gallischen Reuter getödtet, welcher ihn mit der Lanze durchstieß. Hannibal behielt nach dem Treffen die römischen Gefangenen zurück, die lateinischen aber ließ er frey; und um den Konsul auf eine ehrenvolle Art begraben zu lassen, ließ er seinen Leichnam unter den Todten suchen, man konnte ihn aber nicht finden.

Als die Nachricht von dieser Niederlage nach Rom gebracht war, und die allgemeine Bestürzung sich gelegt hatte, so beschloß der Senat einen Befehlshaber mit unumschränkter Gewalt zu wählen, auf welchen er seine letzten und größten Erwartungen setzen könnte. Die Wahl fiel auf den Fabius Maximus, einen Mann, welcher glücklicher Weise eine große Tapferkeit mit vieler Vorsichtigkeit verband; weniger eingenommen von dem Glanze des Sieges, als von dem Bewußtseyn, ihn zu verdienen. Dieser alte General, der nun mit der höchsten Würde bekleidet war, marschierte also ab, mit allen Zurüstungen, die er nur zu machen im Stande war, aber mit keinem Vorsatz, sich mit einem Feinde zu schlagen, von welchem er wußte, daß er mächtiger sey, als er selbst. Er hatte sich lange vorher, eh er abmarschirte einen Plan gemacht, nach welchem er verfahren wollte, und dem blieb er auch alle folgenden Feldzüge hindurch aufs strengste getreu. Er sah wohl ein, daß er der einzige Weg sey, die Karthaginienser in einer so großen Entfernung von Hause zu entkräften, wenn man sie vielmehr abmattete, als sich mit ihnen in Treffen einließe. In dieser Absicht also schlug er sein Lager immer auf den höchsten

sten Oertern auf, welche der feindlichen Reuterey unzugänglich waren. So oft sie sich bewegten, bewegte er sich auch, beobachtete ihre Bewegungen, schränkte ihre Plätze ein, und schnitt ihnen die Lebensmittel ab. Vergebens wandte Hannibal jede Kriegslist an, ihn zum Treffen zu bringen; der behutsame Römer, der deßwegen den Namen Kunktator bekam, hielt sich immer in gehöriger Entfernung, und begnügte sich damit, seinen Feind gewissermaßen durch Zaudern überwunden zu sehen. Hannibal, welcher gewahr wurde, daß die Feinde ihren gewöhnlichen Plan geändert hatten, versuchte seine gewöhnlichen Künste, um den Fabius seiner eignen Armee verächtlich zu machen. Er bot ihm daher zuweilen in seinem Lager Trotz; verheerte zuweilen das Land um ihn her; redete von seiner Geschicklichkeit mit Verachtung; und verschonte in allen seinen Ausfällen die Güter des Fabius, indeß der andern Römer ihre ohne Gnade geplündert wurden.

Diese Künste erreichten auch gewissermaßen ihren Zweck; die Römer fiengen an, ihren General entweder der Feigheit oder der Verrätherey in Verdacht zu haben; und ein unerheblicher Vorfall, der sich bald nachher ereignete, bestärkte sie in ihrem Verdachte. Hannibal nämlich, welcher, um sich eine bequemere Fourage zu verschaffen, nach einem Orte, Namens Kassinum, marschieren wollte, wurde durch einen Irrthum seines Wegweisers nach Kassilinum geführt, wo er sich in einer engen Gegend von allen Seiten eingeschlossen fand. Um indeß doch alle möglich Vortheile von seiner Lage zu ziehen, so gab er seiner Reuterey Befehl, das Land umher zu plündern, welches die römische Armee, die ihn immer in den Augen behielt, von einem benachbarten Hügel ansah. Hannibal wußte, daß seine Verwüstungen sie zur Rache reizen würden;

aber vergebens riefen sie ihrem phlegmatischen General zu, daß er sie auf den Feind heraus führen sollte. Fabius blieb immer auf seinem Posten, ohne sich an die Bitten seiner Leute, und selbst an die Vorwürfe des Minucius, seines Magister Equitum, zu kehren. Jetzt also fand man, daß der kluge Römer Hannibals eigene Künste gegen ihn selbst in Ausübung brachte: er hatte ihn jetzt zwischen Bergen eingeschlossen, wo es unmöglich für ihn war, zu überwintern; und wo es eben so unmöglich war, ohne die offenbareste Gefahr, seine Armee herauszuziehen. In dieser Verlegenheit konnte nichts, als eine von denen Kriegslisten, welche nur große Genies erfinden können, ihn retten: er ließ eine Menge kleiner Reisbündel und angezündeter Fackeln, zween tausend Ochsen, die er im Lager hatte, an die Hörner binden, und sie hiernächst auf den Feind los-treiben. Diese, welche ihre Köpfe schüttelten, und an den Seiten der Berge hinauf liefen, schienen den ganzen benachbarten Wald mit Feuer zu erfüllen; und als die Wachen, welche an den Zugängen des Berges ausgestellt waren, eine solche Menge von Flammen gegen sie herankommen sahen, flohen sie voller Bestürzung davon, indem sie sich einbildeten, die ganze feindliche Armee sey in den Waffen, um sie zu überfallen. Durch diese List zog Hannibal seine Armee heraus, und entwischte durch die engen Wege, welche unter den Hügeln herführten, wiewohl mit beträchtlichem Verlust seiner Arriergarde. Ob sich gleich Fabius mit aller Klugheit und Geschicklichkeit eines vollkommnen Generals aufgeführt hatte, so konnte er doch nicht verhindern, daß seine Armee nicht über ihn murrete, welche sich jetzt über seine Unwissenheit im Kriege beschwerte, so wie sie vorher seine Tapferkeit und Treue im Verdacht gehabt hatte.

Fabius,

Fabius, der sich gar nicht darum bekümmerte, das Murren, weder seiner Armee noch der Bürger zu stillen, kehrte nach Rom zurück, um Geld zur Loskaufung einiger Gefangenen, welche Hannibal sich erbot frey zu lassen, aufzubringen; unterdessen aber gab er dem Minucius, seinem Magister Equitum, Befehl, sich mit dem Feinde nicht in ein Treffen einzulassen, es möchte seyn, bey was für einer Gelegenheit es wolle. Minucius aber, welcher jetzt anfieng, eben die Meynung von dem Diktator zu unterhalten, als die übrigen Soldaten, achtete wenig auf seine Anweisungen; er wagte sich gleich gegen die Karthaginienser heraus, und scharmützelte mit so vielem Glücke gegen sie, daß ihm einstimmig eine gleiche Gewalt mit dem Diktator übertragen wurde, so daß ein jeder von beiden Generalen einen gleichen Theil der Armee kommandiren sollte. Da also Minucius eine gleiche Gewalt mit dem Fabius hatte, so fieng er gleich an, nach einem ganz andern Plane, als vorher zu verfahren. Anstatt sich eben auf den Bergen aufzuhalten, führte er seinen Theil der Armee in die Ebne herab, und bot dem Feinde ein Treffen an. Dieses hatte Hannibal längst gewünscht; er stellte sich, als wenn es ihm sehr darum zu thun wäre, einen Hügel in Besitz zu nehmen, welcher über das Lager der Römer hervorragte, und zog dadurch aller Augen nach dieser Seite hin; unterdeß aber machte er einen Hinterhalt an der andern Seite, mit dem Befehl mitten in dem Treffen hervorzukommen. Die Römer thaten also einen sehr hitzigen Anfall auf die Karthaginienser, welche den Hügel in Besitz genommen hatten, und unterdessen wurden ihnen immer neue Verstärkungen von beiden Armeen zugeschickt. Zuletzt führte Minucius seine Legionen heraus, und das Treffen wurde allgemein. Hier zeigte sich nun die Klugheit

des karthaginiensischen Generals; denn die Truppen, welche in den Hinterhalt gestellt waren, fielen auf einmal den Römern in den Rücken, und brachten die ganze römische Armee in Unordnung, so daß ihr nichts weniger, als eine allgemeine Niederlage, bevorstand. Fabius aber, welcher von Rom zurückgekehrt war, nachdem er um eine Einlösung der Gefangenen angehalten, und sein ganzes kleines Erbgut verkauft hatte, um zu ihrer Loskaufung eine Summe, welche der Senat ihm verweigert hatte, aufzubringen, kam unterdessen, daß Minucius sich in dieser verzweifelten Lage befand, wieder im Lager an. Er bedachte sich nicht lange, was er thun sollte, sondern er fiel so gleich die Karthaginienser an, und that dadurch zugleich der Flucht der Römer und der Verfolgung der Feinde Einhalt. Hannibal wurde jetzt gewahr, daß die Wolke, die so lange auf den Bergen geschwebt hatte, endlich auf ihn ausbrach; er sah sich daher genöthigt, zum Rückzuge Befehl zu geben. Minucius aber war nun so sehr von seiner unbesonnenen Hitze überzeugt, daß er dem Fabius, welchen er jetzt seinen Vater nannte, seinen Irrthum gestand; er entsagte darauf seiner neuen Gewalt, und unterwarf sich wieder freywillig der Herrschaft des Diktators.

Bald nachher aber sah sich Fabius genöthigt, sein Amt niederzulegen, indem seine Zeit verflossen war; und hierauf erfolgte zu Rom ein heftiger Streit über die schicklichsten Personen, die man zu Konsuln erwählen sollte. Die Patricier und die Plebejer waren, wie gewöhnlich einander entgegen; endlich behielt das Volk die Oberhand, und Terentius Varro wurde durch die Mehrheit der Stimmen in der Versammlung des Volks erwählt. Dieser Terentius Varro war ein Mann, der aus dem niedrigsten Pöbel abstammte, und nichts als seine Zuversicht und seine

Reich-

Reichthümer zur Empfehlung für sich hatte. Er hatte lange nach den höchsten Würden des Staats getrachtet, wiewohl er unwissend, eitel, prahlerisch und zuversichtlich war, dabey bestrebte er sich äußerst nach dem Beyfall des Volks, und suchte denselben durch alle Künste der Niederträchtigkeit und Schmeicheley zu erwerben. Der andere Konsul war Aemilius Paulus, von einem ganz entgegengesetzten Charakter; erfahren im Felde, behutsam in seinen Unternehmungen, und mit einer gänzlichen Verachtung gegen die Fähigkeiten seines plebejischen Gehülfen erfüllet. Fabius, welcher eben sein Amt niedergelegt hatte, sah mit seiner gewöhnlichen Scharfsichtigkeit die Gefahren vorher, welche zween so ungleiche Generale dem Staate droheten, und bat den Aemilus, bey allem was ihm theuer sey, gegen die Listen des Hannibal und die Unbesonnenheit des Terentius Varro auf seiner Hut zu seyn. Aber es war jetzt nicht Zeit, furchtsamen Besorgnissen Raum zu geben, indem der Feind sehr nahe war, und die Römer sich im Stande fanden, eine hinreichende Macht ins Feld zu stellen, da sie beynahe neunzig tausend Mann stark waren.

Hannibal stand um diese Zeit mit seiner Armee bey dem Dorfe Kannä, und ein gewisser Wind, der eine Zeitlang immer einen Weg wehet, kam ihm in den Rücken, und da er aus den dürren Ebenen hinter dem Lager große Wolken von Staub auftrieb, so mußte er nothwendig einem annähernden Feinde sehr unbequem seyn. In dieser Lage erwartete er die Ankunft der Römer, mit einer Armee von vierzig tausend Mann zu Fuß, und halb so viel Reuterey. Die beiden Konsuln kamen auch bald, wie er gewünscht hatte; sie theilten ihre Truppen in zween Theile, und wurden eins, das Kommando einen Tag um den an-

dern zu führen. Aemilius, welchem am ersten Tage ihrer Ankunft das Kommando zufiel, wollte sich durchaus nicht in ein Treffen einlassen; und obgleich Hannibal alles mögliche that, indem er seine Leute in dem Lager verhöhnte, und sein Gehülfe, indem er ihm seine Feigheit vorwarf, um ihn zum Treffen zu bringen, so weigerte er sich doch standhaft, zu fechten, weil er von der vortheilhafteren Stellung des Feindes überzeugt war. Am folgenden Tage aber, da das Kommando an den Varro kam, gab dieser sogleich, ohne die Einwilligung seines Gehülfen zu verlangen, das Zeichen zum Treffen; er gieng über den Fluß Aufidus, welcher zwischen den beiden Armeen lag, und stellte seine Truppen in Schlachtordnung. Die beiden Konsuln kommandirten die beiden Flügel; Varro den rechten und Aemilius den linken; der letztere hatte auch die allgemeine Aufsicht über das ganze Treffen. Hannibal auf der andern Seite, welcher sich von Tages Anbruch damit beschäfftigt hatte, seine Truppen, wie sie aufmarschirten, zu ordnen und ihnen durch seine Reden und sein Beyspiel Muth einzuflößen, hatte sie so künstlich gestellt, daß sowohl der Wind als die Sonne ihm günstig waren. Seine Reuterey stellte er der römischen entgegen. Seine schwerbewaffnete afrikanische Infanterie machte die beiden Flügel aus. Diese, sagt der römische Geschichtschreiber, hätte man für eine römische Armee ansehen können, indem sie in die Rüstung derer, die bey Trebia und Thrasimene geblieben, gekleidet war. Nächst diesen kamen die Gallier, ein wildes Volk, nackend vom Unterleibe an, mit großen runden Schilden und Schwertern von ungeheurer Größe, die an der Spitze stumpf waren. Die Spanier standen in der Mitte, mit kurzen spitzigen Dolchen, und in leinenen Unterröcken mit dem glänzendsten Scharlach verbrämt.

Asdru-

Asdrubal kommandirte den linken Flügel, Maharbal den rechten, und Hannibal selbst focht zu Fuß in der Mitte der Armee. Das Treffen fieng mit dem leichtbewaffneten Fußvolk an; bald darauf kam die Reuterey an einander; und da die römische Reuterey nicht im Stande war, gegen die numidische auszuhalten, so kamen die Legionen ihnen zu Hülfe. Nun wurde das Gefecht allgemein; die römischen Soldaten bemühten sich lange vergebens, in die Mitte, wo die Gallier und Spanier fochten, einzudringen. Als Hannibal dieses gewahr wurde, gab er einem Theil dieser Truppen Befehl, Raum zu machen, damit die Römer zwischen seine auserlesenen Afrikaner kommen möchten, die er auf jeden Flügel gestellt hatte, um sie zu umringen. Hierauf erfolgte dann eine schreckliche Metzelung unter den durch die wiederholten Angriffe ermüdeten Römern, von den Afrikanern, die noch ganz frisch und muthig waren. Alle Hoffnungen der Römer beruhten jetzt auf der Reuterey der Bundsgenossen, die noch nichts gelitten hatte; aber auch hier zeigte sich die große Kunst des Hannibal; er befahl nämlich, daß fünf hundert Mann seiner numidischen Reuterey, welche Dolche unter ihren Panzerhemden verborgen hatten, den Feinden entgegen gehen, und sich stellen sollten, als wenn sie sich zu Gefangenen ergeben wollten; dieses geschah, die Reuterey der Bundsgenossen stellte sie, mehrerer Sicherheit halber hinter sich, und da sie damit beschäfftigt waren, gegen die Truppen, welche sie in der Fronte angriffen, zu fechten, so fielen ihnen diese vermeynten Gefangenen plötzlich mit ihren Dolchen in den Rücken, und brachten sie gänzlich in Unordnung. So wurde endlich die Niederlage in der römischen Armee auf allen Seiten allgemein; die Pralereyen des Varro wurden jetzt nicht länger gehört; indeß Aemi-

lius, welcher gleich zu Anfange des Treffens von einem Schleuderer schrecklich verwundet war, mit seiner Reuterey noch immer schwachen Widerstand that, und sich alle mögliche Mühe gab, um dem Feinde Einhalt zu thun; allein, da er nicht länger im Stande war, zu Pferde zu sitzen, so sah er sich genöthigt, abzusteigen, welches auch alle diejenigen thaten, die um ihn waren; aber was konnte man von einer Entschließung erwarten, die bloß aus Verzweiflung gefaßt war? Ob sie gleich eine Zeitlang mit großer Unerschrockenheit fochten, so sahen sie sich doch endlich genöthigt, zu weichen; diejenigen, welche noch so viel Kräfte hatten, stiegen wieder zu Pferde, und suchten sich durch die Flucht zu retten. In dieser betrübten Lage der Sachen war es, daß ein gewisser Lentulus, ein Tribun der Armee, als er zu Pferde vor dem Feinde entfloh, welcher ihn in einiger Entfernung verfolgte, den Konsul Aemilius antraf, wie er mit Blut und Wunden bedeckt auf einem Steine saß, und die Ankunft der Feinde erwartete. „Aemilius, rief der edelmüthige „Tribun, du wenigstens bist an der heutigen Niederlage unschuldig; nimm mein Pferd, da du noch „einige Kräfte übrig hast; ich will dir beystehen, und „dich mit meinem Leben vertheidigen. Wir haben „bereits Blut genug im Felde verloren; mache den „Tag nicht noch schrecklicher durch den Verlust eines „Anführers.“ „Ich danke dir, Lentulus, erwiederte der sterbende Konsul, bewahre immer deine „Tugend, und mögen die Götter deine Treue belohnen; aber mit mir ist nun alles aus, mein Theil ist „erwählt; bemühe dich also nicht einen Mann, der „keine Hoffnung mehr hat, zu bereden, und dadurch „das einzige Mittel, dich selbst zu retten, zu verlieren. Geh, ich befehle es dir, und sage dem Senat „in meinem Namen, daß er Rom gegen die Annäherung

„herung

„herung des Siegers befestigt. Sage auch dem Fa„bius, daß Aemilius, so lange er lebte, seinen Rath „nicht vergessen hat, und daß er ihn auch noch jetzt „sterbend billigt.“ Indem er noch redete, kam der Feind heran; und Lentulus sah den Konsul, eh er ihn noch aus dem Gesichte verloren hatte, nach einer schwachen Gegenwehr unter hundert Feinden den Geist aufgeben. Die Metzelung hatte jetzt schon einige Stunden fortgedauert, bis endlich, da die Sieger des Tödtens müde waren, Hannibal Befehl gab, aufzuhören und sie ins Lager zurück führte, nachdem sich vorher ein großer Haufen Römer, auf die Bedingung, daß man sie ohne die Waffen abziehen ließe, ergeben hatte. In dieser Schlacht verloren die Römer funfzig tausend Mann, zween Quästorn, ein und zwanzig Tribunen, achtzig Senatoren, und so viele Ritter, daß Hannibal drey Scheffel goldne Ringe, welche die Ritter auf den Fingern trugen, nach Karthago geschickt haben soll.

Dieses schien der entscheidende Streich zu seyn, welcher dem Schicksal Roms den Ausschlag geben sollte; es war jetzt nur übrig, und wurde allgemein erwartet, daß Hannibal mit seiner Armee vor die Thore der Stadt marschierte, und sie ohne Mühe eroberte. Dieses war der Rath des Maharbals seines Generals der Reuterey; welcher, als Hannibal ihn verwarf, sich nicht enthalten konnte zu bemerken, daß der karthaginiensische General besser wisse, wie er Siege gewinnen, als wie er sie nützen sollte. In der That scheint der Rath des Maharbal sehr vernünftig gewesen zu seyn, wegen des allgemeinen Schreckens, welcher damals ganz Rom erfüllte. Man hörte nichts anders durch die ganze Stadt, als Geschrey und Wehklagen der Weiber, welche allenthalben nach ihren Männern oder ihren Kindern riefen. Vergeöens

bemüh-

bemühten sich die Senatoren eine Zeitlang, sich zu berathschlagen, da sie durch das Geschrey des Volks daran verhindert wurden. Nichts als Schrecken sah man auf jedem Gesichte, und Verzweiflung sprach aus jedem Munde. Endlich, da die erste Bestürzung sich gelegt hatte, kam der Senat zu einem allgemeinen Entschluß, einen Diktator zu erwählen, um der Regierung mehr Nachdruck zu geben. Er gab auch Befehl, daß keine Frau aus dem Hause gehen sollte, um die Bestürzung nicht noch weiter zu verbreiten; und man stellte Wachen an die Thore der Stadt, mit dem strengsten Befehl, keinen herauszulassen. In diesen Umständen war es, daß der junge Scipio, welcher, wie wir bereits gesehen haben, seinem Vater im Treffen das Leben rettete, den Entschluß faßte, auch sein Vaterland zu retten. Er war damals nur ein Tribun der Armee, und da er sich in der Nacht nach der Schlacht in eine kleine Stadt nicht weit von Rom begeben hatte, so erfuhr er, daß einige junge Leute von den vornehmsten Familien in der Stadt in einem gewissen Hause Anstalten machten, ihr Vaterland zu verlassen, und entschlossen wären, anderswo ihre Sicherheit zu suchen. Voller Unwillen über eine solche Kleinmüthigkeit entschloß er sich, sie daran zu verhindern, weil er sah, welch einen großen Einfluß ihr Beyspiel auf andere haben würde; er wandte sich daher zu einigen Soldaten, welche bey ihm waren, und sagte: „Ein jeder von euch, wel„chem Rom lieb ist, folge mir.“ Mit diesen Worten gieng er geradesweges zu dem Hause, wo sie seyn sollten, und fand sie auch wirklich in Berathschlagungen begriffen. Hierauf legte er die Hand auf sein Schwert und rief aus: „Ich schwöre, daß ich nie „Rom verlassen, und auch nie leiden will, daß andre „es thun. Diejenigen, welche nicht eben diesen

„Eid

„Eid ablegen wollen, sind nicht nur Feinde ihres Va„terlandes, sondern auch die meinigen.“ Die Entschlossenheit, womit er dieses sprach, und seine bekannte Herzhaftigkeit, jagte den Verschwornen Furcht ein; sie legten alle den nehmlichen Eid ab, und gelobten, sich eher unter den Ruinen Roms begraben zu lassen, als es zu verlassen. Von dieser Zeit an schien das Volk neue Entschlossenheit zu sammeln; der Senat fieng aufs neue an, den Sieg zu hoffen, und die Augurn gaben ihm die Versicherung, daß sich das Glück zum Vortheil der Römer ändern würde. Kurz nachher kam Varro bey der Stadt an, indem er die elenden Ueberbleibsel seiner Armee zurückgelassen hatte. Er war die vornehmste Ursach der jüngst erlittenen Niederlage gewesen; und man mußte natürlicher Weise glauben, daß der Senat seine unbesonnene Aufführung aufs strengste bestrafen würde. Aber ganz anders! Die Römer giengen ihm in Menge vor die Stadt entgegen, und der Senat stattete ihm Dank ab, daß er an der Wohlfahrt des Staats nicht verzweifelt hätte. Ein solcher Sieg über alle rachgierigen Leidenschaften, war größer als der Sieg bey Kannä. Nachdem also das Volk durch die Zögerung des Hannibal neuen Muth bekommen hatte, machte es alle möglichen Zurüstungen zu einem andern Feldzuge. Man bewaffnete die Sklaven und ergänzte den Senat, welcher fast um die Hälfte kleiner geworden war. Fabius, welcher als das Schild des Senats, und Marcellus, welcher als sein Schwert angesehen ward, wurden zu Anführern der Armeen bestimmt; und ob gleich Hannibal ihnen noch einmal einen Frieden anbot, so weigerte man sich doch ihn einzugehen, außer auf die Bedingung, daß er Italien räumte. — Aehnliche Bedingungen als die, welche sie ehemals von dem Pyrrhus gefordert hatten.

Hannibal

Hannibal unterdessen, welcher es entweder unmöglich fand, geradesweges auf Rom los zu gehen, oder mit seinen Truppen nach einem so mächtigen Siege ausruhen wollte, führte sie nach Kapua, woselbst er den Winter zu bleiben beschloß. Diese Stadt war schon lange für die Mutter der Ueppigkeit, und die Verderberinn aller kriegerischen Tugend gehalten worden; hier eröffnete sich also eine neue Scene des Vergnügens für seine barbarischen Völker; und sie ließen sich alle von der Berauschung hinreissen, bis sie, aus harten Veteranen, zu schwachen Schwelgern wurden. Dieserwegen hat ihn das Alterthum sehr getadelt, als wenn er die schöne Gelegenheit, da das Glück ihm günstig schien, aus den Händen gelassen, und die Herrschaft gegen die Lüste der Ueppigkeit vertauscht habe; man hat aber nicht bedacht, was für unzählige Schwierigkeiten er zu übersteigen, und mit was für einem Feinde er zu thun hatte. Rom war noch mächtig genug; es konnte, wenn wir nach der letzten Zählung urtheilen dürfen, zweymal hundert tausend bewaffnete Leute ins Feld stellen; es wäre also vielleicht bey dem Hannibal selbst Unbesonnenheit gewesen, wenn er seine Armee hätte vor eine Stadt führen wollen, die sehr stark durch Kunst befestigt war, und eine Besatzung hatte, die viermal so groß war, als seine Armee. Wir können ihm bey dieser Gelegenheit bloß zutrauen, was er gethan haben würde, indem wir die anscheinenden Unmöglichkeiten bedenken, die er glücklicher Weise überwand. Daß er eine große Armee, die aus so verschiednen Nationen bestand, an die drey hundert Meilen weit von Hause geführt und unterhalten; daß er Abgründe überstiegen, die, wenn man die Gegend betrachtet, wo er in Italien kam, bis auf diesen Tag für unwegbar gehalten werden; daß er einige Jahre hindurch mitten in dem Lande

des

des Feindes so glücklich gefochten; daß er, durch seine bloße Gegenwart, eine Armee, die aus Spaniern, Afrikanern, Galliern und Liguriern bestand, zum Gehorsam vereinigt, zu einem Ganzen gemacht, und sie beständig getreu erhalten, ob es ihr gleich oft an Brodt fehlte; daß er mit einem hartnäckigen Feinde zu thun, und zu Hause treulose Besorger hatte, die seinem Glücke, welches sie beneideten, Hindernisse in den Weg legten; wenn wir bedenken, daß er alle diese Hindernisse bloß durch die Stärke seines Genies besiegte, so erblicken wir in ihm das erhabenste Schauspiel, welches das ganze Alterthum uns jemals dargestellt hat.

Bisher haben wir diesen großen Mann immer glücklich gesehen; aber jetzt werden wir das Gemälde umkehren, und ihn erblicken, wie er mit überhäuften Unglücksfällen kämpfte, und endlich unter denselben erliegen mußte. Seine erste Widerwärtigkeit traf er bey seinen eignen Mitbürgern zu Hause. Unterdeß daß zu Rom der Senat einem Konsul Dank abstattete, welcher geflohen war, machte zu Karthago der Hanno, einer von ihren vorigen Generalen, eine Parthey gegen den Hannibal; und ein größerer Feind gegen seinen Nebenbuhler, als gegen Rom, vergaß er nichts, was das Glück, welches er sich versprach, verhindern, oder den Glanz seiner schon erhaltenen Vortheile verdunkeln konnte. Als Hannibal um eine neue Unterstützung an Truppen und an Gelde bey dem Senat zu Karthago anhalten ließ, sagte Hanno: „Was würde dieser Mann gefordert haben, wenn er „ein Treffen verloren hätte, da er solche Forderungen „an uns thut, nachdem er einen Sieg gewonnen hat? „Nein, nein, er ist entweder ein Betrüger, der uns „mit falschen Nachrichten hintergeht; oder er ist ein „öffentlicher Räuber, der sich selbst, und nicht sein

„Vater-

„Vaterland, bereichert.“ Diese Widersetzung, deren Wirkungen noch immer fort arbeiteten, verzögerte den nöthigen Succurs, ob sie gleich die späte Bewilligung nicht verhindern konnte. Da es also dem Hannibal oft an Gelde und an Lebensmitteln fehlte, und er sich zu der Nothwendigkeit gebracht sah, immer glücklich zu seyn, ohne Verstärkung im Fall es ihm unglücklich gieng, ja ohne Aufmunterung im Glücke; so darf man sich nicht wundern, daß seine Sache sich endlich zu verschlimmern anfieng, und daß die feindlichen Generale dagegen nach und nach mehr Glück hatten, deren Besorger zu Hause ein ganz entgegengesetztes Verhalten beobachteten.

Seinen ersten Verlust erlitt er bey der Belagerung von Nola, wo der Prätor Marcellus einen glücklichen Ausfall that. Einige Zeit nachher versuchte er die Belagerung von Kapua aufzuheben, und griff die Römer in ihren Trancheen an, wurde aber mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen. Hierauf stellte er sich, als wenn er Rom belagern wollte; da er aber eine überlegene Armee in Bereitschaft fand, ihn zu empfangen,
J. d. St. 544. so sah er sich genöthigt, sich zurückzuziehen. Einige Jahre hindurch focht er mit abwechselndem Glücke; indem sein Gegner Marcellus oft gegen ihn gewann, oft auch verlor, aber zu keinem entscheidenden Treffen kam. Allein selbst Siege konnten dem Hannibal nicht wieder aufhelfen; denn wenn diese gleich die Anzahl der feindlichen Truppen verminderten, so hatte er doch alle Künste erschöpft, seine eignen zu ergänzen.

Der karthaginiensische Senat faßte endlich den Entschluß, ihm seinen Bruder Asdrubal mit einer Armee aus Spanien zu Hülfe zu schicken. Als die Konsuln Livius und Nero den Marsch des Asdrubal erfuhren, so giengen sie ihm eiligst entgegen; sie umringten ihn an einem Orte, wohin er durch die Verräthe-

rätherey seiner Wegweiser gebracht war, und hieben seine ganze Armee in Stücken. Hannibal hatte lange diese Hülfstruppen mit Ungeduld erwartet; und in derselben Nacht, in welcher er gewisse Nachricht von der Ankunft seines Bruders erhalten hatte, ließ Nero den Kopf des Asdrubal abhauen, und in seines Bruders Lager werfen. Der karthaginiensische General fieng daher an gewahr zu werden, daß Karthagos Untergang herannahete; und er konnte sich nicht enthalten, mit einem Seufzer gegen die Umstehenden zu bemerken, daß das Glück müde zu seyn schien, ihnen ferner günstig zu seyn.

Aber nicht in Italien allein schienen die Sachen der Karthaginienser sich zu verschlimmern; denn die Römer schickten, da sie von der Niederlage bey Kannä noch bluteten, Legionen in Spanien, Sardinien, und Sicilien. Dieses unüberwindliche Volk, auf allen Seiten von Feinden umgeben, fand immer Hülfsmittel, sich ihnen allen zu widersetzen; es focht nicht nur gegen alle diese Nationen, sondern bestimmte auch frische Hülfstruppen für die wenigen Bundsgenossen, die ihm noch treu waren: es widerstand nicht nur dem Hannibal in Italien; sondern, was noch mehr ist, es unternahm einen neuen Krieg gegen Philipp, den König von Macedonien, weil er ein Bündniß mit den Karthaginiensern geschlossen hatte. Das Glück schien es fast in allen seinen Unternehmungen zu begünstigen. Der Konsul Lävinus erhielt ansehnliche Vortheile über den Philipp; und Marcellus eroberte die Stadt Syrakus in Sicilien, welche durch die Maschinen und das künstliche Feuer des Mathematikers Archimedes vertheidigt wurde.

Diese Stadt lockte die Belagerer an, weil man gemeiniglich dafür hielt, daß sie nicht im Stande sey, sich zu vertheidigen, und weil ihre Reichthümer un-

ermeßlich waren. Die Römer also lagerten sich vor derselben mit der Erwartung einer baldigen Uebergabe und einer unermeßlichen Beute. Aber die Weisheit eines einzigen Mannes schien ihr Schicksal aufzuhalten. Dieses war der Archimedes, der berühmte Mathematiker, von dessen Werken noch viele übrig sind; er tödtete ihre Leute, und richtete ihre Schiffe zu Grunde. Er wußte die Kräfte der Mechanik so zu vereinigen, daß er ihre Schiffe in die Luft aufhob, und sie dann durch ihren gewaltsamen Fall zertrümmern ließ. Er gebrauchte auch Brennspiegel, welche in einer Entfernung von einigen hundert Klaftern die römischen Schiffe und hölzernen Thürme in Brand steckten. Endlich aber wurde die Stadt doch an einem großen Festtage durch Ueberfall erobert. Die Einwohner wurden niedergehauen; und unter den übrigen wurde auch Archimedes, welchen man in tiefem Nachdenken in seiner Studierstube fand, von einem römischen Soldaten ums Leben gebracht. Der General Marcellus betrübte sich nicht wenig über seinen Tod. Die Liebe zu den Wissenschaften fieng damals an, unter den vornehmen Römern gemein zu werden. Er ließ daher seinen Körper mit vieler Ehre begraben, und ein Grabmal zu seinem Andenken errichten, welches seine eignen Werke lange überlebt haben.

Was ihr Glück in Spanien anbetrifft, so schien es zwar eine Zeitlang sehr zweifelhaft zu seyn, indem zween Scipionen ums Leben gekommen waren, und der Gouverneur der Provinz, Klaudius Nero, der List des karthaginiensischen Generals gar nicht gewachsen war; aber es bekam bald wieder ein neues Ansehn unter der Anführung des Scipio Afrikanus, welcher um die Würde eines Prokonsuls für dieses Königreich anhielt, zu einer Zeit, da ein jeder anderer

rer diese Stelle gern abgelehnt hätte. Scipio, welcher jetzt erst vier und zwanzig Jahr alt war, hatte alle Eigenschaften, welche erfordert wurden, einen großen General und guten Mann zu bilden: er vereinigte die größte Tapferkeit mit der größten Zärtlichkeit; größer als Hannibal in den Künsten des Friedens, und im Kriege ihm beynahe gleich. Sein Vater war in Spanien umgekommen, so daß er ein erbliches Recht zu haben schien, dieses Land anzugreifen, Er schien daher unwiderstehlich zu seyn, indem er viele große Siege erhielt, noch mehr aber durch seinen Edelmuth, seine Milde und seine gütigen Gesinnungen sich unterwarf, als durch die Gewalt seiner Waffen. Unter andern Beyspielen von der großen Seele des Scipio erzählt man vornehmlich folgendes. Nachdem er Neu-Karthago erobert hatte, begegnete er seinen Gefangenen mit der größten Gelindigkeit, und, ganz verschieden von andern Generalen, welche ihren Soldaten jede Grausamkeit erlaubten, verstattete er seinen Leuten nicht, denen, die um Gnade baten, das geringste Leid zuzufügen. Unter den Gefangenen, welche bey der Eroberung dieser Stadt gemacht waren, brachte man eine junge Prinzessinn von ausnehmender Schönheit vor ihn: sie war dem Allucius, einem Prinzen des Landes, welcher sie mit der heftigsten Leidenschaft liebte, und den äußersten Schmerz über ihre Gefangenschaft empfunden hatte, versprochen. Man glaubte, aus der Bekümmerniß, welche der römische General ihrentwegen bezeigte, daß er willens wäre, sie von ihren Aeltern für sich selbst zu verlangen, und man wurde noch mehr hierinne bestärkt, als er den Prinzen sowohl als die Aeltern vor sich kommen ließ. Der junge Prinz näherte sich, zitternd vor Angst, und erwartete zu hören, daß seine Geliebte, welche jetzt in der Gewalt eines andern

war, bestimmt sey, ihren Sieger glücklich zu machen: aber seine Furcht wurde ihm bald benommen, als Scipio die Prinzessinn seinen Armen zuführte, und ihn bat, daß er sie, da er den ersten Anspruch auf sie hätte, zurücknehmen und ihm nur seine Freundschaft und sein Bündniß dafür schenken möchte. Zugleich weigerte er sich, das Lösegeld, welches ihre Aeltern mitgebracht hatten, anzunehmen; und als sie nicht ablassen wollten ihn darum zu bitten, so bat er, daß sie es dem Brautschatz ihrer Tochter zulegen möchten. Durch dergleichen edelmüthige Handlungen sowohl als durch das Glück seiner Waffen machte er bald das ganze Land den Römern unterwürfig.

Da auf diese Weise Spanien und Sicilien zu dem römischen Reiche hinzugekommen waren, so fehlte es ihm jetzt nicht an Hülfsquellen, den punischen Krieg fortzusetzen. Indessen wußte sich Hannibal doch in Italien noch zu behaupten, ungeachtet er von Haus keine Unterstützung erhielt, und seine Bundsgenossen, die er seit seinem Uebergange über die Alpen gemacht hatte, ihm nur sehr gleichgültig beystanden. Er war jetzt länger als vierzehn Jahre hinter einander in diesem Lande gewesen, und wie Polybius sagt, hatte er nie ein Treffen verloren, in welchem er selbst kommandirt hatte. Aber es war jetzt zu spät, seinem Glücke wieder aufzuhelfen; die Römer hatten seine eigenen Künste gelernt; seine alte Armee war theils durch die großen Beschwerlichkeiten, theils durch die Ausschweifungen der Ueppigkeit ruinirt; seine Mitbürger wollten ihm keine neue Verstärkungen mehr schicken; so daß er jetzt nichts mehr übrig hatte, ihn furchtbar zu machen, als den Ruhm seines ehemaligen guten Glückes.

So stunden die Sachen, als Scipio mit einer Armee aus dem eroberten Spanien zurückkam, und

in

in einem Alter von neun und zwanzig Jahren zum Konsul gemacht wurde. Man glaubte anfangs, daß er willens sey, den Hannibal in Italien anzugreifen, und daß er sich bemühen würde, ihn heraus zu treiben; aber er hatte sich schon einen weisern Plan gemacht, nämlich den Krieg in Afrika zu spielen, und die Karthaginienser, indeß sie eine Armee nahe bey Rom unterhielten, wegen ihrer eignen Hauptstadt zittern zu machen. Dieser Maaßnehmung widersetzte sich Fabius mit großer Hitze, und es kam darüber zu einem ziemlich heftigen Streit; endlich aber faßte der Senat den Entschluß, daß Scipio Sicilien zu seiner Provinz haben, und daß es ihm freystehen sollte in Afrika überzugehen, wenn er es fürs Beste des Staats vortheilhaft hielte. Dieses sah er als eine Einstimmung mit seinen Absichten an; er brachte daher das erste Jahr in Sicilien zu, und machte die nöthigen Zurüstungen zu seinem vorhabenden Feldzuge; darauf gieng er zu Anfange des folgenden Jahrs mit einer großen Flotte nach Afrika über, wo Massinissa, der abgesetzte König von Numidien, mit welchem er in Spanien ein Bündniß geschlossen hatte, zu ihm stieß.

Scipio war in Afrika nicht lange müssig; denn Hanno widersetzte sich ihm, wurde aber überwunden und ums Leben gebracht. Syphax, der Usurpateur von Numidien, marschierte ihm mit einer großen Armee entgegen. Der römische General vermied eine Zeitlang ein Treffen, bis er endlich, da er eine bequeme Gelegenheit fand, die feindlichen Gezelte in Brand steckte, sie mitten in der Verwirrung angriff, vierzig tausend Mann niedermachte, und sechstausend gefangen bekam. Syphax, welcher noch einmal für sein Reich fechten wollte, und befürchtete, daß seine Krone wieder an den rechtmäßigen Besitzer kommen

möchte, wenn die Römer glücklich wären, sammelte bald darauf eine zahlreiche Armee von verschiednen Nationen, und gieng mit diesen ungeübten Truppen dem Scipio entgegen. Sein voriges widriges Glück folgte ihm auch hier; er wurde bald geschlagen und selbst zum Gefangenen gemacht. Nachdem also Massinissa die Person des Usurpateurs in seine Gewalt bekommen hatte, so marschierte er, um sich desto leichter wieder in Besitz seines Königreichs zu setzen, mit der äußersten Eil nach Cirta, der Hauptstadt, und da er den Syphax in Banden zeigte, so wurden ihm sogleich die Thore geöffnet, indem sich jedermann bestrebte, durch einen bereitwilligen Gehorsam die vorige Treulosigkeit wieder gut zu machen. Auf diese Weise bekam Massinissa den königlichen Pallast und alle Reichthümer des vorigen Königs in seine Gewalt; besonders aber einen Schatz, den er über alles schätzte, nämlich die Sophonisba, des Syphax Gemahlinn. Sophonisba war die Tochter des Asdrubal, eines der karthaginiensischen Generale; sie besaß einen großen Ehrgeiz und eine ausnehmende Schönheit: sie hatte den Syphax von Anfange angereizt, sich für Karthago gegen Rom zu erklären; und die Macht ihrer Reize war so groß, daß er die Sicherheit aufopferte, um sich Liebe zu erwerben. Als Massinissa in den Pallast kam, gieng ihm die Königinn entgegen, fiel ihm mit allen Reizungen der weinenden Schönheit zu Füßen, und flehete ihn an, ihrer Jugend zu schonen, und sie nicht den Römern in die Hände zu liefern, welche bereit wären, sich an ihr, wegen aller Beleidigungen, die ihr Vater ihnen zugefügt hätte, zu rächen. Da sie noch an seinen Knieen hieng, und gewissermaßen Schmeicheleyen mit ihren Bitten vermischte, fand Massinissa sich durch eine Leidenschaft gerührt, die etwas mehr als Mitleiden war;

war: er verliebte sich in sie: er willigte also sogleich in ihre Bitte, und da er sie nicht abgeneigt gegen seine Bewerbungen fand, so war auch gleich dieser erste Tag, an welchem sie zusammen kamen, ihr Hochzeittag. Die erste Nachricht von dieser übereilten und ungerechten Heirath erhielt Scipio von dem unglücklichen Syphax selbst, welcher seine Feindschaft gegen Rom dadurch zu beschönigen suchte, daß er der Sophonisba alle Schuld gab, und darauf mit einer Beredtsamkeit, welche die Eifersucht schärfte, seinen unglücklichen Zustand beschrieb. Scipio wurde gleich über die Aufführung des jungen Königs aufgebracht: er sah jetzt, daß alle seine vorigen Lehren, wodurch er ihn zur Enthaltsamkeit und Gerechtigkeit ermahnt hatte, nur weggeworfen waren; er verlangte daher den Massinissa allein zu sprechen, und hielt ihm die Grausamkeit, die Unschicklichkeit und die Ungerechtigkeit vor, die er begangen, da er die Gemahlinn eines Andern genommen, und noch dazu an demselben Tage, da dieser seine Freyheit und sein Königreich verloren: er bat den jungen König, seiner vorigen tugendhaften Entschließungen eingedenk zu seyn, und eine Leidenschaft zu verwerfen, welche mit Schande verbunden sey. Da er aber fand, daß diese Vorstellungen keinen Eindruck machten, so fügte er hinzu: Syphax sey jetzt ein römischer Gefangener; er müsse sich vor dem Senat stellen; und seine Königinn, welche auch eine Gefangene sey, müsse ihn dahin begleiten. Massinissa, welcher jetzt sah, daß die Schwierigkeiten, die sich seiner Glückseligkeit widersetzten, unüberwindlich waren, verließ den General, dem Anschein nach mit seiner Meynung zufrieden, aber innerlich von allen Leidenschaften bestürmt, welche eine hoffnungslose Liebe und unbeherrschte Neigung nur erregen konnten. Endlich rief er einen seiner Skla-

ven, welcher, der Gewohnheit barbarischer Könige gemäß, Gift bey sich führte, zu sich, und sagte: „Geh „und bringe der Königinn einen Giftbecher in mei„nem Namen; der Tod ist jetzt das einzige, was sie „übrig hat, um der Gewalt der Römer zu entgehen. „Die Tochter des Asdrubal und die Gemahlinn eines „Königs wird das thun, was ihre Ehre von ihr for„dert.“ Als der Sklave seiner Königinn den Becher überreichte, sagte sie: „Ich nehme ihn an, als „das liebste Geschenk, welches er mir machen kann. „Unterdessen sage ihm, daß mein Tod noch rühmli„cher seyn würde, wenn er weiter von meiner Ver„mählung entfernt wäre.“ Mit diesen Worten trank sie unerschrocken den Becher aus, und starb, ohne einiges Zeichen von Furcht blicken zu lassen.

Unterdeß daß dieses zu Cirta vorgieng, waren die Karthaginienser in so großem Schrecken über ihre wiederholten Niederlagen, und dem Ruhm der vorigen Thaten des Scipio, daß sie beschlossen, den Hannibal, ihren großen Vorfechter, aus Italien zurück zu berufen, um sich zu Hause den Römern zu widersetzen. Es wurden demnach Gesandten an ihn abgeschickt, mit dem ausdrücklichen Befehl, daß er zurückkommen und sich dem römischen General, welcher jetzt Karthago zu belagern drohete, widersetzen sollte. Nichts konnte größer seyn, als der Verdruß und der Unwillen des Hannibal, der jetzt alle Hoffnungen aufgeben mußte, als er diesen Befehl erhielt; er hatte lange den Untergang seines Vaterlandes vorher gesehen, wußte aber zugleich, daß Italien der einzige Ort sey, wo sein Schicksal verzögert werden könnte. Indessen gehorchte er doch den Befehlen seines bethörten Vaterlandes mit eben der Unterwerfung, als der geringste Soldat gethan haben würde, und verließ Italien mit Thränen in den Augen, nachdem er länger

ger als funfzehn Jahre die schönsten Theile desselben im Besitz gehabt hatte.

Nach einer melancholischen Ueberfahrt von Italien, wo er seine beiden Brüder und die mehresten seiner tapfersten Generale verloren und die Bundsgenossen seines Vaterlandes der Wuth der Sieger überlassen hatte, kam er zu Leptis in Afrika an, marschierte von da nach Adrumetum, und endlich nach Zama, einer Stadt, welche fünf Tagereisen von Karthago entfernt war. Scipio marschierte ihm alsobald mit seiner Armee entgegen, von dem Massinissa mit sechs tausend Mann Reuterey begleitet; und um seinem Nebenbuhler im Felde zu zeigen, wie wenig er sich vor seiner Annäherung fürchte, so sandte er ihm die Spionen zurück, welche sein Lager auskundschaften sollten, nachdem er ihnen vorher das Ganze gezeigt, und ihnen aufgetragen hatte, sie möchten dem Hannibal von allem, was sie gesehen, Nachricht geben. Der karthaginiensische General fand bald, daß die Feinde, welche aus der Blühte der Römer bestanden, ihm an Macht überlegen wären. Da seine eigne Armee jetzt nur ein Gemisch aus verschiedenen Nationen war, die durch die Noth zusammengebracht waren, keine Erfahrung und nicht mehr Kriegszucht hatten, als er in der kurzen Zeit, da er sie kommandierte, ihnen geben können. Die Truppen, welche fast ganz Italien bezwungen hatten, waren entweder gar nicht mehr, oder doch nur dem Namen nach in seiner Armee übrig. Da er dieses also wußte, so giengen seine ersten Bemühungen dahin, dem Kriege durch Unterhandlung ein Ende zu machen; und er bat den Scipio daher um eine Zusammenkunft, um sich wegen der Friedensbedingungen zu unterreden, womit der römische General gleichfalls zufrieden war. Die beiden größten Generale in der Welt kamen also in ei-

ner großen Ebne zwischen beiden Armeen zusammen. Ein jeder betrachtete eine Zeitlang stillschweigend seinen Gegner, als wenn dieser Anblick sie mit gegenseitiger Ehrfurcht und Hochachtung erfüllte. Scipio hatte eine Gestalt, die mit allen Vollkommenheiten einer männlichen Schönheit geschmückt war; Hannibal trug die Merkmale harter Feldzüge in seinem Gesichte; und da er mit einem Auge blind war, so gab das seiner Miene ein finsteres Ansehen. Hannibal redete zuerst folgendergestalt: „Wäre ich nicht von „der Billigkeit der Römer überzeugt, so würde ich „heute nicht kommen, von demjenigen Frieden zu „bitten, dessen Vater ich besiegt habe. Wollte der „Himmel, daß eben die Mäßigung, welche, wie ich „hoffe, uns heute beseelt, gleich beym Anfange des „Krieges unter uns geherrscht hätte; daß ihr euch „mit den Gränzen eurer italienischen Staaten begnügt, und daß wir nie getrachtet hätten, Sicilien „unsrer Herrschaft zu unterwerfen: so würden wir auf „beiden Seiten das Blut erspart haben, welches keine Siege uns wieder erstatten können. Was mich „selbst anbetrifft, so hat das Alter mich die Eitelkeit „der Triumphe und die Unbeständigkeit des Glückes „kennen gelehrt: aber du bist jung, und in der „Schule des Unglücks vielleicht noch nicht unterrichtet; du bist jetzt, was ich nach den Schlachten bey „Kannä und Thrasimene war; du wirst vielleicht „mehr nach glänzenden als nach nutzbaren Tugenden „trachten. Aber bedenke, daß der Friede das Ende „ist, auf welches alle Siege abzielen; und diesen „Frieden dir anzubieten, schickt mich mein Vaterland „hier her: setze also nicht in einer Stunde, deren „Ausgang ungewiß ist, denjenigen Ruhm, welchen „du durch die Siege vieler Jahre erworben hast, „aufs Spiel. Jetzt, Scipio, ist das Glück noch in

„dei-

„deiner Gewalt; ein einziger Augenblick kann es dei-
„nem Feinde geben. Doch ich will mich selbst nicht
„so nennen; es ist Hannibal, der dich jetzt anredet,
„Hannibal, welcher deine Tugenden schätzt, und dich
„um deine Freundschaft bittet. Der Friede wird
„uns beiden nützlich seyn. Was mich anbetrifft, so
„werde ich mir auf das Bündniß der Römer vieles
„einbilden; und du wirst einen muthigen Feind in
„einen standhaften Freund verwandeln.“ Scipio erwiederte hierauf: „Was die Kriege anbelangte, wor-
„über er sich beklagte, so hätten die Karthaginienser
„sie angefangen, und müßten sich also auch die Fol-
„gen gefallen lassen. Was ihn selbst anbeträfe, so
„könnte er sich nie wegen seiner Beharrlichkeit für
„die gerechte Sache verdammen. Während des letz-
„ten Friedens wären einige Beleidigungen verübt
„worden, welche eine Genugthuung erforderten, und
„wenn man sich diese gefallen ließe, so sey er bereit,
„einen Frieden zu schließen.“ Man gieng hierauf von beiden Seiten unbefriedigt aus einander, und ein jeder kehrte in sein Lager zurück, um Anstalten zu machen, den Streit durch die Waffen zu entscheiden. Nie ist eine merkwürdigere Schlacht geliefert worden, wir mögen die Generale, oder die Armeen, oder die beiden feindlichen Staaten, oder die Herrschaft, welche entschieden werden sollte, betrachten. Die Ordnung, in welcher Hannibal seine Leute stellte, übertraf, wie die Kenner der Kriegskunst versichern, alle seine vorigen Anordnungen. Er munterte die verschiedenen Nationen seiner Armee durch die verschiedenen Bewegungsgründe, warum sie im Felde waren, auf; den Miethsoldaten versprach er die Abtragung ihres rückständigen Soldes, und eine doppelte Bezahlung, nebst der Plünderung, wenn sie den Sieg erhielten; die Gallier feuerte er dadurch an, daß er ihren natür-

türlichen Haß gegen die Römer noch mehr reizte; die Numidier dadurch, daß er ihnen die Grausamkeit ihres neuen Königs vorstellte; und die Karthaginienser dadurch, daß er sie an ihr Vaterland, ihren Ruhm, ihre Gefahr in die Sklaverey zu gerathen, und ihre Begierde nach der Freyheit erinnerte. Scipio, auf der andern Seite, sagte mit fröhlichem Gesicht zu seinen Leuten, sie sollten sich freuen, weil ihre Arbeiten und Gefahren jetzt ihrem Ende nahe wären. Die Götter hätten Karthago jetzt in ihre Hände gegeben, und sie sollten bald im Triumph zu ihren Freunden, ihren Weibern und Kindern zurückkehren. Das Treffen nahm mit den Elephanten, auf Seiten der Karthaginienser seinen Anfang, welche aber, da sie durch das Geschrey der Römer geschreckt und durch die Schleuderer und Bogenschützen verwundet waren, sich gegen ihre Treiber kehrten, und auf beiden Flügeln ihrer Armee, wo die Reuterey stand, große Verwirrung anrichteten. Da sie also des Beystandes ihrer Reuterey, in welcher ihre größte Stärke bestand, beraubt waren, so kam die schwere Infanterie an einander. Die Römer waren muthiger und mächtiger im Angriff, die Karthaginienser thätiger und hurtiger. Indessen waren sie nicht im Stande, dem beständigen Eindringen der römischen Schilde zu widerstehen, sondern wichen anfangs ein wenig zurück, worauf bald eine allgemeine Flucht erfolgte. Die Nachtruppen, welche vom Hannibal Befehl bekommen hatten, sich denen, welche fliehen würden, zu widersetzen, fiengen jetzt an, ihre eignen Leute anzugreifen, so daß die Infanterie einen doppelten Angriff, von denen, welche ihre Flucht verursacheten und denen, welche sie verhindern wollten, auszuhalten hatte. Endlich, als Hannibal sah, daß sie nicht dahin gebracht werden konnten, Stand zu halten, befahl er, daß sie

sich

sich hinter die Linie begeben sollten, unterdeß er seine frischen Truppen gegen die verfolgenden Römer anführte. Scipio ließ hierauf alsobald zum Rückzuge blasen, um seine Leute erst wieder in Ordnung zu bringen. Und jetzt hub das Treffen zwischen dem Kern der beiden Armeen aufs neue an. Die Karthaginienser aber, welche die Hälfte ihrer Elephanten und ihrer Reuterey entbehren mußten, und ihren Feinden an Anzahl nicht gleich kamen, sahen sich genöthigt zu weichen. Unterdessen kam Massinissa, welcher ihre Kavallerie verfolgt hatte, zurück, fiel ihnen in den Rücken, und machte ihre Niederlage vollkommen. Hierauf erfolgte eine allgemeine Flucht, zwanzig tausend Mann kamen in dem Treffen oder auf der Flucht ums Leben, und eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Hannibal, welcher alles gethan hatte, was einem großen General und einem unerschrocknen Soldaten nur möglich war, entfloh mit einem kleinen Haufen der Reuterey nach Adrumetum, indem das Glück ein Vergnügen daran zu finden schien, seine Geschicklichkeit, Tapferkeit und Erfahrenheit zu beschämen.

Dieser Sieg brachte einen Frieden zuwege. Die Karthaginienser ließen sich auf Hannibals Rath, die Bedingungen gefallen, welche die Römer ihnen nicht als Nebenbuhler, sondern als Herren vorschrieben. Durch diesen Vertrag wurden die Karthaginienser verpflichtet, Spanien und alle Inseln im mittelländischen Meere zu räumen; zehn tausend Talente innerhalb funfzig Jahren zu bezahlen; für die Auslieferung ihrer Schiffe und ihrer Elephanten Geisseln zu geben; dem Massinissa alle Länder, die sie ihm weggenommen hatten, wieder herauszugeben, und nicht anders als mit Erlaubniß der Römer Krieg in Afrika anzufangen. So endigte sich der zweyte punische Krieg, siebzehn Jahre nachdem er seinen Anfang genom-

nommen hatte. Karthago blieb noch immer ein eignes Reich, aber ohne Macht seine Besitzungen zu
J.d.St. vertheidigen, und es kam bloß auf den Sieger an,
553. ihm sobald er es gut fand, ein Ende zu machen. Nach der Bezwingung dieses mächtigen Reichs hatten die Römer fast immer nur kleine Kriege zu führen, und erfochten große Siege; da sie hingegen vorher nur kleine Siege erfochten und gefährliche Kriege geführt hatten.

Siebzehnter Abschnitt.

Von dem Ende des zweyten punischen Krieges bis zum Ende des dritten, welcher sich mit der Zerstörung Karthagos endigte.

Nach Endigung eines so großen und langen Krieges, als der mit Karthago gewesen war, schien ein gewisser Geist, der bis dahin unbekannt gewesen war, in der römischen Republik aufzuleben. Man hatte sich bisher nur durch seine Geschicklichkeiten, seine Familien, seine Dienste oder seine Tugenden Vorzüge erworben; aber nach der Eroberung so verschiedner Länder wurden so große Reichthümer und so viele Sklaven nach Rom gebracht, daß die Sitten der Bürger sich zu verändern anfiengen. Die Reichthümer gaben ihnen einen Geschmack an Vergnügungen, die sie sonst nicht gekannt hatten; und die neuen Sklaven wurden zu denjenigen Geschäfften und Arbeiten des Ackerbaues gebraucht, welche vorher dazu beygetragen hatten, den Krieger abzuhärten und den Charakter der römischen Simplicität zu bezeichnen. Ihre Liebe für das Vaterland und ihr Eifer für das gemeine Beste, schienen sich in dem Kriege des Hannibal

nibal erschöpft zu haben; manche hatten ihr ganzes Vermögen für die Republik aufgeopfert, und da sie im Frieden diejenigen Belohnungen nicht fanden, welche der Staat noch nicht im Stande war, ihnen zu geben, so ließen sie sich eine Zeitlang geduldig übersehen, und verwandelten endlich ihren Unwillen über die Undankbarkeit des Staats in die Begierde ihr Privatinteresse zu befördern: sie suchten neue Verbindungen in der Gesellschaft; und indem sie das Ganze vergaßen, bestrebten sie sich besondere Abhänglichkeiten zu Stande zu bringen.

Der Senat indessen verfolgte neue Kriege, vielmehr in der Absicht, zu verhindern, daß dieser Geist dem Reiche keinen Schaden thun möchte, als seinen Nutzen zu befördern. Er setzte den macedonischen Krieg gegen den Philipp fort, welcher, wie ich oben gesagt, während der Eroberungen des Hannibal mit den Karthaginiensern ein Bündniß geschlossen hatte. Zu diesem Kriege wurden die Römer nicht wenig durch die Bitten der Athenienser aufgemuntert, welche von ihrer ehemaligen Größe, da sie der Macht der Perser Trotz geboten, jetzt so weit herunter gekommen waren, daß sie sich selbst nicht vertheidigen konnten. Die Rhodier, nebst dem Attalus, dem König von Pergamus, traten auch in den Bund gegen den Philipp. Er wurde mehr als einmal durch den Konsul Galba, welcher gegen ihn abgeschickt war, geschlagen. Er machte den Versuch, Athen zu belagern, aber die Römer nöthigten ihn, die Belagerung aufzuheben. Er versuchte, sich des engen Passes Termopylä zu bemächtigen, wurde aber durch den Konsul Quintus Flaminius mit großem Verlust davon zurückgetrieben. Er gedachte in Thessalien eine Zuflucht zu finden, wurde aber daselbst wieder mit beträchtlichem Verlust geschlagen und genöthigt um Frieden zu bitten,

ten, auf die Bedingung, daß er tausend Talente, die eine Hälfte sogleich, die andere innerhalb zehn Jahren bezahlen sollte. Der Frieden mit dem Philipp gab den Römern Gelegenheit, ihren Edelmuth zu zeigen, indem sie Griechenland die Freyheit wieder gaben. Sie hatten seit einiger Zeit den Unterricht dieses gesittetsten Volkes angenommen, und suchten jetzt aus Dankbarkeit ihre Lehrer zu belohnen. Der Senat schickte also zehn Männer von dem vornehmsten Stande mit dem Flaminius an ihrer Spitze hin, um bey den Isthmischen Spielen, wo das Volk versammelt war, ihm eine allgemeine Freyheit anzukündigen. Dieses war das allerunerwartetste und erfreulichste Geschenk, das sich nur denken ließ, für ein Volk, welches nach der Freyheit schmachtete, und dessen Vorfahren ihr theurestes Blut für dieselbe vergossen hatten. Die Griechen erwiesen ihnen alle Erkenntlichkeit, die jetzt in ihrer Gewalt war; nämlich Lob: dieses war den Römern genug, denn Eitelkeit war jetzt
J. d. St. 558. die herrschende Leidenschaft der Zeit; und so endigte sich der sogenannte erste macedonische Krieg, fünf Jahre nachdem er angekündigt worden, und zwanzig nachdem er seinen Anfang genommen hatte.

Während dieses Krieges wurden die Gallier, welche sich mit dem Hannibal vereinigt hatten, in einigen Haupttreffen geschlagen. Auch die Spanier, welche sich empört hatten, wurden durch den Censor Kato zum Gehorsam gebracht. Die Ligurier, ob sie sich gleich mit den Galliern vereinigten, wurden überwunden. Nabis, der abgesetzte König von Lacedämon, widersetzte sich den Römern, wurde aber gezwungen, sich zu unterwerfen. Kaum irgend eine Nation oder mächtiger Prinz versuchte es sich ihnen zu widersetzen, der nicht überwunden wurde. Antiochus, der König von Syrien, war ein Monarch, dessen Macht

und

und Ruhm ihren Ehrgeiz reizte; und nach einigen Gesandtschaften von beiden Seiten, wurde ein Krieg gegen ihn erklärt, fünf Jahre nach Endigung des J. d. St. ersten macedonischen Krieges. 563. Der Vorwand der Römer war, daß er Eingriffe in die griechischen Staaten gethan, welche ihre Bundsgenossen waren; und daß er den Hannibal, ihren alten Feind, der aus Karthago vertrieben war, bey sich aufgenommen hatte. Dieser Antiochus, welcher der Große genannt wurde, war ein mächtiger, kühner, ehrgeiziger Prinz und Besitzer von sehr großen Ländern, die er durch seine persönlichen Eigenschaften beseelte. Die Aetolier, welche sich eingebildet hatten, daß sie durch ihre Vereinigung mit den Römern in Griechenland die Herrschaft führen würden, fanden zu spät, daß sie sich nur das Schicksal der allgemeinen Unterwerfung, in welcher die andern griechischen Staaten unter dem scheinbaren Namen der Freyheit gehalten wurden, aufgeladen hatten. Um also eine Thorheit durch die andere wieder gut zu machen, so luden sie diesen König auf eben die Weise zu sich ein, wie sie vorher die Römer eingeladen hatten. Er kam ihnen daher auch zu Hülfe, aber mit einer Armee, mehr als wenn er willens gewesen wäre, ein Zuschauer, als ein Führer des Krieges zu seyn; und anstatt sich gegen die Römer zu rüsten, verweilte er sich in Ephesus, um sich Vergnügungen zu machen. Da er von der Annäherung der Feinde Nachricht erhielt, bemühete er sich, mit ihnen in Friedensunterhandlungen zu treten; und da dieses nicht gehen wollte, so verließ er sich auf seine Seemacht; aber auch hier sah er sich in seiner Hoffnung betrogen, obgleich der große Hannibal sein Admiral war. Mitten in der Bestürzung, worein er durch diese Widerwärtigkeiten gerieth, verließ er Lysimachia, einen Ort, wo er den Feind ein Jahr lang hätte auf-

halten können; und fügte noch die Unvorsichtigkeit hinzu, daß er den Scipio, den Bruder des berühmten Afrikanus, mit seiner Armee, ohne Widerstand, über den Hellespont gehen ließ.

Nun bemühte er sich, einen Frieden zu erhalten, indem er sich erbot, alle seine Plätze in Europa zu verlassen, und auch diejenigen in Asien, welche sich für römische Bundsgenossen bekannten. Aber es war jetzt zu spät, der römische General sah seine Ueberlegenheit, und war entschlossen, sich dieselbe zu Nutze zu machen. Antiochus, der sich also zum Widerstande genöthigt sah, zog sich eine Zeitlang vor dem Feinde zurück, bis er endlich, da ihm bey der Stadt Magnesia sehr hart zugesetzt wurde, nicht umhin konnte, seine Truppen, siebzig tausend Mann zu Fuß und zwölf tausend zu Pferde stark, ins Feld zu stellen. Scipio griff ihn mit Truppen an, denen er eben so sehr an Anzahl überlegen war, als sie ihn an Tapferkeit und Kriegszucht übertrafen. Antiochus wurde also in kurzer Zeit gänzlich geschlagen; seine eigne Wagen, mit Sensen bewaffnet, die auf seine Leute zurückgetrieben wurden, trugen vieles zu seiner Niederlage bey. Da er also aufs Aeußerste gebracht war, so war er froh, von den Römern, auf die Bedingungen, welche sie ihm selber vorschrieben, einen Frieden zu erhalten. Diese waren, funfzehn tausend Talente zu Erstattung der Kriegskosten zu bezahlen; alle seine Besitzungen in Europa, und gleicher Weise alle in Asien disseits des Berges Taurus zu räumen; zwanzig Geisseln zum Unterpfand seiner Treue zu geben; und den Hannibal, den alten Feind der Römer, auszuliefern. So endigte sich der Krieg mit dem Antiochus, zwölf Jahre nach dem zweyten punischen Kriege, und zwey Jahre nachdem er seinen Anfang genommen hatte. Lucius Scipio, welcher ihn, mit Hülfe seines Bruders

Scipio

Scipio Afrikanus, der ihn als sein Legat begleitete, geführt hatte, erhielt wegen seines Glückes in diesem asiatischen Feldzuge den Zunamen Asiatikus.

Unterdessen bemühete sich Hannibal, dessen Auslieferung eine von den Bedingungen dieses abgedrungenen Traktats war, seinem bevorstehenden Untergange zu entgehen. Dieser vollkommne General war lange ein Wanderer und Verbannter aus seinem undankbaren Vaterlande gewesen: alles was die Klugheit ihm nur eingeben konnte, hatte er für das Wohl seiner Vaterstadt gethan, selbst nachdem er die Schlacht bey Zama verloren hatte. Als er nach Karthago zurückkam, fand er, daß die öffentlichen Schätze von denjenigen erschöpft waren, welche sie einzusammeln vorgaben; und als er sich bemühete, ihren Geiz zu bestrafen, so verklagten sie ihn bey den Römern, daß er damit umgienge, den Krieg zu erneuern. Da dieses nun eine Forderung, daß man ihn ausliefern sollte, zuwege brachte, so entschloß er sich der Noth zu weichen und zu entfliehen. So verließ er also Karthago in dem nehmlichen Kleide, welches er in der Rathsversammlung trug, und trat, bloß von zween Leuten, welche seine Absichten nicht wußten, begleitet, seine freywillige Verbannung an. Nachdem er zween Tage zu Lande gereiset hatte, schiffte er sich ein, und landete auf einer kleinen Insel im mittelländischen Meere. Hier wurde er von einem, der ehemals unter seinem Kommando gedient hatte, erkannt, und gleich von den Einwohnern, welche Ehrfurcht und Neugier herbeyzog, umgeben. Von da schiffte er nach Tyrus, wo er eine freundschaftliche Aufnahme fand, indem sich die Einwohner ihres alten Bündnisses mit Karthago erinnerten. Hierauf begab er sich an den Hof des Antiochus, welcher ihn anfänglich mit wahrer Freundschaft willkommen hieß, und ihn zum Admiral

seiner Flotte machte, in welcher Stelle er seine gewöhnliche Geschicklichkeit in Kriegslisten zeigte. Aber er sank bald wieder in der Hochachtung des syrischen Königs, weil er ihm zu Entwürfen rieth, die er weder Verstand genug hatte zu begreifen, noch Talente sie auszuführen; vornehmlich den, daß er einen neuen Einfall in Italien thun sollte; endlich fand er sich dazu bestimmt, ausgeliefert zu werden, um die Römer zu versöhnen, und den Frieden zu bestätigen. Da er also überzeugt war, daß er hier weder Sicherheit noch Schutz finden würde, so machte er sich heimlich davon; und nachdem er eine Zeitlang unter kleinen Staaten herumgewandert, die weder Macht noch Edelmuth genug hatten, ihn zu beschützen, nahm er seine Zuflucht an den Hof des Prusias, des Königs von Bithynien. Unterdessen schickten die Römer, mit einer Rachsucht, die gänzlich ihrer unwürdig war, den Aemilius, einen ihrer berühmtesten Generale, ab, um den Hannibal von diesem König zu fordern, welcher aus Furcht vor der Rache der Römer, und in Absicht, sich durch diese Verletzung des Gastrechts ihre Freundschaft zu erwerben, den Hannibal sogleich bewachen ließ, in der Absicht ihn auszuliefern. Der arme alte General, welcher sich also unversöhnlich von einem Lande zum andern verfolgt und sich aller Mittel zur Sicherheit beraubt sah, entschloß sich, zu sterben. Er verlangte also von einem seiner Begleiter, ihm Gift zu bringen, welches er auf diesen Fall in Bereitschaft hatte, und indem er es zu sich nehmen wollte, sagte er: „Wir wollen die Römer von ihrer Furcht „befreyen, da sie doch den Tod eines alten Mannes, „wie ich bin, nicht abwarten können; es gab eine „Zeit, da sie edelmüthigere Gesinnungen hatten; es „gab eine Zeit, da sie dafür bekannt waren, daß sie „ihre Feinde vor dem Gift vertheidigten; und jetzt

„schicken

„schicken sie niederträchtiger Weise eine Gesandtschaft,
„um das Leben eines verbanneten Mannes zu fordern,
„und einen schwachen Monarchen die Gesetze der Gast-
„freundschaft übertreten zu machen.“ Mit diesen Worten trank er das Gift aus, und verschied, so wie er gelebt hatte, mit unerschütterter Standhaftigkeit.

Unterdeß, daß dieses auswärts vorgieng, schien der Geist der Uneinigkeit in Rom wieder aufzuleben. Drey Jahre nach Endigung des Krieges mit dem Antiochus, klagten die Tribunen des Volks den Scipio Afrikanus an, daß er die Schatzkammer um die Beute, welche man in dem Kriege gemacht, betrogen habe, und eine zu vertrauliche Korrespondenz mit dem König unterhalte. Es wurde ihm also ein Tag von den Tribunen bestimmt, an welchem er sich wegen seiner Aufführung rechtfertigen sollte. Scipio erschien zur bestimmten Zeit; aber anstatt sich zu vertheidigen erinnerte er seine Mitbürger, daß er an eben diesem Tage den Sieg bey Zama gewonnen habe. Dieses rührte die ganze Versammlung des Volks so sehr, daß sie alle die Tribunen auf dem Markte zurückließen, und den Scipio aufs Kapitolium begleiteten, um den Göttern ihren jährlichen Dank für den Sieg abzustatten. Da sich die Tribunen also hier in ihrer Erwartung betrogen fanden, so beschlossen sie, ihn vor dem Senat anzuklagen, und verlangten, daß er seine Rechnungen aufweisen sollte, um auf ihre Anklage zu antworten. Aber Scipio, anstatt ihnen auch hierinne zu willfahren, zerriß die Rechnungen vor ihren Augen, und begab sich bald darauf nach Linternum, einer Stadt an der Küste von Kampanien, wo er die übrige Zeit seines Lebens in Frieden und Ruhe zubrachte; er lebte aber nur noch drey Jahre, und gab sein Mißvergnügen über seine Mitbürger durch die Grabschrift, die er auf seinem

Grabmal aushauen ließ, zu erkennen: „Undankbares „Vaterland! selbst meine Gebeine sollen nicht in dir „ruhen.“

J.d.St. 571. Dieses war das nämliche Jahr, in welchem Hannibal starb, wie auch Philopoemen, ein griechischer General, der keinem der beiden übrigen etwas nachgab.

Der Partheygeist, welcher jetzt in der Republik aufgelebt war, dauerte verschiedne Jahre fort, während aller folgenden Kriege und Siege über die Ligurier, Istrier, Sardinier, Korsikaner und Macedonier, denn die Römer fiengen bald nachher einen neuen macedonischen Krieg an; nämlich gegen den Perseus, den Sohn des vorigen Königs Philipps, welcher, wie wir oben gesehen haben, genöthigt war, die Römer um Frieden zu bitten. Perseus hatte, um sich die Krone zu versichern, seinen Bruder Demetrius ums Leben gebracht; und nach dem Tode seines Vaters, da er sich mit der Hoffnung eingebildeter Triumphe schmeichelte, fieng er einen Krieg gegen die Römer an. Während dieses Krieges, welcher ungefähr drey Jahre dauerte, boten sich ihm verschiedne Gelegenheiten dar, die römische Armee zu Grunde zu richten; allein er wußte sich ihre Unvorsichtigkeit gar nicht zu Nutze zu machen, sondern brachte die Zeit mit leeren Friedensvorschlägen hin. Endlich wurde er von dem Konsul Aemilius in einem entscheidenden Treffen bey dem Fluß Enipeus geschlagen. Er suchte sich durch die Flucht zu retten und nach Kreta überzugehen; da er aber von allen verlassen war, sah er sich genöthigt, sich zu ergeben, und den glänzenden Triumph des römischen Generals zu schmücken. Er wurde mit seinen beiden Söhnen vor dem Wagen des Siegers in Rom geführt; indeß Gentius, der König der Illyrier auf

J.d.St. 583.

gleiche

gleiche Weise vor dem Wagen des Lucius Anicius, eines römischen Admirals, hergeführt wurde.

Diese Kriege, welche unermeßliche Reichthümer in die römische Schatzkammer brachten, waren nicht so bald geendigt, als sie einen Vorwand fanden, den dritten und letzten punischen Krig anzufangen. Karthago war jetzt ein Staat, der bloß durch die Gnade der Sieger noch bestand, und bey dem geringsten Hauch ihres Unwillens fallen mußte. Da um diese Zeit der numidische König Massinissa einige Einfälle in ein Land, worauf die Karthaginienser Ansprüche machten, gethan hatte, so bemühten sie sich, ihn zurück zu treiben. Hierüber entstand ein Krieg zwischen ihnen und diesem Monarchen; und die Römer, welche dieses Betragen für eine Uebertretung des Bündisses ausgaben, schickten nach Karthago, um sich darüber zu beschweren. Die römischen Gesandten, welche die Stadt bey dieser Gelegenheit, wegen des langen Friedens, den sie jetzt beynahe funfzig Jahre genossen hatte, sehr reich und blühend fanden, drangen, entweder aus Habsucht sich ihrer Reichthümer zu bemächtigen, oder aus Furcht vor ihrer wachsenden Größe, sehr darauf, daß man einen Krieg anfangen müsse; vornehmlich Kato, der Censor, welcher nie über eine öffentliche Angelegenheit im Senat redete, daß er nicht zum Schluß seiner Rede die Nothwendigkeit Karthago zu zerstören vorgestellt hätte. Vergebens widersetzte sich ihm Nasika, welcher mit scharfsichtigern Blicken in die Zukunft zeigte, wie gefährlich es sey, einen wetteifernden Staat zu zerstören, welcher immer die römische Disciplin im Flor erhalten würde. Katos Meynung behielt die Oberhand, und der Senat, welcher jetzt einen schönen Vorwand hatte, ließ Karthago den Krieg ankündigen; worauf die Konsuln nach Afrika

übergiengen, mit dem festen Entschluß, die Stadt gänzlich zu zerstören.

Die Karthaginienser wurden jetzt, zu spät, die Weisheit des Hannibal gewahr, welcher die Folgen ihrer Aufführung vorhergesehen hatte, aber es geschah nicht eher, als bis sie ihn vermisseten. Voller Schrecken über die römischen Zurüstungen (denn sie waren, während dieses langen Zeitraums bloß darauf bedacht gewesen, sich Privatreichthümer zu sammeln, und hatten auf keine Weise für die öffentliche Sicherheit gesorgt) verdammten sie sogleich diejenigen, welche das Bündniß gebrochen hatten, und erboten sich ganz demüthig zu jeder billigen Genugthuung. Der Senat, welcher nur eine Ausflucht suchte, forderte hierauf drey hundert Geisseln innerhalb drey Tagen, als eine Sicherheit wegen ihres künftigen Verhaltens, und einen unbedingten Gehorsam gegen seine ferneren Befehle. Man glaubte, die Karthaginienser würden sich diese Bedingungen nicht gefallen lassen; aber diese Erwartung schlug fehl, denn das bethörte Volk, welches Frieden verlangte, es möchte seyn, auf was für Bedingungen es wolle, schickte seine Kinder in der bestimmten Zeit ab; und als die Konsuln bald nachher bey Utika landeten, so fanden sich Gesandten von Karthago bey ihnen ein, welche die ferneren Befehle des Senats zu wissen verlangten, mit der Versicherung, daß man ihnen bereitwillig Folge leisten würde. Hierauf befanden sich die römischen Generale in nicht geringer Verlegenheit, auf was für Weise sie dieselben zum Ungehorsam zwingen sollten; der Konsul Censorinus lobte sie daher wegen ihrer Bereitwilligkeit, und verlangte, daß sie alle ihre Waffen ausliefern sollten; aber auch dieses thaten sie seiner Erwartung zuwider. Endlich fanden sie, daß die Sieger mit ihren Forderungen kein Ende machen würden, so

lange

lange sie noch etwas übrig hätten. Sie erhielten daher jetzt Befehl, ihre Stadt zu verlassen, welche dem Boden gleich gemacht werden sollte, doch mit der Erlaubniß in irgend einem Theile ihres Gebiets, innerhalb fünf Stunden von der See, eine andere zu bauen. Diesen harten Befehl empfiengen sie mit allem Kummer und Schmerz der Verzweiflung; sie baten um einen Aufschub einer so harten Forderung; sie wandten Thränen und Klagen an: aber sie fanden die Konsuln unerbittlich. Sie reisten daher mit dem traurigen Entschlusse ab, eher das Aeußerste zu leiden und bis aufs letzte für den Sitz ihres Reichs und ihre alten Wohnungen zu fechten, als solche Bedingungen einzugehen.

Da sie in die Stadt zurück kamen, und den übeln Erfolg ihrer Gesandtschaft bekannt machten, schien ein allgemeiner Geist der Gegenwehr das ganze Volk zu beleben; sie fiengen jetzt zu spät an, die Gefährlichkeit der Reichthümer für einen Staat, wenn er nicht länger Macht hat, sie zu vertheidigen, einzusehen. Ihre goldenen und silbernen Gefäße also, worauf ihre Ueppigkeit vorher so stolz gewesen war, wurden in Waffen verwandelt, da sie ihr Eisen ausgeliefert hatten, welches bey ihren jetzigen Umständen ihr kostbarstes Metal war. Das Frauenzimmer gab auch seine Kostbarkeiten her, und schnitt sich so gar die Haare ab, damit ihre Bogenschützen sich Sennen daraus machen könnten. Asdrubal, welchen man vor kurzem deswegen verdammt hatte, daß er sich den Römern widersetzt hatte, wurde jetzt aus dem Gefängniß frey gelassen, um ihre Armee anzuführen; kurz es wurden solche Zurüstungen gemacht, daß die Konsuln, als sie vor die Stadt kamen, welche sie sehr leicht zu erobern hofften, einen solchen Widerstand antrafen, welcher ihren Truppen allen Muth benahm, und ihre Entschlossenheit wankend

machte. Es kam zu verschiedenen Gefechten vor den Mauern, welche alle zum Nachtheile der Belagerer ausfielen; so daß die Belagerung würde aufgehoben seyn, wenn nicht Scipio Aemilianus, der angenommene Sohn des Afrikanus, welchem jetzt die Anführung derselben aufgetragen war, eben so viel Geschicklichkeit bewiesen hätte, seine Truppen, wenn sie überwunden waren, in Sicherheit zu bringen, als ihnen neue Hoffnungen des Sieges einzuflößen. Aber alle seine Künste würden nichts ausgerichtet haben, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, dem Pharneas, den General der karthaginiensischen Reuterey zu verführen, daß er zu ihm übergieng. Von dieser Zeit an war ihm das Glück günstig; denjenigen Theil von Karthago, welcher Megara genannt wurde, nahm er zuerst ein, und die Einwohner wurden in die Citadelle getrieben. Hierauf versicherte er sich des Isthmus, welcher in die Stadt führte, und schnitt ihr alle Zufuhr der Lebensmittel vom Lande ab. Hiernächst sperrte er den Hafen; aber die Belagerten öffneten sich mit unglaublichem Fleiß einen neuen Weg in die See, wodurch sie zu gewissen Zeiten die nöthigen Bedürfnisse von der Armee die draußen war, erhalten konnten. Diese Armee mußte erst zu Grunde gerichtet werden, ehe die Stadt völlig erobert werden konnte. Scipio griff sie daher zu Anfange des folgenden Winters an, machte siebzig tausend Mann nieder, und nahm zehn tausend gefangen. Die unglücklichen Einwohner, welche sich jetzt aller Hülfe von außen beraubt sahen, waren dennoch entschlossen, eher das Aeußerste zu wagen, als sich zu unterwerfen; aber sie sahen bald den Feind immer näher kommen; die Mauer, welche zu dem Hafen führte, war sehr bald eingerissen; bald nachher wurde der Marktplatz selbst eingenommen, welcher den Siegern ein trauriges Schauspiel darstellte; Häuser, welche

welche den Einsturz droheten, Haufen von todten Menschen, Verwundete, welche sich aus dem Blutbade um sie her empor zu arbeiten suchten, und ihren eignen und des Vaterlandes Untergang beweinten. Die Citadelle ergab sich bald nachher auf Gnade und Ungnade. Alles, den Tempel ausgenommen, war jetzt in den Händen der Feinde, und dieser wurde durch die Ueberläufer von der römischen Armee, und diejenigen, welche am eifrigsten zum Kriege gerathen hatten, vertheidigt. Da diese Leute aber sich gar keine Gnade versprechen konnten, und endlich alle Hoffnung aufgeben mußten, so setzten sie das Gebäude in Brand und kamen freywillig in den Flammen um. Asdrubal, der General der Karthaginienser, ergab sich den Römern, als die Citadelle erobert war; aber seine Frau und seine beiden Kinder stürzten sich in den Tempel, da er noch im Feuer stand, und endigten ihr Leben zugleich mit ihrem Vaterlande. Hierauf wurde diese prächtige Stadt durch die unbarmherzigen Sieger in die Asche gelegt; und sie war so groß, indem sie zwölf Stunden im Umfang hatte, daß der Brand siebzehn Tage hinter einander dauerte. Der römische Senat befahl, daß kein Theil derselben wieder aufgebauet werden sollte; sie wurde von Grund aus geschleift; so daß die Reisenden jetzt nicht sagen können, wo Karthago gestanden hat. Allen Städten, welche Karthago in diesem Kriege beygestanden hatten, widerfuhr ein gleiches Schicksal, und die Länder, welche ihnen gehörten, wurden den Freunden der Römer geschenkt. Die andern afrikanischen Städte wurden den Römern zinsbar, und durch einen jährlichen Prätor regiert; die unzähligen Gefangenen aber, welche man während dieses Krieges bekommen hatte, wurden als Sklaven verkauft, einige wenige ausgenommen, die zum Tode verurtheilt wurden. Dieses war

das

das Ende einer der berühmtesten Städte in der Welt, sowohl wegen ihrer Künste, als wegen ihres Reichthums, als wegen ihrer weitläuftigen Herrschaft; sie war über hundert Jahre die Nebenbuhlerinn von Rom gewesen, und that es ihr eine Zeitlang noch zuvor. Aber die ganze Größe der Karthaginienser gründete sich bloß auf den Handel, welcher immer mißlich ist, und aufs beste nur dazu dient, eine Nation groß zu machen, den Sieger anzulocken, und das Opfer zu seinem Tode zu schmücken.

Dieser Eroberung von Karthago folgten bald viele andre Staaten nach. Korinth, eine der edelsten Städte Griechenlandes, hatte noch in dem nämlichen Jahre ein gleiches Schicksal, indem der Konsul Mummius es dem Boden gleich machte. Der Vorwand zu diesem gewaltsamen Verfahren war, daß die Achäer einen Krieg gegen die Lacedämonier, welche mit den Römern im Bündnisse stunden, erklärt hatten. Der Konsul Metellus rückte dem zu folge mit seiner Armee in Böotien und überwand ihren General Kritolaus; und Mummius, welcher ihm im Kommando nachfolgte, schlug den General der Achäer, Dikas, und zerstörte darauf Korinth, dessen Beute nachher nicht wenig dazu beytrug, Rom zu verschönern. Spanien, welches anfangs glücklich war, wurde bald nachher gänzlich bezwungen. Viriatus, der Anführer der Spanier, welcher aus einem Hirten ein Räuber und darauf der General einer zahlreichen Armee von Leuten, die ihm gleich waren, wurde, machte den Römern anfangs etwas zu schaffen, ward aber durch die niederträchtigste Verrätherey aus dem Wege geräumt; der römische General Cäpio nämlich bestach seine eignen Gesandten, die an ihn abgeschickt waren, um ihm Friedensvorschläge zu thun, nach ihrer Rückkehr ihren Herrn in seinem Bette zu ermorden.

Quintus

Quintus Pompejus und Mancinus legten gegen dieses tapfere Volk auch keine große Ehre ein: sie sahen sich beide genöthigt, um ihre Armeen zu retten, einen so nachtheiligen Vergleich einzugehen, daß der Senat, durch eine niedrige Ausflucht den Mancinus gebunden zurückschickte, weil er auf Bedingungen, womit er nicht zufrieden war, Frieden geschlossen hatte. Lepidus war gleichfalls unglücklich; denn da er die Vaccäer, ein ruhiges und friedliebendes Volk dieses Landes, angriff, wurde er gänzlich geschlagen. Endlich aber wurde Scipio, welcher Karthago zerstört, und jetzt, gleich dem ersten dieses Namens, auch den Zunamen Afrikanus bekommen hatte, zum Konsul gemacht, und stellte das alte römische Glück wieder her; als er Numanz, die stärkste Stadt in Spanien belagerte, so steckten die unglücklichen Einwohner, um den Feinden nicht in die Hände zu fallen, die Häuser über sich in Brand, und kamen also insgesammt, bis auf den letzten Mann, in den Flammen um. Also wurde Spanien eine römische Provinz, und wurde von der Zeit an durch zween jährliche Prätorn regiert. Aus dieser Begegnung der Römer gegen die Ueberwundenen sehen wir, wie verschieden sie jetzt von ihren Vorfahren geworden waren, die ihre Ehre darein setzten, denen, die sie bezwungen hatten, gelinde zu begegnen. Aber wenig Nationen können der Berauschung des guten Glückes widerstehen; da sie anfiengen, die ganze Welt als ihr Eigenthum anzusehen, so begegneten sie allen denen, welche sich ihren Waffen nicht unterwerfen wollten, nicht als Widersetzern, sondern als Empörern.

Achtzehnter Abschnitt.

Von der Zerstörung Karthagos bis zum Ende des Aufruhrs der Gracchen.

J.d.St. 621. Wir haben bisher gesehen, wie dieses große Volk sich von Stufe zu Stufe allmählig zur Macht, und endlich ohne Nebenbuhler zur Herrschaft erhoben. Wir haben gesehen, wie alle Tugenden, welche einem Volke Stärke und Sieg verschaffen, einzeln in den Staat gekommen, und ein unüberwindliches Reich gebildet haben. Von dieser Zeit an werden wir ein ganz verschiednes Gemälde erblicken; einen mächtigen Staat, welcher allen Lastern den Zugang verstattet, welche darauf abzwecken, die Gesellschaft zu trennen, in Sklaverey zu stürzen, und endlich gänzlich zu zerstören. Dieses scheint die große Periode der römischen Macht zu seyn; ihre nachmaligen Eroberungen waren wohl zahlreicher, und ihr Gebiet größer, aber ihre Ausdehnung diente mehr dazu, ihren Ruhm, als ihre Stärke zu vergrößern. Eine lange Zeit, selbst nachdem ihre Laster bey ihnen eingedrungen waren, zeigten weder ihre ehemaligen Tugenden noch ihre wohlthätigen Wirkungen; aber ihre künftigen Triumphe breiteten ihre Macht vielmehr aus, als daß sie dieselbe vermehrt hätten; sie gaben ihr vielmehr Ausdehnung als Masse. Sie fiengen jetzt an, täglich mehr von ihrer alten Bescheidenheit, Einfalt und strengen Lebensart auszuarten. Die asiatischen Triumphe und Beuten brachten ihnen Geschmack an einem glänzenden Aufwande bey, und dieser brachte die Habsucht und einen verkehrten Ehrgeiz hervor; so daß von nun an ihre Geschichte die Geschichte eines andern Volks zu seyn scheint.

Die

Die beiden Gracchen waren die ersten, welche diese außerordentliche Verderbniß unter den Vornehmen bemerkten, und sich entschlossen, sie durch die Erneuerung des licinischen Gesetzes zu unterdrücken, durch welches, wie wir oben gesehen haben, festgesetzt war, daß kein Bürger des Staats mehr als fünf hundert Morgen Landes besitzen, und daß der Ueberschuß das Eigenthum des Staats seyn sollte. Tiberius Gracchus, der älteste von den beiden, war ein sehr achtungswürdiger Mann, sowohl wegen der Vollkommenheiten seines Körpers, als wegen der Eigenschaften seines Geistes. Sehr verschieden von dem Scipio, dessen Enkel er war, schien er mehr nach Macht, als nach Ruhm zu streben: er war begieriger, Neuerungen anzufangen, als schon gemachte Anordnungen zu befördern oder zu unterstützen: er verachtete ganz offenbar das Geld, und dieß diente bloß dazu, seinen Einfluß in einem Lande zu vermindern, welches jetzt einen unmäßigen Werth auf die Reichthümer zu setzen anfieng: sein Mitleiden gegen die Unterdrückten war eben so groß als sein Unwillen gegen die Unterdrücker: aber unglücklicher Weise waren seine Leidenschaften wirksamer, als seine Vernunft, selbst bey seinen tugendhaften Absichten; und diese trieben ihn immer über die Gränzen der Pflicht: seine Absichten schienen im Ganzen rechtschaffen zu seyn; aber wenn sie Widerstand fanden, geriethen sie in Unordnung; und ob er gleich aus Grundsätzen der Gerechtigkeit zu handeln anfieng, so sah er sich doch zuletzt genöthigt, seine Rechtschaffenheit für seine Parthey aufzuopfern. Dieß war der Charakter des älteren Gracchus, welcher den geringen Theil des Volks (denn der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern war jetzt nicht mehr) bereit fand, alle seine Vorschläge zu unterstützen. Diese fanden sich, nachdem

sie

sie dem Staat so lange gedient hatten, den Unterdrückungen der Reichen ausgesetzt, welche durch Verdrehung der Gesetze, die sie zu ihrem eignen Vortheil handhaben konnten, sich alles Eigenthums bemächtigten, und den Armen nichts übrig ließen, als die Gefahr und die Arbeit, es zu vertheidigen. Ihre beständigen Ungerechtigkeiten hatten die Herzen der Menge von ihnen abgewandt, aber sie verbarg ihren Haß, oder hielt es vielleicht für ihre Schuldigkeit, geduldig zu leiden, unterdeß der Senat, ungerecht, verdorben und feil, bloß darauf bedacht war, seine innere Niedrigkeit durch die Würde seiner auswärtigen Eroberungen zu verdecken. So stunden die Partheyen, als Tiberius Gracchus es dahin brachte, daß er zum Tribune des Volks erwählt wurde. Er war es, der sich ehemals bemühet, die Macht des Scipio Afrikanus einzuschränken, und ihm einen Tag angesetzt hatte, sich vor dem Volke zu rechtfertigen; und jetzt erneuerte er das licinische Gesetz, nach welchem es nicht erlaubt war, daß irgend jemand mehr als fünf hundert Morgen Landes im Besitz hatte. Um aber zu verhindern, daß diese Gesetze nicht, wie bisher geschehen war, zum Vortheil der Vornehmen verdrehet werden möchten, so ließ er zu gleicher Zeit festsetzen, daß die eine Hälfte des unerlaubten Ueberschusses den Kindern des Unterdrückers gegeben, und die andere unter solche Armen, welche nichts hatten, ausgetheilt werden sollte; und damit Niemand durch Ankauf seine Besitzungen erweitern möchte, wurden drey Männer, unter dem Namen Triumviri, bestellt, welche die Größe des Landes, das ein jeder Bürger besaß, bestimmen und untersuchen sollten. Dieses Gesetz, ob es gleich anfänglich mit der gehörigen Mäßigung betrieben wurde, war den Reichen höchlich zuwider, und sie bemühten sich, das Volk zu überreden,

daß

daß Gracchus bloß darauf abzielte, die Regierung zu beunruhigen, und alles in Verwirrung zu setzen. Aber Gracchus, welcher der beredteste Mann seiner Zeit war, hatte keine Mühe, diese Eindrücke in den Gemüthern des Volks auszutilgen, welches bereits über sein erlittenes Unrecht aufgebracht, und überdem willig genug war, ein Gesetz zu befördern, wovon der Vortheil bloß auf seiner Seite war. Aber so eifrig die Armen waren, dieses Gesetz durchzusetzen, eben so viel Mühe gaben sich die Reichen, es zu verhindern. Was anfänglich nur Uneinigkeit war, wurde nach und nach Feindschaft, und die Widersetzung schien sich immer mehr zu entzünden, je länger sie dauerte. Endlich aber gieng das Gesetz doch durch; und Oktavius, einer von den Tribunen, welcher sich dagegen setzte, wurde theils durch List, theils durch Gewalt genöthigt, sein Amt niederzulegen; und Mummius, welcher zur Gegenparthey gehörte, wurde an seiner Statt zum Tribun erwählt.

Der Tod des Attalus, Königs von Pergamus, gab dem Tiberius Gracchus eine neue Gelegenheit an die Hand, dem geringern Theile des Volks auf Kosten der Vornehmen, einen Dienst zu erweisen. Dieser König hatte in seinem letzten Willen die Römer zu seinen Erben eingesetzt; und er that daher den Vorschlag, daß das also hinterlassene Geld unter die Armen ausgetheilt werden sollte, um sie mit den gehörigen Geräthschaften zum Anbau des Landes, welches durch die letztere Theilung ihnen zugefallen war, zu versehen. Dieses erregte noch größere Unruhen, als vorher: der Senat versammelte sich bey dieser Gelegenheit, um sich wegen der schicklichsten Mittel, diese Reichthümer, welche er jetzt höher schätzte, als die Sicherheit des Staats, sich selbst zu versichern, zu berathschlagen: er hatte unzählige Anhänger, welche

bereit waren, ihre Freyheit für Ueberfluß und Ruhe hinzugeben: diese erhielten daher Befehl, sich bereit zu halten, um das Volk in Furcht zu setzen, welches keinen solchen Widerstand befürchtete, und jetzt die Reden des Tiberius Gracchus auf dem Kapitolio anhörte. Da nun hier, durch die Klienten der Vornehmen auf der einen und diejenigen, welche auf das Gesetz drangen auf der andern Seite, ein großes Geschrey entstund, so fand sich Tiberius in seiner Rede gänzlich unterbrochen, und bat vergebens, daß man ihn anhören möchte; bis endlich, da er mit der Hand nach seinem Kopfe wieß, um anzudeuten, daß sein Leben in Gefahr sey, die Anhänger des Senats ausgaben, er verlange ein Diadem. Hierüber entstand ein allgemeiner Aufruhr unter allen Ständen des Volks; der verdorbene Theil des Senats war der Meynung, daß der Konsul den Staat durch die Waffen vertheidigen würde; aber da dieser kluge Mann eine solche Gewaltthätigkeit nicht begehen wollte, so trat Scipio Nasika, ein Verwandter des Gracchus, alsobald auf, schickte sich zum Streit an, und forderte alle und jede auf, welche die Würde und das Ansehen der Gesetze vertheidigen wollten, ihm zu folgen. Hierauf gieng er, in Begleitung eines großen Haufen von Senatoren und Klienten, welche mit Keulen bewaffnet waren, gerades Weges auf das Kapitolium, und schlug alle diejenigen vor sich nieder, die es wagten, sich ihm zu widersetzen. Tiberius, welcher durch den Tumult gewahr wurde, daß man ihm nach dem Leben trachte, suchte zu entfliehen; er warf sein Ueberkleid ab, um seine Flucht zu erleichtern, und bemühte sich, durch das Gedränge zu entkommen; er fiel aber zum Unglück über einen Menschen, welcher schon auf der Erde lag, und wurde darauf von dem Saturnius, einen seiner Amtsgehülfen im Tribunat,

der

der es mit der Gegenparthey hielt, erschlagen; und nicht weniger als drey hundert von seinen Zuhörern hatten eben das Schicksal, indem sie in dem Tumult getödtet wurden. Die Rache des Senats blieb hierbey nicht stehen, sondern erstreckte sich auf noch viele andre, die seine Sache anzunehmen schienen; einige derselben wurden hingerichtet, andere verbannet, und nichts wurde unterlassen, um das Volk mit Abscheu gegen seine vorgegebenen Verbrechen zu erfüllen.

Diese Uneinigkeiten wurden zwar auf eine kleine Weile durch einen Sieg unterbrochen, welchen Aristonikus, der natürliche Bruder des verstorbenen Königs Attalus, und Prätendent zu seiner Krone, über den römischen Konsul Licinius Krassus erhielt, sie brachen aber bald wieder aufs neue aus. Denn nachdem Aristonikus durch den Konsul Perpenna überwunden, und nachher in Stratonice belagert und durch Hunger zur Uebergabe genöthigt war, so wurde er, nachdem er den Triumph des Siegers geziert hatte, auf Befehl des Senats im Gefängnisse erdrosselt. Die Ruhe, welche dieser Sieg dem Volke verschaffte, gab ihm Gelegenheit, unter Anführung des Kajus Gracchus, des Ermordeten Bruders, seine Feindseligkeiten zu erneuern.

Kajus Gracchus war bey dem Tode seines Bruders Tiberius erst ein und zwanzig Jahr alt, und da er zu jung war, als daß die Vornehmen sich hätten sehr vor ihm fürchten sollen, so vermied er es anfangs, sich ihren Unwillen, durch Absichten, die über seiner Sphäre waren, zuzuziehen; er lebte daher für sich, ungeachtet und beynahe vergessen. Aber, unterdeß er also alle Popularität sorgfältig zu vermeiden schien, beschäfftigte er sich in seiner Einsamkeit damit, daß er sich auf die Beredtsamkeit legte, welche das leichteste Mittel war, sich die Gunst des Volks zu erwerben:

und endlich als er sich für geschickt hielt, seinem Vaterlande zu dienen, bewarb er sich um die Quästorstelle bey der Armee in Sardinien, die er auch ohne Mühe erhielt. Seine Tapferkeit, Gefälligkeit und Mäßigkeit in dieser Stelle wurde von jedermann bemerkt. Der König von Numidien, welcher den Römern ein Geschenk von Getraide schickte, befahl seinen Gesandten zu sagen, daß es bloß ein Tribut für die Tugenden des Kajus Gracchus sey. Hierüber wurde der Senat ungehalten, und befahl, daß man die Gesandten mit Verachtung, als unwissende Barbaren, wegschicken sollte. Dieses brachte den jungen Gracchus so sehr auf, daß er alsobald von der Armee nach Rom kam, um sich über den Schimpf, den man seiner Ehre angethan, zu beklagen, und sich um das Tribunat des Volks zu bewerben. Nunmehr fanden die Vornehmen in diesem Jüngling, welcher bisher wegen seines Alters nicht geachtet war, einen furchtbarern Gegner, als selbst sein Bruder gewesen war; seine Beredtsamkeit gegen die Verleumdungen, die man ihm nachgesagt, übertraf alles, was man bisher in Rom gehört hatte; und die Unerschrockenheit, womit er seine Ansprüche unterstützte, kam seinen übrigen Tugenden gleich. Ungeachtet der eifrigsten Widersetzung vom Senat, wurde er doch durch ein grosses Uebergewicht der Stimmen zum Tribun erwählt, und er schickte sich jetzt an, eben die Laufbahn zu betreten, welche sein Bruder vor ihm gegangen war.

Das erste, was er that, war, daß er den Popilius, einen von seines Bruders erklärtesten Feinden, vor das Volk fordern ließ, welcher sich aber lieber freywillig aus Rom verbannen, als ein öffentliches Gericht über sich ergehen lassen wollte. Hiernächst brachte er ein Edikt zuwege, wodurch das römische Bür-

Bürgerrecht allen Einwohnern von Latium, und bald darauf allen Völkern disseits der Alpen gegeben wurde. Sodann setzte er das Getraide auf einen mäßigen Preis, und brachte es dahin, daß alle Monat etwas unter das Volk ausgetheilt wurde. Darauf schritt er ferner zu einer Untersuchung der neuerlichen Verderbniß des Senats; und als man hierbey befand, daß der ganze Senat sich der Bestechung, der Erpressung und des Verkaufs der Aemter schuldig gemacht habe, (denn es schien jetzt eine allgemeine Ausartung eingerissen zu seyn,) so wurde ein Gesetz gemacht, wodurch die Macht pflichtvergessene Magistratspersonen zu verurtheilen dem Senat genommen und den Rittern übertragen wurde, welches eine große Veränderung in der Verfassung hervorbrachte. Die Anzahl dieser Staatsbedienten, welche also gleichsam Aufseher über die Aufführung aller andern Magistratspersonen des Staats abgaben, belief sich auf drey hundert, und sie wurden aus den Freunden des Gracchus erwählt. So befahl er auch, immer aufmerksam auf das Wohl des Staats, daß die Landstraßen verbessert und ausgeschmückt wurden; er ließ öffentliche Kornhäuser bauen, und sie mit Getraide, auf den Fall eines Mangels, versehen; und um dem Volk ein Beyspiel der Gerechtigkeit zu geben, ließ er eine große Menge von Getraide, welches Fabius, der Prokrätor von Spanien, aus seiner Provinz erpresset und dem Volk ein Geschenk damit gemacht hatte, verkaufen, und das Geld an die gekränkten Eigenthümer zurückschicken. Kurz, wir mögen den Charakter dieses großen Mannes betrachten, von welcher Seite wir wollen, so werden wir finden, daß er gerecht, mäßig, weise, thätig, und dem Anschein nach dazu geboren war, die alte römische Simplicität wieder herzustellen. Indessen wollen doch die Geschichtschreiber behaupten, daß

alle seine Absichten dahin gegangen, sich selbst eine große Macht zu verschaffen, und daß alle seine Tugenden nur Töchter seines Ehrgeizes gewesen. Aber diese Behauptungen scheinen durch keine einzige seiner Handlungen, die sie erzählt haben, bestätigt zu werden; indessen kömmt es den Neuern nicht zu, mit alten Geschichtschreibern über Charaktere des Alterthums zu zanken; sie kannten die Männer ihrer Zeit am besten, und hatten sie vielleicht oft im Ganzen wegen solcher Fehler verdammet, die sie im Detail zu erwähnen nicht der Mühe werth fanden.

Gracchus, welcher durch diese Mittel nicht nur sehr beliebt bey dem Volke, sondern auch sehr mächtig im Staat geworden, war jetzt der Gegenstand, auf welchen der ganze Unwillen des Senats gerichtet war. Anfangs schien man bloß so lange zu warten, bis sein Tribunat geschlossen sey, um seine Rache sicher an ihm auslassen zu können; aber wider Erwarten wurde er zum zweytenmal zu dieser Stelle erwählt, ob er sich gleich nicht die geringste Mühe deswegen gegeben hatte. Der Senat beschloß also jetzt, auf eine ganz andere Art zu Werke zu gehen, und bemühte sich, einen Rival gegen ihn aufzustellen, und ihn dadurch in seinem Ansehn bey dem Volke herunter zu setzen. Dieser war Drusus, sein Amtsgehülfe, welcher in jedem Vorschlage so gar noch weiter zu gehen schien, als Gracchus, und da er ins geheim von dem Senat unterstützt wurde, in seinen Entwürfen so glücklich war, daß er die Zuneigung des Volks theilte. Die Eifersucht des Gracchus bey dieser Gelegenheit brach bald aus; er begegnete dem Drusus mit Verachtung; und, wie der Senat voraus gesehen hatte, ein großer Theil seiner vorigen Bewunderer wurde dadurch bewogen, sich wider ihn zu erklären. Aber das kräftigste Mittel ihn zu stürzen, sollte noch kommen.

men. Er war nämlich seit seiner Rückkehr nach Rom aus Sardinien zu einem von den Triumvirn erwählt worden; ein Amt, welches, wie ich oben erwähnt habe, durch seinen Bruder Tiberius dazu verordnet war, die Größe des Landes, welches ein jeder Bürger im Staat besitzen sollte, zu bestimmen. In diesem Amte zeigte sich Gracchus sehr geschäfftig, von eben dem Geist der Billigkeit, welcher seinen Bruder getrieben hatte, belebt, und bemühte sich die Besitzungen eines jeden mit unerbittlicher Gerechtigkeit nach dem licinischen Gesetze festzusetzen. Diejenigen, welche sich durch seine Strenge beeinträchtiget glaubten, nahmen ihre Zuflucht zu dem Scipio Afrikanus, um Erstattung ihres Schadens zu erhalten. Scipio, welcher lange ein Feind dieses Gesetzes gewesen war, kannte die Macht des Volks zu gut, als daß er sich ihm gerade zu hätte widersetzen sollen; er gieng daher künstlicher zu Werke, und erhielt so viel, daß ein neuer Staatsbedienter erwählt wurde, dessen Geschäfft war, die Ansprüche der einzelnen Bürger aus einander zu setzen, ehe die Ansprüche des gemeinen Wesens durch die Triumvirn bestimmt würden. Zu diesem Amte wurde der Konsul Tuditanus erwählt, welcher also die Macht hatte, die erwünschte Theilung der Ländereyen eine gute Zeit in die Länge zu ziehen, und sich doch das Ansehen gab, als wenn er fleißig an dem Geschäfft, wozu er erwählt war, arbeitete. Da er aber endlich die Bestimmung der Ländereyen nicht länger hinausschieben konnte, so gab er vor, daß er abgerufen sey, um einen Aufstand in einer der Provinzen zu unterdrücken, und ließ also die Ansprüche und die Wünsche des Volks unentschieden. Es entstand daher jetzt ein allgemeines Murren gegen den Scipio, durch dessen Künste die Vollziehung des Gesetzes in die Länge gezogen wurde; und einer von den

Tribunen forderte ihn so gar vor das Volk, um Rechenschaft abzulegen, warum der Tiberius Gracchus ermordet sey. Scipio aber würdigte diese Anklage nicht, darauf zu antworten; sondern begab sich nach Hause, um, wie einige glaubten, eine Rede auf den folgenden Tag auszuarbeiten; den andern Morgen aber fand man ihn todt in seinem Bette, und aus einem Zeichen an seinem Halse sah man, daß er erdrosselt worden. Der Tod dieses großen Mannes erregte einen starken Verdacht gegen die Anführer der Parthey des Volks, besonders gegen den Gracchus. Dieser aber verschmähete es, sich wegen eines Verbrechens zu rechtfertigen, wovon man keine Beweise gegen ihn hatte; um aber die Gedanken des Volks auf einen andern Gegenstand zu lenken, so that er den Vorschlag, Karthago wieder aufzubauen, und es von Rom aus zu bevölkern. Diesen Vorschlag nahm das Volk mit Freuden an, und sechs tausend Familien, mit dem Gracchus an ihrer Spitze, verließen die Stadt, um sich daselbst niederzulassen. Aber kaum hatten sie angefangen, den Schutt wegzuräumen, als sie durch verschiedne Vorbedeutungen beunruhigt wurden, welches für ein abergläubisches Volk genug war, um den Fortgang eines jeden Unternehmens zu hemmen. In der That aber zogen noch viel mächtigere Bewegungsgründe den Gracchus nach Rom zurück; denn während seiner Abwesenheit wandten seine Feinde alle Künste an, seinen Charakter anzuschwärzen; so daß er sich genöthigt fand, zurückzukehren, um seine Parthey zu unterstützen, und diejenigen Vorurtheile wegzuräumen, welche man dem Volk zu seinem Nachtheil beygebracht hatte. Aber er fand bald, daß das Volk eine treulose und unbeständige Stütze sey; es fieng an, ihm alles Zutrauen zu entziehen, und es auf den Drusus zu setzen, dessen Charakter nicht angegrif-

gegriffen würde. Vergebens entwarf er neue Gesetze zu seinem Vortheil, und rief verschiedne von den Einwohnern der italienischen Städte zu seiner Unterstützung herbey; der Senat gab Befehl, daß sie alle Rom verlassen sollten, und ließ so gar einen Fremden ins Gefängniß setzen, welchen Gracchus zu sich eingeladen hatte, und ihn mit seiner Tafel und mit seiner Freundschaft beehrte. Zu dieser unwürdigen Begegnung kam bald nachher noch eine andere Beschimpfung, die noch gefährlichere Folgen hatte; da er nämlich zum drittenmal um das Tribunat anhielt, wurde er verworfen, und man glaubte, daß die Bedienten, welche die Stimmen zählen und die Wahl bekannt machen mußten, bestochen worden, ihn zu verwerfen, wenn er gleich erwählt wäre.

Der Senat sah nicht sobald den Gracchus wieder in den Privatstand herabgesetzt, als er seinen Untergang beschloß, und den Konsul Opimius, welcher sein tödtlicher Feind war, zum Werkzeuge seiner Rachgier gegen ihn gebrauchte. Der Konsul, welcher ausser dem größten Stolz die äußerste Grausamkeit besaß, unternahm dieses Geschäfft mit der größten Bereitwilligkeit, und ließ zuerst alle diejenigen Gesetze, welche wegen Errichtung einer Kolonie zu Karthago gemacht waren, für ungültig erklären. Hierauf schritt er weiter, alle die andern Gesetze, welche während seiner beiden Tribunate gemacht waren, abzuschaffen, und setzte in dieser Absicht einen Tag zu einer allgemeinen Versammlung des Volks an.

Jetzt zeigte es sich, daß das Schicksal des Gracchus beschlossen sey. Der Konsul war mit der Beschützung des ganzen Senats und der Ritter, mit einem zahlreichen Gefolge von Sklaven und Klienten, noch nicht zufrieden, sondern ließ sich noch durch einen Haufen Kandier, welche als Miethtruppen unter den Rö-

mern dienten, begleiten. Also bewacht und seiner überlegenen Macht gewiß, verhöhnte und schimpfte er den Gracchus, wo er ihn nur antraf, und that alles mögliche ihn aufzubringen, damit er einen Vorwand haben möchte, seinen Feind in der Hitze des Streits ums Leben zu bringen. Gracchus vermied alles Wiederschelten, und trug nicht einmal, als wenn er von den Absichten des Konsuls unterrichtet wäre, irgend ein Gewehr zu seiner Vertheidigung bey sich. Sein Freund Flakkus aber, ein eifriger Tribun, war nicht so nachgebend, sondern entschloß sich Parthey gegen Parthey zu setzen, und zog in dieser Absicht verschiedne Landleute nach Rom, welche unter dem Vorwande kamen, daß sie Arbeit suchten. Als der Tag, an welchem die Sache ausgemacht werden sollte, da war, so fanden sich die beiden Partheyen früh Morgens im Kapitolio ein; als nun der Konsul, der Gewohnheit gemäß, das Opfer verrichtete, und einer von den Liktorn das Eingeweide des geopferten Thieres wegbrachte, so rief er gegen den Flakkus und seiner Parthey: „Ihr, aufrührische Bürger, machet „Platz für rechtschaffene Leute!“ Dieser Schimpf brachte die Parthey, welche er traf, so sehr auf, daß sie augenblicklich über ihn her fielen, und ihn mit den Instrumenten, deren sie sich zum Schreiben bedienten, welche sie eben in Händen hatten, erstachen. Dieser Mord verursachte eine große Bewegung in der Versammlung; vornehmlich aber verwies es Kajus Gracchus, der die Folgen sah, welche wahrscheinlicher Weise daraus entstehen würden, seiner Parthey sehr, daß sie seinen Feinden einen so großen Vortheil über ihn einräumten; er versuchte es vielmals zu reden, konnte aber niemals vor dem großen Tumult gehört werden, weswegen er sich endlich genöthigt sah, sich nach Hause zu begeben, und den Ausgang abzuwarten. Als er

über

über den Markt gieng, blieb er vor einer Statue stehen, die dem Andenken seines Vaters errichtet war, und nachdem er sie eine Zeitlang betrachtet hatte, brach er in einen Strom von Thränen aus, als wenn er den veränderten Geist der Zeiten beweinte. Seine Begleiter wurden nicht weniger gerührt als er, sie nahmen alle gleichen Theil an dem Schmerz, und gelobten, nie einen Mann zu verlassen, dessen Liebe zu seinem Vaterlande sein einziges Verbrechen sey. Unterdessen wandte der Senat alles an, die Stadt in Furcht zu setzen, und ihre Besorgniß vor der Gefahr zu vermehren. Der Konsul erhielt Befehl, er sollte dafür sorgen, daß die Republik keinen Schaden leide; durch welchen gewöhnlichen Ausdruck man ihn bey dieser unerheblichen Gelegenheit mit unumschränkter Macht bekleidete. Der Leichnam des todten Liktors wurde im Triumph durch die Straßen getragen, und vor dem Rathhause öffentlich zur Schau gestellt, und der ganze Adel in Rom erhielt Befehl, sich den folgenden Tag bewaffnet mit allen ihren Sklaven und Anhängern auf dem aventinischen Berge einzufinden. Auf der andern Seite war Flakkus nicht weniger geschäfftig, die Ueberbleibsel seiner zerstreuten Anhänger zu sammeln; aber es gieng jetzt nicht mehr als bey den ehemaligen Unruhen, da die Plebejer gegen die Patricier aufgewiegelt wurden, denn dieser Unterschied war schon lange aufgehoben; es war jetzt bloß eine Widersetzung der Armen gegen die Reichen, und die unterdrückte Parthey war also furchtsam und ohne gemeinschaftliche Verbindung, als wenn sie schon durch ihre herrschsüchtigen Oberherren gedemüthiget wäre. Gracchus, welcher seine Schwäche leicht voraussah, war gleichwohl entschlossen, seine Freunde nicht zu verlassen, ob er gleich wußte, daß sie nicht im Stande waren, seinen Gegnern Widerstand zu thun. Dem ungeachtet wollte

er

er sich nicht, gleich den übrigen, bewaffnen, sondern er gieng bloß in seiner gewöhnlichen Kleidung und mit einem kurzen Dolche, im Fall er angegriffen werden sollte, in Begleitung seiner Freunde auf den Berg Aventinus. Hier erfuhr er, daß die Konsuln öffentlich bekannt gemacht hatten, daß derjenige, welcher ihnen seinen oder des Flakkus Kopf bringen würde, dafür eben so viel Gold an Gewicht, als er schwer wäre, zur Belohnung haben sollte. Es war umsonst, daß er den jüngsten Sohn des Flakkus, der noch ein Kind war, mit Vorschlägen zu einem Vergleich, an sie abschickte. Der Senat und die Konsuln, welche sich ihrer Ueberlegenheit bewußt waren, verwarfen alle seine Anerbietungen und waren fest entschlossen, seine Beleidigungen mit nichts geringern, als dem Tode, zu bestrafen; und um seine Parthey zu schwächen, boten sie allen denen Vergebung an, welche ihn alsobald verlassen würden. Dieses that die gewünschte Wirkung; das Volk fiel nach und nach von ihm ab, und verließ ihn mit einer Anzahl, die in Vergleich seiner Gegner sehr geringe war. Er entschloß sich daher jetzt, sich persönlich nach den Senat zu verfügen; aber seine Freunde wollten es ihm nicht erlauben, aus Furcht, ihren Anführer zu verlieren. Der Sohn des Flakkus wurde noch einmal abgeschickt, um Frieden zu bitten; aber der Konsul Opimius, welcher nach Blute dürstete, ließ den Knaben ins Gefängniß werfen, gieng darauf mit seinen Leuten auf den Berg Aventinus, und fiel mit unbändiger Wuth die Anhänger des Gracchus an. Hierauf erfolgte eine schreckliche Metzelung unter dem Volke, welches kaum Widerstand that, und nicht weniger als drey tausend Bürger wurden auf der Stelle niedergemacht. Flakkus suchte in einer verfallenen Hütte Schutz, wurde aber entdeckt, und mit seinem ältesten Sohn ums Le-

ben

ben gebracht. Gracchus entfloh anfänglich in den Tempel der Diana, wo er sich selbst das Leben nehmen wollte; aber zween seiner getreuesten Freunde und Begleiter, Pomponius und Lucinius, verhinderten ihn daran, und zwungen ihn, in der Flucht seine Sicherheit zu suchen. Er eilte also in aller Geschwindigkeit von da weg, um über eine Brücke zu kommen, die aus der Stadt führte, immer noch von seinen beiden edelmüthigen Freunden und einem griechischen Sklaven, der Philokrates hieß, begleitet. Aber seine Verfolger waren ihm beständig in dem Rücken, und als er an die Brücke kam, sah er sich genöthigt, umzukehren, und den Feinden entgegen zu gehen. Seine beiden Freunde wurden bald getödtet, indem sie ihn gegen den eindringenden Haufen vertheidigten; und er war gezwungen, mit seinem Sklaven in einen Hayn jenseits der Tiber, welcher schon lange den Furien geweihet war, seine Zuflucht zu nehmen. Da er sich nun hier von allen Seiten umringt, und keinen Weg zur Flucht übrig fand, so brachte er es bey seinem Sklaven dahin, daß er ihn ums Leben brachte, welcher sogleich darauf sich selbst erstach, und todt auf den Leichnam seines geliebten Herrn niederfiel. Die Verfolger, welche ihn sogleich erreichten, hieben den Kopf des Gracchus ab, und steckten ihn eine Zeitlang, als ein Siegeszeichen auf einen Spies. Bald darauf aber trug ihn ein gewisser Septimulejus nach Hause, nahm erst ins geheim das Gehirn heraus, füllte ihn mit Bley an, um ihn desto schwerer zu machen, und bekam darauf von dem Konsul siebzehn Pfund Gold zur Belohnung.

So starb Kajus Gracchus, ungefähr zehn Jahre nach seinem Bruder Tiberius, und sechs nachdem er angefangen hatte, in der Republik eine Rolle zu spielen. Die Geschichtschreiber legen ihm gemeiniglich zur Last, daß er einen Aufruhr angefangen habe; aber

so

so viel wir von seinem Charakter sehen, war die Störung der öffentlichen Ruhe mehr seinen Feinden als ihm beyzumessen; so daß wir die Unruhen dieser Zeiten nicht den Aufruhr der Gracchen, sondern den Aufruhr des Senats gegen die Gracchen nennen sollten, sintemal die Bemühungen des letztern dahin giengen, ein Gesetz in Ansehen zu erhalten, zu welchem der Senat seine Einwilligung gegeben hatte, und die Absichten des erstern durch eine auswärtige bewaffnete Macht unterstützt wurden, welche vorher nie etwas mit der Gesetzgebung zu thun gehabt hatte, und deren Einführung der Staatsverfassung einen unheilbaren Streich versetzte. Ob die Gracchen in ihrem Eifer für diese Gesetze durch Ehrgeiz oder Patriotismus getrieben worden, das läßt sich unmöglich bestimmen; aber so viel ist aus dem, was in die Augen fällt, offenbar, daß alle Gerechtigkeit auf ihrer und alles Unrecht auf der Seite des Senats war. In der That, diese Gesellschaft war jetzt jener ehrwürdigen Versammlung gar nicht mehr ähnlich, die wir den Pyrrhus und den Hannibal eben so sehr durch ihre Tugenden als durch ihre Waffen überwinden gesehen haben. Sie konnte jetzt von dem übrigen Theile des Volks nur durch ihre größere Ueppigkeit unterschieden werden; und regierte den Staat durch das Gewicht derjenigen Macht, welche durch Reichthümer und eine Menge erkaufter Anhänger gewonnen ward. Alle feilen und niederträchtigen Leute verbanden sich mit ihm aus eigennützigen Absichten; und diejenigen, welche es wagten, unabhängig seyn zu wollen, wurden unterdrückt, und verloren sich gänzlich unter der schändlichen Menge. Kurz, das Reich kam in diesem Zeitpunkt unter das Regiment einer hassenswürdigen Aristokratie; die Tribunen, die man ehemals für die Beschützer des Volks gehalten hatte, da sie jetzt selbst reich wurden, und nicht

länger

länger ein dem Senat entgegengesetztes Interesse hatten, nahmen an seinen Bedrückungen Theil; sintemal, wie ich schon gesagt habe, der Streit jetzt nicht mehr zwischen Patriciern und Plebejern, die nur noch dem Namen nach verschieden waren, sondern zwischen den Reichen und Armen war. Die geringern Stände des Staats, die auf solche Weise zu einer Art von hoffnungsloser Unterwürfigkeit gebracht waren, suchten nun, anstatt sich nach der Freyheit umzusehen, einen Anführer; indeß die Reichen, die mit allem dem Argwohn, welcher Tyrannen eigen ist, bey dem geringsten Anschein von Widersetzung in Furcht geriethen, solchen Leuten eine uneingeschränkte Gewalt anvertrauten, denen sie dieselbe nachher, wenn die Gefahr vorüber war, nicht wieder entziehen konnten. Also trugen beide Theile des Staats das ihrige dazu bey, ihre Freyheit hinzugeben; die Furcht des Senats machte erst den Diktator, und der Haß des Volks erhielt ihn in seiner Macht. Nichts kann schrecklicher für ein nachdenkendes Gemüth seyn, als die römische Regimentsverfassung von diesem Zeitraum an, bis dahin, da sie unter dem Schutz des Augustus eine Zuflucht fand.

Neunzehnter Abschnitt.

Von dem Aufruhr der Gracchen bis zur Diktatur des Sulla, als dem ersten Schritt zum Umsturz der Republik.

Während dieser bedaurenswürdigen Verderbniß zu Hause waren die Römer doch sehr glücklich in ihren Unternehmungen gegen fremde Mächte. Die Mitglieder des Senats, obgleich verdorbene Väter

der

der Republik, waren doch geschickte Verwalter des Reichs; so daß Rom, indem es seine Freyheit verlor, jeden Tag neue Länder gewann. Die balearischen Inseln wurden bezwungen. Die Allobroger, welche das jetzige Savoyen bewohnten, wurden durch den Domitius Aenobarbus überwunden, und mit dem
V. C. 634. Reiche vereinigt. Gallia Narbonensis ward ebenfalls in eine Provinz verwandelt. Die Skordici, ein Volk, welches in Thracien wohnte, und anfangs glücklich war, wurde endlich unters Joch gebracht; und Jugurtha, der König von Numidien, ward gänzlich überwunden. Da der Krieg mit diesem König durch den zierlichsten Geschichtschreiber des Alterthums erzählt worden, so ist es unsre Pflicht uns in diesem allgemeinen Abrisse der Geschichte länger bey ihm zu verweilen, als die Wichtigkeit der Sache es zu erfordern scheinen könnte.

Jugurtha war ein Enkel des berühmten Massinissa, der sich gegen den Hannibal mit Rom verband. Er war mit den beiden jungen Prinzen, die als Erben des Reichs hinterlassen waren, erzogen. Da er beiden an Fähigkeiten sehr überlegen und bey dem Volke sehr beliebt war, so ermordete er den ältesten Sohn Hiempsal, und wollte es mit dem jüngern Adherbal eben so machen; er entwischte ihm aber und nahm seine Zuflucht zu den Römern, die er um Hülfe ansprach. Jugurtha, welcher wohl wußte, wie sehr der Geiz und die Ungerechtigkeit sich in den Senat eingeschlichen, schickte gleich darauf seine Gesandten mit großen Geschenken nach Rom, welche so vieles ausrichteten, daß der Senat ihm das halbe Königreich, das er solchergestalt durch Mord und Usurpation an sich gebracht hatte, zuerkannte, und zehn Bevollmächtigte abschickte, um es zwischen ihm und dem Adherbal zu theilen. Die Bevollmächtigten, worunter

unter sich auch Opimius, der Mörder des Gracchus, befand, ließen sich bestechen, da sie ohnedem willig waren dem Beyspiel des Senats zu folgen, daß sie den reichsten und volkreichsten Theil des Königreichs dem Usurpateur übergaben, welcher aller dieser Ursachen wegen beschloß, sich des Ganzen zu bemächtigen. Um aber doch seiner Herrschsucht ein scheinbares Ansehn zu geben, that er anfangs bloß Einfälle in die Länder seines Mitregenten, in der Absicht, ihn zu Repressalien zu reizen, denen er denn schon den Schein ordentlicher Angriffe zu geben gedachte, im Fall die Sache vor den Senat kommen sollte. Allein da ihm diese Hoffnung fehlschlug, so entschloß er sich, die Maske abzulegen, er belagerte den Adherbal in seiner Hauptstadt Cirta, bekam ihn endlich in seine Gewalt, und ermordete ihn. Das römische Volk, welches noch nicht allen Edelmuth verloren hatte, beklagte sich einmüthig über diese Verrätherey; nur der Senat, welcher bestochen war zu schweigen, blieb eine Zeitlang unschlüssig. Indessen wurde doch endlich ein Konsul mit einer mächtigen Armee abgeschickt, der sich ihm widersetzen sollte. Da dieser aber auch durch den allgemeinen Geiz angesteckt war, so ließ er sich ebenfalls bestechen; er stellte seine Operationen ein, und fieng Friedensunterhandlungen mit ihm an. Das Volk, welches hierdurch noch mehr in Wuth gesetzt wurde, als vorher, wirkte ein Dekret aus, daß Jugurtha, auf das öffentliche Ehrenwort des Staats, in Person vorgeladen werden sollte, um alle diejenigen anzuzeigen, welche Geschenke genommen hätten. Jugurtha machte keine große Schwierigkeit sich der Gnade der Römer anzuvertrauen, und erschien bald darauf vor dem Volke in einer flehenden Stellung, und in einer Kleidung, die mit seinem Zustande übereinstimmte. Allein, anstatt diejenigen, die sich hat-

ten bestechen lassen, anzugeben, war er allein darauf bedacht, das Uebel, worüber man sich beklagte, zu erneuern; denn da er wohl wußte, daß alle Meynungen in Rom feil wären, so ergriff er, anstatt sich viel Mühe zu geben, sie durch die Gerechtigkeit seiner Sache zu gewinnen, das weit sicherere Mittel, sie durch Austheilung seiner Reichthümer auf seine Seite zu bringen. Als er daher vors Volk gebracht wurde, und seine ungerechten Mittel, den Schutz der obrigkeitlichen Personen, die man gegen ihn abgeschickt hatte, zu gewinnen, untersucht werden sollten, so befahl ihm der Bebius, einer von den Tribunen, der auch bestochen war, zu schweigen; so daß die langerwünschte Entdeckung verzögert wurde. Da das Volk also gar keine Hoffnung sah, seine bestochenen Magistratspersonen, bloß zu stellen und zu bestrafen, so faßte es einen unversöhnlichen Haß gegen den Senat, welcher desto länger dauerte, je gerechter er war. Mittlerweile erhielt Jugurtha Befehl Rom zu verlassen. Er gehorchte; aber er konnte sich nicht enthalten, bey seinem Abschiede über die feile Denkungsart der Römer zu spotten. „O Rom, sagte er, indem „er durch eins der Thore gieng, und auf die Stadt „zurücksah, wie gerne würdest du dich selbst verkau„fen, wenn nur einer so reich wäre, daß er dich kau„fen könnte!“ Da er auf das Ehrenwort des Senats nach Rom gekommen war, so beschützte ihn derselbe, bis er wieder in seinem Gebiet angekommen war; mittlerweile aber wurde der Konsul Albanus mit einer Armee abgeschickt, ihm zu folgen. Die ersten Unternehmungen des römischen Generals waren glücklich; Jugurtha bemühte sich daher, da er sich nicht im Stande fand, ihm im Felde Widerstand zu thun, ihn im Kabinet zu hintergehen. Er that neue Friedensvorschläge; bot sich täglich zum Gefangenen an, und

sicherte

sicherte doch täglich seine Macht im Staate. Albinus sah sich also durch Traktaten in Verwirrung gesetzt, worein er sich nicht finden konnte; und die Zeit seines Kommandos war beynahe unmerklich verflossen, ohne daß er etwas Wichtiges gethan hätte. Er mußte jetzt nach Rom zurückkehren, um der Wahl der neuen Obrigkeiten beyzuwohnen, und überließ daher die Anführung der Armee seinem Bruder Aulus, einem Manne, der auf alle Weise geschickt zum Kommando war. Sein Geiz verführte ihn, Suthul zu belagern, ein Ort, der von Natur fast unüberwindlich war, und den Feind bloß deswegen reizte, weil er den Schatz des Königs enthielt. Jugurtha, welcher sich auf die Festigkeit des Orts verlassen konnte, ließ den Aulus ruhig seine Zeit vor demselben verderben; und indem er sich bald furchtsam stellte, bald Vorschläge zu einem Vergleich that, immer aber seine Bestechungen, so gar an den geringsten Centurio verschwendete, so lockte er endlich seinen Feind in solche Engen, daß er sich genöthigt sah, unter den nachtheiligsten Umständen ein Treffen zu wagen, und seine ganze Armee, wenn sie nicht wollte in Stücken gehauen seyn, unter dem Joch herwandern mußte.

In diesem Zustande fand der folgende Konsul, Metellus, die Sachen in Numidien; Officiere, denen er nicht trauen konnte; eine Armee ohne Kriegszucht; und einen immer wachsamen, immer hinterlistigen Feind. Indessen gelang es ihm doch bald durch seine große Aufmerksamkeit auf die Geschäffte und eine Rechtschaffenheit, die vor der Bestechung zurückbebte, der Sache der Römer und dem Kredit der Armee wieder aufzuhelfen. Innerhalb zweyen Jahren sah Jugurtha sich in verschiednen Treffen überwunden, aus seinen eignen Ländern vertrieben, und gezwungen, um Frieden zu bitten. Metellus versprach, ihm denselben zu bewilligen, unter der Bedingung, daß er

erst seine Elephanten und Waffen auslieferte. Der numidische König ließ sich dieses gefallen, und lieferte sie dem zu folge aus. Hierauf wurde ihm befohlen, 200,000 Pfund Silber zu Ersetzung der Kriegskosten zu bezahlen, die er auch alsobald auszahlte. Hiernächst verlangte man, daß er die Ueberläufer ausliefern sollte, welches er auch that. Zuletzt verlangte der römische General, daß Jugurtha sich ihm persönlich übergeben und sich zu Rom vor Gericht stellen sollte. Hierein wollte er nicht willigen. Die Unterhandlungen wurden also abgebrochen, und beide Seiten entschlossen sich, noch einmal das Glück des Krieges zu versuchen. Alles versprach dem Metellus einen leichten und gewissen Sieg; der Feind war beynahe schon gänzlich bezwungen; wenige Städte waren nur noch übrig, die im Stande waren, Widerstand zu thun, und alle Listen des Numidiers waren zugleich mit seinen Schätzen erschöpft. Es fehlte nur noch, daß Metellus noch einmal zum Konsul erwählt wurde, um den Krieg im Triumph zu endigen; aber diese Hoffnung schlug ihm fehl; ein andrer General kam an seine Stelle, um die Aerndte von Ruhm, die sein Fleiß ausgesäet hatte, einzusammeln. Dieser war der Kajus Marius, der als sein Legat, in diesem Kriege unter ihm gedient hatte. Dieser Mann, welcher nachher der Stolz und die Geissel Roms wurde, war in einem Dorfe bey Arpinum von armen Aeltern, die sich von ihrer Hände Arbeit nährten, geboren. Er war in ihrer Lebensart erzogen, und seine Sitten waren daher so rauh, als sein Aeußerliches fürchterlich war. Er war ein Mann von außerordentlicher Größe, ungewöhnlicher Stärke und unerschrocknem Muth. Er trat früh in den Dienst seines Vaterlandes, und bezeigte vom Anfang an eine sehr genaue Beobachtung der Kriegszucht und einen unbedingten Gehorsam gegen seine Obern. Bey jeder

Gelegen-

Gelegenheit suchte er Gefahren auf, die seinem Muthe gleich waren; die längsten Märsche und die allergrößten Beschwerlichkeiten des Krieges wurden ihm leicht, da er in Dürftigkeit und Armuth erzogen war. Die Lockungen der Wollust waren ihm nicht so sehr durch die Gewohnheit, als von Natur zuwider. Er bediente sich aller Gelegenheit, durch sein Beyspiel zur Mäßigkeit zu ermuntern; aß von dem nehmlichen Brodt, welches der geringste Soldat bekam; schlief auf der Erde; trug die gröbsten Kleider, und schien jeder andern Leidenschaft, außer dem Ehrgeiz und der Rache abgestorben zu seyn. Er war schon die geringeren Stellen in der Armee durchgegangen, und jede schien ihm als die Belohnung für irgend eine herrliche That gegeben zu seyn. Als er nun das Kriegstribunat erhielt, waren seine Thaten, obgleich seine Person unbekannt war, in dem Munde des ganzen Volks. Als er zu dieser Stelle erwählt war, fand sein General seine Verdienste und seinen Beystand so groß, daß er sein Ansehn anwandte, ihm das Tribunat des Volks zu verschaffen. In diesem Amte fieng sein Ehrgeiz an sich zu zeigen, und sein äußerster Haß gegen den Senat, dessen Laster freylich seine Vorwürfe verdienten, auszubrechen. Ohne sich durch seine Drohungen in Furcht setzen zu lassen, griff er kühnlich sein Verderbniß, so gar auf dem Rathhause, an; und als Metellus, der bis dahin sein Gönner gewesen, und an seiner Erhebung Ursach war, seinen Eifer mißbilligte, so drohte er ihm so gar, ihn ins Gefängniß werfen zu lassen. Demungeachtet, als er nachher unter ihm als Legat nach Numidien abgeschickt wurde, zog Metellus das Beste seines Vaterlandes seiner Privatbeleidigung vor, und vertraute dem Marius die wichtigsten Angelegenheiten des Krieges an. Dieses Zutrauen war nicht übel angewandt; Marius betrug

trug sich bey jedem Vorfalle mit so vieler Klugheit und Entschlossenheit, daß man ihn zu Rom als den zweyten im Kommando, aber als den ersten in Erfahrung und Entschlossenheit betrachtete. So standen die Sachen, als Metellus, wie ich gesagt habe, sich genöthigt sah, zu Rom um eine Fortsetzung seines Kommandos anzuhalten; aber Marius, dessen Ehrgeiz keine Gränzen hatte, war entschlossen, es für sich zu erhalten, und so den ganzen Ruhm, den Krieg geendigt zu haben, einzuerndten. Zu diesem Ende verläumdete er insgeheim den Metellus zu Rom durch seine Abgeschickten. Er streute unter dem Volke aus, der Krieg sey in die Länge gezogen, bloß damit das Kommando des Konsuls desto länger dauern möchte; er behauptete, daß er im Stande sey, mit der Hülfe der Armee den Jugurtha zum Gefangenen zu machen; und machte sich anheischig, ihn in einem einzigen Feldzuge todt oder lebendig nach Rom zu bringen. Da er durch dergleichen Versprechungen die Gemüther mit dem Metellus unzufrieden gemacht hatte, so erhielt er die Erlaubniß, nach Rom zu kommen und um das Konsulat anzuhalten, welches er auch, wider alle Erwartungen und den Wunsch der Edeln, erhielt.

Marius, der also mit der höchsten Gewalt im Kriege bekleidet war, zeigte sich auf alle Weise geschickt, seiner Obliegenheit Genüge zu thun. Seine Wachsamkeit war seiner Tapferkeit gleich, und er unterwarf sich bald alle die Städte, die dem Jugurtha in Numidien noch übrig waren. Dieser unglückliche König sah sich jetzt außer Stande, für sich allein Widerstand zu thun, und fand sich daher genöthigt, zu dem Beystande des Königs von Mauritanien, Bochus, dessen Tochter er zur Gemahlin hatte, seine Zuflucht zu nehmen. Bald darauf kam es zu

einem

einem Treffen, worinne die Numidier das römische Lager in der Nacht überfielen und einen augenblicklichen Vortheil erfochten. Dieser war aber von keiner Dauer; denn Marius schlug sie nachher in zwey Haupttreffen, in deren einem nicht weniger als 19000 Mann von der afrikanischen Armee auf dem Platze blieben. Bochus, der jetzt die Römer zu mächtig fand, als daß er ihnen widerstehen könnte, hielt es nicht für dienlich, seine eigne Krone zu wagen, um seinen Bundsgenossen zu schützen. Er beschloß daher Frieden zu machen, es möchte seyn, auf was für Bedingungen es wollte, und schickte in dieser Absicht nach Rom, um sich den Schutz und die Freundschaft der Römer zu erbitten. Der Senat empfieng die Gesandten mit seinem gewöhnlichen Stolz, und ohne ihnen ihre Bitte zuzugestehen, bewilligte er den Mauritaniern nicht seine Freundschaft, sondern seine Vergebung. Nichts desto weniger gab man ihnen nach einiger Zeit zu verstehen, daß sie die Gunst des Senats würden einigermaßen gewinnen, und seinen Zorn besänftigen können, wenn sie den Jugurtha den Römern auslieferten. Der Stolz des Bochus weigerte sich anfangs gegen ein solches Anmuthen; allein einige Unterredungen mit dem Sulla, welcher des Marius Quästor war, brachten ihn bald dahin, daß er sich diese Verrätherey gefallen ließ. Endlich wurde also Jugurtha überliefert, indem er durch einen scheinbaren Vorwand seines Bundsgenossen, welcher vorgab, daß er sich mit ihm zu unterreden wünsche, in einen Hinterhalt gelockt war. Hierauf wurde er von dem Marius als ein Gefangener, mit Ketten beladen, und als ein trauriges Beyspiel eines unglücklichen Ehrgeizes nach Rom gebracht. Er überlebte seinen Fall nicht lange, indem ihn der Senat dazu verdammte, im Gefängniß zu verhungern, kurz nachher als er den

Triumph des Eroberers geziert hatte. Seine Grausamkeit verdiente gewissermaßen dieses Schicksal; aber diejenigen mußten gedoppelt grausam seyn, die also einen Gefangenen, den sie zu tödten willens waren, nöthigen konnten, den Glanz eines feyerlichen Aufzugs zu vermehren, und also an seinem Elende ihre Augen weideten.

Kaum war dieser Sieg über den Jugurtha erfochten, als man nach Rom die Nachricht brachte, daß ein unzähliges Heer von Barbaren aus dem Norden in das römische Gebiet gedrungen sey, und Italien selbst mit Blutvergießen und Verheerung bedrohe. Marius wurde nun als der einzige Mann beobachtet, der im Stande sey, ihm Widerstand zu thun, und wurde daher zum zweytenmal zum Konsul erwählt, den Gesetzen des Staats zuwider, nach welchen einer nicht eher als nach Verlauf von zehn Jahr zum zweytenmal das Konsulat verwalten konnte. Das Volk, welchem er Widerstand thun sollte, waren die Cimbrer und Teutonen, die in der Zahl von 300,000 Mann ihre Wälder verlassen hatten, um sich neue Wohnungen in den fruchtbaren Feldern von Italien aufzusuchen. Sie waren schon einige Zeit vorher in Gallien eingefallen, wo sie große Verheerungen anrichteten und verschiedne römische Armeen, die gegen sie abgeschickt wurden, schlugen. Marius aber war vollkommen glücklich. Zuerst vermied er es, sich mit ihnen einzulassen, bis ihre Kräfte durch den Verzug geschwächet waren; aber nachher, als sie
V.C. 650. über die Alpen giengen, griff er sie an, und es erfolgte ein blutiges Treffen, welches zween Tage dauerte. In diesem Treffen erfochten die Römer den Sieg, und Teutobocchus, der König der Teutonen, wurde, nach einem Verlust von 150,000 Mann, zum Gefangenen gemacht. Aber, ohnerachtet dieser gänzlichen

Nieder-

Niederlage der Teutonen, war doch die Armee der Cimbrer noch ohne Verlust, und war schon wirklich über die Alpen gegangen, nachdem sie den römischen Konsul Katulus in die Flucht geschlagen hatte. Marius aber, welcher zum fünftenmal Konsul war, (denn das Volk hatte sein Konsulat, so lange der Krieg dauerte, verlängert) gieng ihnen entgegen und V. C. 653. überwand sie in einer schrecklichen Niederlage. 140,000 dieser Barbaren kamen um, und 60,000 wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre Weiber fochten, während des Treffens, ganz wüthend auf Wagen, ihren Männern zur Seite; und zuletzt, als sie den Ausgang entschieden sahen, tödteten sie erst ihre Kinder, und dann mit verzweifelter Unerschrockenheit sich einander selbst.

Marius, der durch diese Siege entfernten Nationen sehr furchtbar im Kriege geworden war, wurde bald darauf seinen Mitbürgern im Frieden noch gefährlicher. Metellus, sein erster Gönner und Beförderer, war ihm schon lange, wegen seines stärkeren Einflusses im Senat, verhaßt gewesen, so daß er eifrigst wünschte, ihn aus Rom verbannt zu sehen. Um dieses zu bewerkstelligen, bediente er sich eines gewissen Saturninus, welcher ungerechter Weise das Tribunat an sich gerissen hatte. Dieser mußte das Gesetz im Vorschlag bringen, daß diejenigen Länder, die im letztern Kriege erobert worden, vertheilt werden sollten, und die Senatoren nöthigen, einen feyerlichen Eid abzulegen, daß sie es in Erfüllung bringen wollten, im Fall es durchgienge. Das Gesetz wurde auch bald durch Vermittelung des Marius beschlossen; aber als es nun der Senat bestätigen sollte, so bemühte sich Metellus, der es als eine Erneuerung der alten Unruhen, die der Verfassung so gefährlich gewesen waren, ansah, ihn zu überreden, es mit

Verachtung zu verwerfen. Anfangs schien der Senat geneigt zu seyn, seiner Meynung zu folgen; aber da der Einfluß seines Feindes mehr vermochte, so ließ er sichs endlich gefallen, zu schwören; und Metellus, der sich dieses zu thun weigerte, sah sich genöthigt, freywillig ins Elend zu gehen. Er wurde mit grosser Ehrerbietung in allen Städten, wodurch er kam, aufgenommen, und begab sich endlich nach der Insel Rhodus, wo er seine ehemalige Größe zu vergessen schien, und nur darauf bedacht war, glücklich zu seyn.

Dieser glückliche Erfolg diente bloß dazu, den Stolz des Saturninus zu vermehren. Da er zum drittenmal zum Tribun erwählt war, erfüllte er die ganze Stadt mit Unruhe und Tumult. Memmius, der von der entgegengesetzten Parthey war, wurde in einer dieser Streitigkeiten getödtet, als er um das Konsulat anhielt; und der Prätor Glaucius wurde im Getümmel an seiner Statt erwählt. Dieß schien das Signal zu einem allgemeinen Angriff zu seyn. Der Senat entschloß sich, die Frechheit der Tribunen im Zaum zu halten; den Konsuln wurde, wie in gefährlichen Zeiten der Republik, befohlen, für die Sicherheit des gemeinen Wesens zu sorgen; und Marius, welcher einer von denselben war, fand sich in der unangenehmen Lage, einen starken Haufen von Senatoren und Patriciern gegen dasjenige Volk anzuführen, welches seine eignen Intriguen in Bewegung gesetzt hatten. Saturninus und seine Anhänger wurden gezwungen, auf das Kapitolium zu flüchten, wo sie sich, aus Mangel an Wasser genöthigt sahen, nachzugeben, nachdem Marius ihnen sein Ehrenwort gegeben hatte, daß ihnen nichts geschehen sollte. Aber er war jetzt nicht im Stande, sie zu beschützen; ein großer Haufen von römischen Rittern drang auf den

Markt,

Markt, und hieb sie in Stücken, indeß die mächtigere Parthey, über ihr Glück aufgeblasen, den Metellus aus seiner Verbannung zurückrief.

Marius, der also eine gedoppelte Demüthigung erfahren mußte, theils durch die Ueberwindung seiner Parthey, theils durch die Zurückberufung seines Nebenbuhlers, verließ Rom, unter dem Vorwande, ein Gelübde abzutragen; in der That aber in der Hoffnung neue Kriege in Asien zu erregen, in welchen allein seine kriegerischen Talente sich völlig zeigen konnten. In dieser Absicht begab er sich an den Hof des Mithridates, der damals der mächtigste Monarch in den Morgenländern war. Er hoffte entweder mit Verachtung abgewiesen, oder freundschaftlich aufgenommen zu werden. Denn in beiden Fällen gedachte er seine Rechnung zu finden: wenn er abgewiesen würde, so gäbe es einen schönen Vorwand, ihm den Krieg anzukündigen; und wenn er aufgenommen würde, so wäre er besser im Stande, die Stärke seines Feindes zu beurtheilen. Mithridates empfieng ihn sehr höflich, und entließ ihn, mit großen Geschenken beladen, nach Rom.

Unterdessen konnte die Stärke, die Marius der Parthey des Volks gegeben hatte, nicht durch einen einzigen Streich vernichtet werden: der Tribun Drusus, von welchem wir vorher gesehen haben, daß er sich dem Gracchus widersetzte, schien nunmehr entschlossen zu seyn, seinem Beyspiel zu folgen. Er fand, daß der Senat sehr unzufrieden damit sey, daß die richterliche Gewalt den Rittern übergeben worden, und daß auch diese einen sehr tyrannischen Gebrauch von ihrem Ansehn machten, und faßte daher den Entschluß, sie beide zu vereinigen, indem er dem Senat seine alten Rechte wieder herstellte, und einer großen Menge von dem Ritterstande die Aufnahme in den

Senat

Senat verschaffete. Allein, was seiner Vermuthung nach, beiden gefallen sollte, wurde von allen mißbilligt: der Senat wollte seine Anzahl nicht vergrößert haben; die Ritter waren nicht damit zufrieden, daß sie ihre Vorrechte verlieren sollten, und das Volk konnte es nicht leiden, daß das Gesetz des Gracchus in Gefahr gebracht würde. Um also die Gunst des Volks wieder zu gewinnen, die er, wie er fand, durch diesen Vorschlag verloren hatte, so drohte er den Grossen aufs neue, das licinische Gesetz wieder vorzubringen; und damit die Bundesgenossen von Italien, welche die gegenwärtigen Besitzer waren, eine Erstattung für dasjenige bekommen möchten, was dieses Gesetz ihnen wahrscheinlicher Weise rauben würde, so machte er ihnen Hoffnung, daß ihnen das römische Bürgerrecht gegeben werden sollte. Diese Versprechungen ermangelten nicht, ihre Wirkung zu äußern: die lateinischen Städte fiengen nun an, ihn als ihren Beschützer zu betrachten, und kamen in großen Haufen nach der Stadt, um ihn zu unterstützen. Seine Bemühungen zogen große Streitigkeiten nach sich. Ruhige Ueberlegung war nun schon lange aus den Versammlungen des Volks verbannet; alle Gesetze wurden unter Geschrey, Gewaltthätigkeit und Tumult angeordnet oder verworfen. Bey einer von diesen Gelegenheiten wurde Drusus, indem er sehr hitzig darüber aus war, das Gesetz von Erweiterung des Bürgerrechts durchzusetzen, von einem Unbekannten erstochen, der seinen Dolch in der Wunde zurückließ. Er hatte gerade noch so viel Stärke, daß er mit sterbendem Munde versichern konnte, daß seine Absichten redlich gewesen, und daß keinem in der Republik ihr Bestes aufrichtiger angelegen sey, als ihm.

Die Italiener, denen also durch den Tod des Drusus ihre Hoffnung, das römische Bürgerrecht zu erlan-

langen, fehlschlug, entschlossen sich, dasjenige durch Gewalt an sich zu reissen, was der Senat ihnen nicht in Güte geben wollte. Dieses gab Gelegenheit zu dem Kriege mit den Bundsgenossen, in welchem die mehresten italienischen Staaten sich in ein Bündniß gegen Rom einließen, um sich sowohl wegen dieser als ihrer übrigen Beschwerden Recht zu verschaffen. Sie schickten sich unter einander ins geheim Gesandten und Geisseln zu, und da ihre Ansprüche von dem Senat verworfen wurden, so brachen sie bald in eine öffentliche Empörung aus. Der Staat sah also jetzt ein hunderttausend von seinen eignen Truppen gegen ihn gekehrt, die durch vortreffliche Generale angeführt wurden, und auf römischen Fuß disciplinirt waren. Um sich ihnen zu widersetzen, ließ der Senat eine gleiche Anzahl Truppen anwerben, und übertrug das Kommando derselben den Konsuln, nebst dem Marius, dem Sulla und den erfahrensten Generalen der damaligen Zeit. Der Krieg wurde mit großer Hitze von beiden Seiten angefangen; aber den Römern schien im Anfange das Glück am wenigsten günstig zu seyn. Der Konsul Rutilius fiel in einen Hinterhalt, und wurde ums Leben gebracht. Sein Leichnam, welcher in die Stadt gebracht wurde, machte das Volk so muthlos, daß der Senat die Verordnung machte, es sollten künftig hin die Leichname der Gebliebnen an dem Orte, wo sie gefallen wären, begraben werden. Nach dieser Niederlage wurde die Armee, die er angeführt hatte, dem Marius übergeben, von welchem man aber eher sagen kann, daß er seinen alten Ruhm nicht verloren, als daß er sich in diesem Kommando neuen Ruhm erworben hätte.

Nachdem dieser Krieg zwey Jahre hindurch mit zweifelhaftem Erfolge gewüthet hatte, so fieng der Senat an, zu bedenken, daß die Macht der Römer, sie

sie möchten nun überwunden werden, oder den Sieg erhalten, in Gefahr sey, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Um aber doch nicht auf einmal, sondern gleichsam unmerklich nachzugeben, so machte er den Anfang damit, daß er denen von den italienischen Staaten das Bürgerrecht gab, die sich nicht empört hatten. Hierauf bot er es denenjenigen an, die zuerst ihre Waffen niederlegen würden. Diese unerwartete Güte hatte den erwünschten Erfolg: die Bundsgenossen, die sich nun einander nicht mehr traueten, erboten sich jeder besonders zu einem Vergleich. Der Senat söhnte sich nach einander mit ihnen aus, gab ihnen aber das Bürgerrecht auf eine solche Art, daß sie, weil sie nicht eher, als nach allen andern Tribus, ihre Stimme geben durften, ein sehr geringes Gewicht im Staate hatten. Auf diese Weise wurden sie alle zu Bürgern gemacht, außer den Samnitern und Lukanern, die bloß deswegen aus dem allgemeinen Vergleich ausgeschlossen zu seyn schienen, um dem Sulla, der das Kommando gegen sie führte, den Ruhm zu verschaffen, daß er den Krieg geendigt habe. Dieses that er als ein vortrefflicher General, indem er ihr Lager stürmte, sie in verschiednen Treffen überwand, und sie nöthigte, sich denen Bedingungen zu unterwerfen, die der Senat ihnen aufzuerlegen gut finden würde.

Da also dieser Krieg geendigt war, der, wie Paterkulus sagt, mehr als dreymal hundert tausend Mann von der Blühte Italiens das Leben kostete, so war nunmehr der Senat darauf bedacht, den Mithridates, den mächtigsten und kriegrischesten Monarchen im Orient anzugreifen. Dieser König, dessen Länder vornehmlich aus den Provinzen bestanden, die er erobert hatte, war Herr von Kappadocien, Bythinien, Thracien, Macedonien, und ganz Griechen-

land

land. Er war im Stande, 250,000 Mann zu Fuß und 50,000 zu Pferde ins Feld zu stellen. Er besaß eine ungeheure Menge von bewaffneten Wagen und in seinen Häfen lagen 400 Kriegsschiffe. Eine solche Macht, die mit so großen Reichthümern vereinigt war, diente nur desto mehr dazu, den Ehrgeiz der Römer zu reizen; sie wünschten bloß einen Vorwand zum Kriege, und der konnte ihnen nicht lange fehlen. Der Vorwand war, daß er viele Staaten, die mit den Römern im Bündniß und unter ihrem Schutze gestanden, angegriffen und bezwungen; daß er den Tigranes, den König von Armenien, angestiftet, den Römern den Krieg anzukündigen; wozu denn noch kam, daß er dem römischen Staate beständig seine Habsucht und Bestechung vorgeworfen hatte. Dieses also waren die Gründe, welche sie bewogen, ihm den Krieg anzukündigen; und es kam jetzt bloß darauf an, einen General zu erwählen, der alle nöthige Eigenschaften hätte, der Anführer eines solchen Feldzuges zu seyn.

Marius hatte damals die mehreste Erfahrung im Kriege, und wünschte eifrigst gegen den Mithridates zu Felde zu gehen. Aber Sulla war eben zum Konsul erwählt, und hatte diese Würde, als eine Belohnung für seine in dem Kriege mit den Bundsgenossen geleisteten Dienste, erhalten. Sein Ruhm fieng daher jetzt an, des Marius seinem gleich zu kommen, und er wurde einstimmig zum Anführer in dem asiatischen Kriege ernannt. Dieser Mann, der jetzt anfieng, die erste Person in der Republik zu spielen, war aus einer der vornehmsten patricischen Familien in Rom geboren; seine Person war angenehm, er hatte eine edle Miene, ein ungezwungenes Wesen, und dem Anschein nach viel Aufrichtigkeit; er liebte das Vergnügen, aber den Ruhm noch viel mehr;

seine

seine Pflicht hielt ihn von sinnlichen Vergnügungen zurück, aber nie vermied er sie, wenn er sie mit Sicherheit genießen konnte; er wünschte jedermann gefällig zu seyn, und daher sprach er von sich selbst immer mit Bescheidenheit, von andern aber immer mit den größten Lobsprüchen; er war freygebig gegen jedermann, und kam so gar denjenigen Bitten zuvor, welche die Bescheidenheit nicht wagen wollte; zu gleicher Zeit aber ließ er sich so weit herab, daß er mit den geringsten Soldaten Bekanntschaft machte, deren Sitten er zuweilen nachahmte, um ihr Zutrauen zu gewinnen. Mit einem Worte, er war ein Proteus, der sich nach den Meynungen, Begierden, Thorheiten, oder auch nach der Weisheit derer, mit welchen er umgieng, bequemen konnte, ohne selbst einen eignen Charakter zu haben, außer dem, daß er sich aufs vollkommenste verstellen konnte. Seine erste Beförderung war die Quästorstelle unter dem Marius in Numidien; wo er durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit vieles dazu beytrug, daß diejenigen Vortheile erfochten wurden, wovon ich geredt habe, und er war es besonders, der den Bochus überredte, den Jugurtha zu verrrathen. Er wurde hiernächst in dem Kriege mit den Bundsgenossen zum Prokonsul erwählt, wo die Thaten aller übrigen Generale von den seinigen verdunkelt wurden; und sie waren auch die Ursach, daß ihm jetzt Kleinasien zu seiner Provinz angewiesen ward, eine Stelle, die auch Marius eifrig suchte, weil sie eine unermeßliche Erndte von Ruhm und Reichthümern versprach.

Marius hatte eine gedoppelte Ursach über den Vorzug, der dem Sulla bey dieser Gelegenheit vor ihm gegeben wurde, eifersüchtig zu werden: die Ehre, welche dort allem Anschein nach eingelegt werden konnte, und die Mühe, die er sich vormals gegeben

hatte

hatte, sich zu diesem Feldzuge vorzubereiten. Er betrachtete also diesen Vorzug als eine ungerechte Partheylichkeit zum Vortheil seines Mitbewerbers, und als eine stillschweigende Beschimpfung aller seiner vorigen Siege. Er konnte nicht umhin, sich einzubilden, daß sein Ruhm die erste Anerbietung in allen Angelegenheiten des Staats verdiente, und beschloß endlich, den Sulla seines neuen Kommandos zu berauben. Zu diesem Ende brachte er einen gewissen Sulpicius, einen Tribun des Volks, der besonders wegen seiner Feindschaft gegen den Sulla bekannt war, auf seine Seite. Dieser Mann war eben so beredt, als verwegen, er besaß große Reichthümer, aber einen schlechten Charakter, und wurde von dem Volke mehr gefürchtet, als hochgeachtet. Das erste, womit diese beiden ehrgeizigen Männer, als sie sich vereinigt hatten, umgiengen, war, die italienischen Städte auf ihre Seite zu bringen; und in dieser Absicht brachten sie ein Gesetz in Vorschlag, daß dieselben nicht erst nach den andern Tribus ihre Stimmen geben, sondern ohne Unterschied der nämlichen Vorzüge genießen sollten. Dieses Gesetz wurde von den römischen Bürgern mit eben so großem Eifer bekämpft, als es von dem Marius, dem Sulpicius und den italienischen Staaten verfochten wurde. Dieses zog, wie gewöhnlich einen Tumult nach sich, wobey eine Menge von beiden Seiten ums Leben kamen. Kaum war diese Bewegung gestillt, als, dem Befehl der Konsuln zuwider, eine andre Versammlung des Volks in Vorschlag gebracht wurde, um das Gesetz gültig zu machen. Dieses gab zu einem noch gewaltsamern Aufruhr, als der vorige war, Gelegenheit, worinne des Sulla Schwiegersohn, der das Gesetz verhindern wollte, getödtet wurde; und dem Sulla selbst wäre es bald nicht besser ergangen, denn als

ihn der Pöbel verfolgte, sah er sich endlich genöthigt, in dem Hause seines Feindes Marius Schutz zu suchen, welcher, ob er gleich von rachgieriger Gemüthsart war, dennoch die Gesetze der Gastfreundschaft nicht übertreten wollte, die man damals in Rom noch achtete. Da es ihm also gelungen war, der Wuth des Volks zu entrinnen, und er zugleich fand, daß die Gegenparthey die stärkste war, so verließ er alsobald die Stadt, und begab sich zu der Armee, die er in dem Kriege mit den Bundsgenossen kommandirt hatte, und die dazu bestimmt war, unter ihm nach Asien zu gehen. Unterdessen betrieben Marius und Sulpicius ihren Entwurf ohne den geringsten Widerstand; das Gesetz, die Italiener in den völligen Besitz des römischen Bürgerrechts aufzunehmen, gieng ohne weitere Bewegungen durch; und durch eben dieses Gesetz wurde auch verordnet, daß das Kommando der Armee, die gegen den Mithridates zu Felde gehen sollte, anstatt des Sulla, dem Marius übertragen werden sollte.

Dem zu folge sandte Marius alsobald einige Officiere von Rom ab, um in seinem Namen von dem Kommando Besitz zu nehmen. Aber Sulla hatte, wie schon oben erwähnt worden, sich schon die Gunst der Armee erworben. Es waren Truppen, mit denen er herrliche Siege erfochten, und die in allen Stücken seinem Willen folgten. Anstatt also den Befehlen des Marius zu gehorchen, fielen sie seine Officiere an, tödteten sie, und baten den Sulla, er möchte sie geradeswegs nach Rom führen, um ihn an allen seinen Feinden aufs schärfste zu rächen. Marius, der dieses erfuhr, war unterdessen nicht müßig, bey denjenigen Freunden des Sulla, die ihm in der Stadt in die Hände fielen, das Wiedervergeltungsrecht zu gebrauchen. Dieses erregte einen neuen Unwillen in dem

Lager

Lager des Sulla; die Armee bestand darauf, daß man sie nach Rom führen sollte, und ihr General selbst, der eine rachgierige Gemüthsart hatte, entschloß sich endlich, ihren Willen zu erfüllen.

Sullas Armee bestand aus sechs Legionen, und jeder Soldat schien von dem Unwillen seines Anführers beseelt zu seyn, und athmete nichts, als Rache und Blutvergießen. Doch waren noch einige unter ihnen übrig, die selbst in diesen Zeiten der allgemeinen Verderbniß den Gedanken nicht ertragen konnten, daß sie ihre Waffen gegen ihre Vaterstadt kehren sollten, sondern das Lager verließen und davon liefen. Und so entstand eine seltsame Wanderung verschiedner Partheyen; einige entflohen von Rom, um der Rache des Marius zu entgehen, und andre verließen das Lager, um an dem Verbrechen des Sulla keinen Theil zu haben. Indessen marschirte die Armee noch immer auf Rom los; es half nichts, daß die Prätorn ihr feyerlich aus der Stadt entgegen giengen, um sie zurückzuhalten; die Soldaten zerbrachen die Zeichen ihrer Würde, und zerrissen ihre purpurfarbnen Kleider mit Verspottung. Der Senat sandte hierauf Bevollmächtigte ab, die der Armee befehlen sollten, sich der Stadt nicht weiter als fünf Meilen zu nähern. Sulla hielt diese Bevollmächtigten eine Zeitlang hin; aber kaum waren sie zurückgekommen, um von ihrem Auftrage Bericht abzustatten, als er schon mit seiner ganzen Macht vor den Thoren von Rom war. Die Soldaten rückten mit entblößten Degen in die Stadt, nicht anders, als wenn sie dieselbe mit Sturm erobert hätten. Marius und Sulpicius versuchten es, an der Spitze eines zusammengelaufenen Haufens von ihrer Parthey, sich ihrem Einmarsch zu widersetzen; und die Bürger selbst, welche befürchteten, daß man die Stadt plündern

möchte, warfen Steine und Ziegel von den Dächern auf die Eindringenden herab. Ein so ungleiches Gefecht währte länger, als man hätte vermuthen sollen; aber endlich sahen sich doch Marius und seine Parthey genöthigt, in der Flucht ihre Sicherheit zu suchen, nachdem sie vergebens allen Sklaven die Freyheit angeboten, die ihnen bey diesem unvermutheten Vorfalle helfen würden.

Sulla, der sich also zum Herrn der Stadt gemacht hatte, stellte hin und wieder Haufen von Soldaten aus, um alle Unordnung und Plünderung zu verhindern. Er strafte sogar einige sehr strenge, weil sie hatten mit Gewalt in die Häuser dringen wollen, und brachte die ganze Nacht damit zu, ihre Quartiere zu durchsuchen, und ihrem Ungestüm Einhalt zu thun. Den folgenden Morgen machte er den Anfang damit, daß er die Gesetze so drehete, daß sie seine Gewaltthätigkeiten begünstigten. Sie hatten schon lange ihre Kraft in der Republik verloren, und mußten jetzt jede Gestalt annehmen, welche die stärkste Parthey ihnen zu geben beliebte. Er warf also alle Verordnungen, welche Sulpicius gemacht hatte, übern Haufen. Er setzte fest, daß ins künftige kein Gesetz in Vorschlag gebracht werden sollte, welches nicht vorher von dem Senat gebilligt wäre; daß die Stimmen künftig immer nach Klassen gegeben werden sollten, wobey die Patricier immer das Uebergewicht hatten, und nicht nach Tribus, wobey die Vornehmen gar nichts ausrichten konnten, weil jeder Mann eine gleiche Stimme hatte. Hierzu kam noch eine Verordnung, wodurch Marius, Sulpicius und noch zehn andre Anführer für Feinde ihres Vaterlandes erklärt wurden, und wonach es jedermann erlaubt war, sie ums Leben zu bringen. Nachdem er also die Gesetze zur Unterstützung seiner ehrgeizigen Absichten gebraucht

braucht hatte, so ließ er die Güter derer, die er in die Acht erklärt hatte, konfisciren, und sandte darauf aller Orten hin Truppen aus, um sich ihrer Person zu bemächtigen. Marius entwischte, aber Sulpicius wurde in den Sümpfen bey Laurentium, wo er sich versteckt hatte, gefunden, und sein Kopf ihm abgeschlagen, nach Rom gebracht und auf das Rostrum geheftet. Sulla glaubte nunmehr, dem Frieden in der Stadt gänzlich wieder hergestellt zu haben; er reiste also ab, um seinen Feldzug gegen den Mithridates anzutreten, und hoffete seinen Absichten durch die Reichthümer und die Ehren, die er im Orient einzuerndten hoffete, neuen Nachdruck zu geben.

Aber unterdeß daß Sulla seine Parthey also gegen den Marius befestigte, hatte er auf einen sehr furchtbaren Widersacher, der täglich mehr Gunst bey dem Volke und mehr Macht zu Rom erhielt, nicht geachtet. Ich meyne den Kornelius Cinna, der zwar aus einer patricischen Familie, aber doch wegen seiner ehrgeizigen Absichten dem Volke sehr ergeben war. Er war äußerst erpicht auf Ruhm, hatte aber nicht Geduld genug ihn geruhig zu erwarten; rasch, hitzig und hartnäckig, aber zu gleicher Zeit kühn und tapfer; er war zufrieden der Anführer des Volks zu seyn, da er der Anführer des Senats nicht werden konnte. Er bewarb sich daher um das Konsulat, um sich den Absichten des Sulla zu widersetzen, und war so glücklich, entweder weil dieser General ihn seiner Achtung nicht würdig hielt, oder wegen der großen Gunst, worinne er besonders bey dem geringern Theile des Volkes stand, es zu erhalten.

Kaum war Cinna mit seiner neuen Würde bekleidet, als seine Feindschaft ausbrach. Er rühmte sich, daß er alle die Gesetze wieder abschaffen wollte, die vor kurzem zum Vortheil der Patricier gemacht

waren, und machte dem zu folge den Anfang damit, daß er die Italiener gänzlich in sein Interesse zog. Dieses konnte durch nichts anders erreicht werden; als wenn er ihnen gleichen Antheil an dem römischen Bürgerrecht gab, dessen Sulla sie vor kurzem beraubt hatte. Er meldete daher den Staaten insgeheim, daß sie sich an einem gewissen Tage mit verborgenen Schwerdtern unter den Kleidern zu Rom einfinden sollten. Da er sich also eine Parthey gemacht hatte, seine Vorschläge zu unterstützen, so brachte er öffentlich das Gesetz in Vorschlag, die neuen italienischen Tribus aufzuheben, und ihnen durch Vermischung mit denen, die schon vorher errichtet waren, gleiche Vorzüge mit den übrigen zu ertheilen. Ein Gesetz in Vorschlag bringen, war zu diesen Zeiten einigermaßen eben so viel, als einen Krieg ankündigen. Es kam auch zu einem Gefecht, worinne die Italiener, da sie schon im voraus bewaffnet waren, zuerst eine Zeitlang die Oberhand hatten; aber der andre Konsul Oktavius, welcher mit einem mächtigen Haufen von der Parthey des Sulla sich ihnen widersetzte, gab der Sache eine andre Gestalt, und zwang die Italiener, die Stadt zu verlassen.

Cinna, dem also seine Absicht, das Gesetz durchzusetzen, fehlgeschlagen war, hatte doch das Vergnügen, zu sehen, daß alle italienischen Staaten zu seinem Besten fest zusammen hielten. Er verließ daher Rom, begab sich von einer Stadt zur andern, zog mit vieler Heftigkeit gegen die Tyranney der Vornehmen und ihre Ungerechtigkeit gegen ihre Bundsgenossen, durch deren Beystand sie so mächtig geworden waren, los; lockte sie durch neue Hoffnung, gleiche Vorzüge mit den Römern zu genießen, und erregte ihr Mitleiden gegen ihn selbst, daß er wegen seines Eifers für ihre Sache so vieles hätte leiden müssen. Nachdem

dem er sie also zu einem allgemeinen Aufstande gebracht, so fieng er an theils Truppen zu werben, theils sich Geld von ihnen geben zu lassen. Auf diese Weise brachte er bald eine mächtige Armee auf die Beine; und er selbst, als römischer Konsul, wurde ohne Schwierigkeit zum Anführer derselben gemacht. Unterdessen brachte der Senat, der von diesen gewaltsamen Unternehmungen Nachricht erhalten, seine Sache förmlich vor Gericht. Er wurde vorgefodert, sich zu verantworten, und da er nicht erschien, so wurde er seines Bürgerrechts beraubt, seines Konsulats entsetzt, und der Priester des Jupiters Lucius Merula statt seiner erwählt. Alle diese Beschimpfungen aber dienten bloß dazu, seinen Fleiß und seine Erbitterung zu vermehren. Er erschien vor einem Theil der römischen Truppen, die bey Kapua im Lager stunden, in einer demüthigen, flehenden Stellung und ohne irgend ein Zeichen seiner Würde. Er beschwor sie mit Thränen und Betheurungen, sie möchten doch nicht leiden, daß das römische Volk der Tyranney der Vornehmen zum Opfer würde; er rief die Götter, die Rächer der Ungerechtigkeit, zu Zeugen seiner redlichen Absichten an; und brachte es endlich bey den Soldaten so weit, daß sie einmüthig beschlossen, seine Sache zu unterstützen. Die ganze Armee kam einstimmig darinne überein, ihn zum Konsul zu ernennen, und bekleidete ihn, der Verordnung des Senats zuwider, mit dem Zeichen seiner Würde; darauf legte sie ihm den Eid der Treue ab, und war entschlossen, ihm nach Rom zu folgen. Also sah er seine Macht sich täglich vergrößern; verschiedne von den Senatoren, die vorher noch wankend gewesen waren, schlugen sich jetzt auf seine Seite; und, was eben so viel werth war, als eine ganze Armee! die Nachricht lief ein, daß Marius, nachdem er tausend Gefahren entgangen, mit

seinem Sohn unterweges sey, um sich mit ihm zu vereinigen.

Wir haben schon gesehen, wie dieser furchtbare General aus Rom vertrieben und für einen Feind des Staats erklärt wurde; wir haben gesehen, wie er, in einem Alter von siebenzig Jahren, nach unzähligen Siegen und sechs Konsulaten, sich genöthigt sah, ohne Begleitung und zu Fuß sich vor den zahlreichen Verfolgungen derer, die nach seinem Leben stunden, zu retten. Nachdem er einige Zeit in diesem betrübten Zustande gewandert, fand er täglich seine Gefahren sich vergrößern und seine Verfolger ihm näher kommen. In dieser Noth war er endlich genöthigt, sich in den Morästen bey Minturnum zu verstecken, wo er die ganze Nacht bis an den Kinn im Schlamm zubrachte. Mit Anbruch das Tages verließ er diesen elenden Aufenthalt und wandte sich nach der Seeküste, in Hoffnung ein Schiff zu finden, um seine Flucht zu erleichtern; da er aber durch einige von den Einwohnern entdeckt und erkannt wurde, so brachte man ihn, mit einem Strick um den Hals und ohne Kleider, in eine benachbarte Stadt, wo er, noch überher mit Schlamm bedeckt ins Gefängniß gesetzt wurde. Der Gouverneur des Orts, welcher den Befehlen des Senats nachkommen wollte, schickte bald darauf einen cimbrischen Sklaven hinein, ihn ums Leben zu bringen; aber kaum war dieser Barbar in dieser Absicht in den Kerker gekommen, als er auf einmal stehn blieb, durch den schrecklichen Anblick und die fürchterliche Stimme dieses gefallnen Generals in Furcht gesetzt, der ihn mit finsterm Gesichte fragte: ob er die Verwegenheit hätte, den Kajus Marius umzubringen? Der Sklave, der nicht im Stande war, zu antworten, warf sein Schwerdt auf die Erde, stürzte aus dem Gefängniß heraus, und schrie, es sey ihm unmög-

unmöglich, den Marius zu tödten! Der Gouverneur, der diese Furcht des Sklaven als ein Omen zum Besten des unglücklichen Verwiesenen ansah, gab ihm noch einmal seine Freyheit wieder, empfahl ihn seinem guten Glück, und versah ihn mit einem Schiffe, das ihn aus Italien wegbringen sollte. Von hier begab er sich, so eilends als er konnte nach der Insel Aenaria, und wurde, da er weiter schiffte, durch einen Sturm an die Küste von Sicilien geworfen. Hier wollte ein römischer Quästor, der eben damals an demselben Orte war, sich seiner bemächtigen, wodurch er sechszehn Mann von seiner Begleitung verlor, welche getödtet wurden, indem sie seine Flucht nach dem Schiffe zu bedecken suchten. Hiernächst landete er in Afrika, nahe bey Karthago, und setzte sich in einer melancholischen Stellung zwischen die Ruinen dieser verheerten Stadt. Es dauerte aber nicht lange, so erhielt er von dem Prätor, der daselbst Gouverneur war, Befehl, sich zu entfernen. Marius, welcher sich erinnerte, daß er diesen Mann einmal aus der Noth geholfen hatte, konnte seinen Schmerz nicht zurückhalten, daß er in jedem Theile der Welt die Undankbarkeit fand, und sagte zu dem Boten, indem er sich anschickte zu gehorchen, er sollte seinem Herrn sagen: er habe den Kajus Marius zwischen den Ruinen von Karthago sitzen gesehen; indem er die Größe seines eignen Falles durch die Verheerung um ihn her andeutete. Er schiffte sich daher noch einmal wieder ein, und weil er nicht wußte, wo er landen sollte, ohne einen Feind anzutreffen, brachte er den Winter auf der See zu, indem er stündlich einen Boten von seinem Sohn erwartete, den er abgeschickt hatte, einen afrikanischen Fürsten, Namens Mandrastal um Schutz anzusprechen. Nachdem er ihn lange vergebens erwartet hatte, kam endlich, anstatt des Boten,

sein Sohn selbst an, welcher von dem Hofe dieses Monarchen entwischt war, wo man ihn nicht als einen Freund, sondern als einen Gefangenen gehalten hatte; und er kam noch eben früh genug, um zu verhindern, daß seinem Vater nicht ein gleiches Schicksal widerfuhr. So stunden die Sachen, als sie von der Emsigkeit des Cinna für ihre Sache Nachricht erhielten, und sich daher gleich aufmachten, um sich mit ihm zu vereinigen.

Sobald Cinna ihre Annäherung erfuhr, schickte er ihnen seine Liktorn mit allen andern Zeichen der Würde entgegen; aber Marius wollte diese Ehrenbezeugungen nicht annehmen; er schickte sie zurück, weil sie sich, wie er sagte, für seinen unglücklichen Zustand nicht schickten, und er suchte etwas darinne, sich in dem elenden Anzuge, den er in seinem Unglück getragen hatte, sehen zu lassen. Sein Bart war lang und verwirrt, er gieng langsam und feyerlich einher, und sein ganzes Betragen zeigte ein Gemüth, das empfindlich beleidigt war, und auf Rache sann. Er gieng daher in die Städte und reizte sie, seine Sache zu unterstützen, die er sie beredte, als ihre eigne anzusehen. Fünfhundert der vornehmsten römischen Bürger kamen aus der Stadt, um ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen; eine große Menge von Veteranen, die ehmals unter seinen Fahnen gefochten hatten, boten ihm ihre Dienste an; und um seine Macht noch mehr zu vergrößern, so versprach er allen Sklaven, die sich mit ihm vereinigen würden, die Freyheit; durch welches Mittel er von allen Seiten her große Haufen an sich lockte. Sein erstes Unternehmen war, das er die Stadt Ostia mit Sturm eroberte. Hierauf rückte er mit seiner ganzen Armee weiter an, und postirte sich auf den Janikulum, einen Berg, der ganz Rom übersah, wo Cinna, mit einer eben so zahlreichen

reichen Armee, als seine eigne, zu ihm stieß; und beide beschlossen nunmehr, ihre Vaterstadt zu belagern.

Der Senat und die Konsuln waren nun fast zur Verzweiflung gebracht; es war zu spät, nach dem Sulla zu schicken, welcher in Asien Siege erfocht, unterdeß seine Parthey zu Hause über dem Abgrunde des Verderbens schwebte. Kneius Pompejus kommandirte eine Armee in der Nähe von Rom; aber sein Verfahren war so zweydeutig, daß keine von beiden Partheyen sich auf ihn verlassen konnte, und beide ihn auf gleiche Weise fürchteten. Sie schickten daher an den Metellus, der sich mit einer Anzahl Truppen in dem Lande der Samniter aufhielt; aber seine Soldaten, anstatt ihnen einige Hülfe zu bewilligen, vereinigten sich bald darauf mit dem Marius. Sie waren also gänzlich verlassen, und mußten es täglich ansehen, wie die Städte um Rom erobert und geplündert wurden, und ganze Haufen von Sklaven stündlich zu dem Feinde übergiengen. In dieser Noth blieb ihnen keine andre Zuflucht übrig, als Unterwerfung; sie beschlossen demnach, Gesandten an die beiden Generale abzuschicken, die sie ihrer bereitwilligen Ergebenheit versichern und sie bitten sollten, daß sie doch friedlich in die Stadt einrücken, und ihrer eignen Mitbürger schonen möchten. Cinna wollte indessen diese Gesandten nicht eher anhören, bis er wüßte, unter was für einem Charakter man sich an ihn wendete; ob man ihn als eine Privatperson, oder als Konsul und ersten Staatsbedienten ansähe. Dieses verursachte anfangs einige Verlegenheit; aber es war vergebens Berathschlagungen anzustellen, da nichts anders zu wählen übrig blieb, als Unterwerfung. Da also Cinna in sein Konsulat wieder eingesetzt war, so empfieng er die Gesandten des Senats auf die gebühr-

rende Art, die ihn darauf in die Stadt einluden, und ihn ersuchten, seine Amtsverrichtungen zu übernehmen; sie baten ihn, er möchte doch Mitleiden gegen seine Mitbürger haben, und bemühten sich, einen Eid von ihm zu erhalten, daß er niemanden anders als den Gesetzen und den alten Gebräuchen der Stadt gemäß, wolle hinrichten lassen. Cinna weigerte sich zwar, diesen Eid abzulegen, versprach aber, daß mit seinem Willen keiner sollte ums Leben gebracht werden. Marius stand während dieser Unterredung beständig neben dem Tribunal des Konsuls, und beobachtete ein tiefes Stillschweigen; aber die Wuth in seinem Gesichte, und das Feuer seiner blitzenden Augen, waren nur gar zu gewisse Vorboten des Blutvergießens, welches er im Sinne hatte.

Als die Unterredung zu Ende war, so fanden sich Marius und Cinna vor den Thoren der Stadt, an der Spitze ihrer Truppen, ein. Cinna marschierte zuerst hinein, von seiner Wache begleitet; aber Marius blieb stehen, und weigerte sich hinein zu gehen, weil es, wie er sagte, nöthig sey, da er durch eine öffentliche Verordnung verbannet worden, daß er durch eine andre wieder zurückberufen würde. Auf diese Weise gedachte er seinen vorhabenden Grausamkeiten den Anschein der Gerechtigkeit zu geben; und eben da er im Begriff war, ganze tausende ums Leben zu bringen, eine unbedingte Ehrfurcht gegen die Gesetze vorzuwenden. Das Volk wurde also, seinem Verlangen gemäß, zusammenberufen, und warf die Verordnung, wodurch er verbannt war, übern Haufen; aber kaum hatten noch drey Tribus ihre Stimmen gegeben, als er, unfähig seine Rachsucht länger zurück zu halten, an der Spitze seiner Wache sich in die Stadt begab, und alles, was ihm nur jemals

zuwider

zuwider gewesen war, ohne Reue und Barmherzigkeit niedermachen ließ. Der Konsul Oktavius wurde auf seinem obrigkeitlichen Stuhl getödtet; Merula, welcher, statt des Cinna, sein Amtsgehülfe gewesen war, brachte sich selbst ums Leben, um nicht durch den Feind getödtet zu werden; Kajus und Lucius Julius, Serranus, Lentulus, Numitorius und Bebius, alles Senatoren vom ersten Range, wurden auf den Straßen niedergehauen, ihre Köpfe ans Rostrum geheftet, und ihre Leiber den Hunden zur Speise hingeworfen; viele andre erfuhren ein gleiches Schicksal; die Trabanten des Marius, die nichts als Mord und Rache athmeten, ermordeten die Hausväter in ihren eignen Häusern, schändeten die Frauen, und nahmen ihre Kinder mit Gewalt weg. Verschiedne, welche die Wuth der Tyrannen zu besänftigen suchten, wurden auf seinen Befehl, in seiner Gegenwart, ermordet; selbst manche von denen, die ihn nie beleidigt hatten, mußten das Leben lassen; und zuletzt näherten sich seine eigne Officiere ihm nicht anders als mit Zittern. Nachdem er auf diese Weise seine Feinde bestraft hatte, so war das nächste, daß er alle Gesetze, die sein Nebenbuhler gegeben, abschaffte; und darauf machte er sich, nebst dem Cinna, zum Konsul. Da er also seine beiden Lieblingsleidenschaften, Rache und Ehrgeiz befriedigt, indem er einmal sein Vaterland gerettet, und es jetzt mit Blut überschwemmet hatte, so schien es, als wenn er den Haufen von Erschlagenen, den er angerichtet, mit seinem eignen Leichnam krönen wollte, indem er im folgenden Monat starb, in einem Alter von siebenzig Jahren, nicht ohne den Verdacht, daß er selbst sein Ende beschleunigt habe.

Unterdessen wurde alles dieses dem Sulla berichtet, welcher gegen den Mithridates abgeschickt war, und manche herrliche Vortheile über ihn gewann. Dieser

Monarch

Monarch schickte seinen General Archelaus ab, um sich dem Sulla zu widersetzen, nachdem er vorher 150,000 Römer, die sich in seinen Ländern aufhielten, hatte ermorden lassen; nichts desto weniger wurde er bey Athen, mit Verlust einer unzähligen Menge seiner Truppen geschlagen. Es erfolgte bald darauf ein anderes Treffen, wodurch der römische General alle Länder wieder eroberte, die Mithridates an sich gerissen hatte. Der Verlust der königlichen Flotte erfolgte bald darauf, so daß beide Partheyen jetzt zu einem Vergleich sehr geneigt waren: Mithridates wegen seines großen Verlusts, und Sulla wegen seiner Begierde nach Hause zurück zu kehren, um sich an seinen Feinden in Rom zu rächen. Es kam also bald zu einem Frieden, dessen Hauptartikel waren: Mi-
V. C. 670. thridates sollte die Kosten des Krieges ersetzen, und sich mit seinen eignen Erbländern begnügen. Da also Sulla den asiatischen Krieg in weniger als drey Jahren fürs erste glücklich zu Ende gebracht hatte, so machte er zu seiner Rückkehr Anstalt; vorläufig aber gab er dem Senat schriftlich Nachricht von allen den großen Diensten, die er dem Staat geleistet, und dem schlechten Dank, den er dafür von denen, die sein Glück beneideten, erhalten hätte; er that noch die schreckliche Drohung hinzu, daß er bald mit einer siegreichen und mächtigen Armee vor den Thoren von Rom erscheinen würde, um sich an seinen und den Feinden des Staats aufs nachdrücklichste zu rächen. Der Senat, den man jetzt eher als eine vom Marius gestiftete Parthey, denn als die unabhängigen Beschützer der Republick angesehen hatte, fürchtete sich gar sehr vor den Würkungen der Rückkehr des Sulla; er stellte sichs schon im voraus vor, was für Blutvergießen er anrichten würde, und schickte ihm daher Gesandten engegen, die mit ihm in Unterhandlung treten,

und

und ihm anbieten sollten, daß der Senat sich alle Bedingungen, die er vorschriebe, gefallen lassen würde, falls er ihn nur wissen ließe, was für Gränzen er seiner Sache setzen würde. Er befahl sogar dem Cinna, der, wie wir vorher bemerkt haben, mit dem Marius zum Konsul erwählt war, daß er zu werben aufhören, und sich mit ihm vereinigen sollte, durch zuvorkommende Unterwerfung den Zorn des Sulla zu besänftigen. Cinna indessen wußte nur gar zu wohl, wie wenig Gnade er von seinem Feinde zu erwarten hätte; und anstatt dem Senat zu gehorchen, suchte er nur Ausflüchte; fuhr aber unterdessen immer fort, Truppen zu werben, und sich dem Sulla, selbst in Asien, zu widersetzen, indem er eine Armee dahin schickte, unter dem Vorwande, daß alles, was bisher gegen den Mithridates geschehen, gegen die Einwilligung und ohne das Ansehen des Senats geschehen sey. In dieser Absicht, schickte er einen Haufen Truppen, unter dem Kommando seines Amtsgehülfen im Konsulat, Valerius Flaccus, nach Asien. Da es aber diesem General an Kriegserfahrenheit fehlte, so wurde der Fimbria, ein alter berühmter Soldat, ihm zum Legaten gegeben, mit dem Auftrage, durch seine Erfahrung die gar zu große Hitze des Generals zu mäßigen. Allein sie wurden bald uneins; und da der Bruch täglich größer wurde, so fand der Konsul es gut, den Fimbria seines Kommandos zu entsetzen. Aber alles Zutrauen und alle Ordnung war nunmehr, sowohl im Militär- als Civilstande verloren gegangen. Fimbria, anstatt sich dem Willen seines Obern zu unterwerfen, brachte seine Sache vor die Armee; es erfolgte ein allgemeiner Aufruhr; der Konsul versuchte zu entwischen; aber er wurde in einem Brunnen entdeckt, herausgeschleppt, und dann von seinen eignen Soldaten ermordet. Unterdeß übernahm Fimbria das Kommando

mando der Armee, führte sie gegen den Mithridates an, und erfocht über ihn einen herrlichen Sieg. Sein Triumph über diesen Monarchen würde vielleicht vollkommen geworden seyn, wenn nicht seine Soldaten den nehmlichen Ungehorsam gegen ihn bewiesen hätten, dessen er sich vorher selbst gegen seinen General schuldig gemacht hatte; denn kurz nachher, als Sulla sich ihnen näherte, verließen ihn seine Truppen auf einmal, um sich mit ihren Mitbürgern in der andern Armee zu vereinigen. Fimbria der also allein gelassen war, entfloh zu dem Tempel des Aeskulaps in Pergamus, wo er in sein Schwerdt fiel, und da diese Wunde noch nicht tödtlich war, von seinem Sklaven völlig ums Leben gebracht wurde, der sich darauf ebenfalls auf dem Leichnam seines Herrn tödtete.

Das schlechte Glück, welches diese Armee hatte, schreckte jedoch den Cinna nicht ab, Zurüstungen zu machen, um seinen Gegner zurückzutreiben. Karbo, welcher jetzt, anstatt des ermordeten Valerius, zum Konsul erwählt war, nebst dem jungen Marius, der alle Geschicklichkeiten und den Ehrgeiz seines Vaters geerbt hatte, waren zu ihm gestoßen; und er beschloß daher, einen Theil seiner neugeworbnen Truppen nach Dalmatien hinüber zu schicken, um sich dem Sulla zu widersetzen, eh er in Italien zurückkäme. Einige Truppen wurden auch dem zu folge eingeschifft; da sie aber durch einen Sturm zerstreuet waren, so weigerten sich die übrigen, die noch nicht eingeschifft waren, durchaus, abzureisen. Cinna, der über einen solchen Ungehorsam ganz außer sich kam, stürzte hervor, und suchte sie zu bereden, ihre Pflicht zu thun. Unterdessen hatte einer von den aufrührischen Soldaten, der von einem Officier geschlagen war, sich zur Wehre gesetzt, und war wegen dieses Verbrechens gegriffen. Diese unzeitige Strenge brachte einen Tumult

mult und Aufruhr durch die ganze Armee hervor; und unterdeß Cinna alles mögliche that, um ihn zu verhindern oder zu stillen, ward er von einem aus der Menge erstochen. Die Armee, die also ihres vornehmsten Anführers beraubt war, blieb nunmehr unter dem Karbo, der eine Zeitlang, ohne Gehülfen, Konsul blieb. Im folgenden Jahre, da Urbanus und Scipio Konsuln waren, wurden neue Werbungen angestellt, und die Sache der Parthey schien ein sehr vortheilhaftes Ansehen zu bekommen. Man zweifelte gar nicht, daß Sulla sich, wegen der zuletzt erlittenen Beleidigungen, aufs nachdrücklichste rächen, und alles mögliche thun würde, die Gesetze zum Besten des Volks, die in seiner Abwesenheit gegeben waren, zu unterdrücken; die ganze niedrigste Klasse der Bürger und der größte Theil des Senats waren also wider ihn; jene aus demokratischen Grundsätzen, und diese aus Furcht. Also lief eine große Menge Volks aus verschiednen Theilen Italiens zusammen, um sich mit den Konsuln zu vereinigen, die sich bald an der Spitze einer Armee befanden, die des Sulla seine, dessen Annäherung von jedermann gefürchtet wurde, an Anzahl übertraf.

Während dieser Zurüstungen war Sulla eben so wenig müssig, in langen und erzwungenen Märschen in sein Vaterland zurückzukehren, welches er mit Blut zu überschwemmen gedachte. Als er nach Dyrachium gekommen war, wo er eine Flotte in Bereitschaft hatte, die ihn nach Italien überschiffen sollte, so hielt er eine Rede an seine Armee, ehe sie sich einschiffte, und bat sie, sich durch einen Eid zu verpflichten, daß sie seiner Sache getreu bleiben wollte. Die ganze Armee war einstimmig bereit, dieses zu thun, und alle erboten sich, zum Zeichen ihrer Aufrichtigkeit, ihm alles Geld zu geben, welches sie in ihren letzten Feldzügen gewonnen

wonnen hätten, damit er für die Kriegskosten desto leichter stehen könnte. Sulla, der sehr vergnügt über diesen Eifer war, schlug ihre Anerbietungen aus, und versicherte sie, daß sie bald noch größere Belohnungen von seiner Güte erhalten sollten, als er bisher noch im Stande gewesen, ihnen zu geben; hierauf schiffte er seine Truppen ein, und landete mit ihnen, nach einer glücklichen Ueberfahrt zu Brundusium in Italien.

Kaum war er daselbst angekommen, als die Ueberbleibsel jener zerstreuten Parthey, die den Proscriptionen des Marius entgangen waren, sich mit ihm vereinigten. Metellus war der erste mit einer starken Anzahl von Truppen, die er auf seinem Wege gesammelt hatte. Markus Krassus kam auch mit einiger Hülfe, wie auch Cethegus; aber von allen Hülfstruppen, die er erhielt, waren ihm keine gelegener und angenehmer, als diejenigen, welche Cnejus Pompejus, der nachmals den Zunamen der Große erhielt, ihm brachte. Dieser Anführer, ob er gleich erst drey und zwanzig Jahr alt war, fieng doch bereits schon an, die erste Dämmerung desjenigen Ehrgeizes zu zeigen, der nachmals mit so großem Glanz in der Republik hervorleuchtete. Ob er gleich dazumal mit keiner öffentlichen Würde bekleidet war, so fand er doch Mittel, eine Armee von drey Legionen in Picenum zusammen zu bringen, und den Brutus zu schlagen, welcher die Truppen der Gegenparthey in diesem Distrikt kommandirte. Diesen Sieg zeichnete er auch besonders dadurch aus, daß er den General der gallischen Reuterey, der sich mit ihm in einen Zweykampf einließ, tödtete, wofür ihn Sulla mit allen Zeichen der größten Hochachtung bewillkommte, gleich als wenn ihn seine künftige Größe geahndet hätte.

Da also ein bürgerlicher Krieg beschlossen war, und beide Partheyen sich einander sehr nahe kamen,

so

so wollte Sulla erst den Versuch machen, in wie fern die unermeßlichen Reichthümer, die er aus Asien mitgebracht hatte, im Stande wären, die Kräfte des Feindes, ohne ein Treffen, zu erschüttern. In dieser Absicht stellte er sich anfangs, als wenn er abgeneigt wäre sich mit ihm einzulassen, und schickte Deputirte an den Konsul Scipio, der das Kommando gegen ihn führte, ab, die ihm Vorschläge zum Vergleich thun mußten. Der Konsul, welcher nichts so sehr wünschte, als den Frieden, nahm seine Anerbietungen mit der größten Bereitwilligkeit an, verlangte aber einige Zeit, um sich mit seinem Amtsgehülfen, dem Urbanus, über eine Sache zu berathschlagen, die ihn ebenfalls sehr nahe angieng. Dieses war alles, was Sulla verlangte; denn während des Waffenstillstandes, welcher unterdeß geschlossen war, begaben sich seine Soldaten in das andere Lager, zeigten die Reichthümer, die sie in ihren Feldzügen erworben hatten, und erboten sich, sie mit ihren Mitbürgern zu theilen, wenn sie ihre Parthey ergreifen wollten. Die nämlichen Bewegungsgründe, welche die Soldaten des Fimbria vermocht hatten, ihn zu verlassen, vermochten auch diese ihren General zu verlassen. Die ganze Armee erklärte sich einmüthig für den Sulla; und Scipio wußte es kaum, daß er verlassen und bloßgegeben sey, bis er durch einen Haufen von Feinden davon benachrichtigt wurde, der in sein Zelt kam, und ihn nebst seinem Sohn zu Gefangenen machten. Sulla verfuhr indessen mit großer Mäßigung gegen den Konsul; er verstattete nicht, daß ihm die geringste Beleidigung zugefügt wurde, sondern wandte alle seine Kunstgriffe an, ihn auf seine Parthey hinüber zu ziehen. Allein alle seine Bitten waren vergebens; er fand ihn unbeweglich. Demungeachtet war er so edelmüthig, daß er ihm die Freyheit schenkte, nachdem er

vorher das Versprechen von ihm erhalten hatte, während der noch übrigen Zeit seines Konsulats nicht gegen ihn zu kommandiren.

Da es also dem Sulla diesesmal so gut geglückt war, so entschloß er sich die nehmlichen Kunstgriffe auch gegen die andre Armee, die von dem Konsul Urbanus kommandirt wurde, zu versuchen. Er schickte Deputirten an ihn ab, die ihn zu einer Unterredung einladen sollten; allein der Konsul, welcher durch das Unglück seines Amtsgehülfen klüger gemacht war, ließ die Deputirten festsetzen, und marschirte gerade auf ihn los, in der Hoffnung, ihn zu überfallen. Es erfolgte ein Gefecht, in welchem die Leute des Sulla, wiewohl sie in Unordnung angegriffen wurden, durch ihre Tapferkeit dasjenige ersetzten, was ihnen an Ordnung abgieng. Urbanus verlor 7000 Mann, und war genöthigt, mit den Ueberbleibseln seiner Armee nach Kapua zu flüchten.

Italien fieng jetzt an, alle Verwüstungen und alles Elend eines erklärten bürgerlichen Krieges zu empfinden; und die geheimen Intriguen und Bestechungen beider Partheyen, wurden deswegen nicht mit minderem Eifer und Aemsigkeit getrieben; man sah die Abgeschickten eines jeden unaufhörlich von einem italienischen Staat zum andern gehen und alle Kunstgriffe der Bestechung und Ueberredung anwenden, um Truppen für ihre Sache zu gewinnen. Sulla war vorzüglich in allen Künsten der Verführung sehr erfahren; unermeßliche Summen desjenigen Geldes, welches er im Orient geplündert hatte, streute er über das ganze Land und selbst unter die barbarischen Nationen Galliens aus, um seinen Anhang zu vergrößern. Auf der andern Seite erklärten sich die Samniter 40,000 an der Zahl, für den Karbo, seinen vornehmsten Gegner, der jetzt mit dem jungen Marius, von welchem

seine-

seine Parthey die größten Erwartungen hegte, zum drittenmal zum Konsul erwählt war. Die Unternehmungen im Felde, die den Winter über ausgesetzt waren, wurden mit neuer Munterkeit im Anfange des Frühlings wieder eröffnet. Marius, an der Spitze von fünf und zwanzig Kohorten, bot dem Sulla ein Treffen an, welches dieser General, der die Verfassung der feindlichen Truppen kannte, bereitwillig annahm. Anfangs schien der Ausgang zweifelhaft, aber gerade in dem Zeitpunkt, da der Sieg sich auf die eine oder die andre Seite zu neigen anfieng, floh ein Theil von den Truppen des Marius, der vorher bestochen war, in Unordnung davon und entschied also das Schicksal des Treffens. Marius, der sich vergebens bemühete, seine Leute wieder zu sammeln, war der letzte, der das Feld verließ, und nahm seine Zuflucht nach Präneste, einer festen Stadt, die noch standhaft auf seiner Seite war. Sulla folgte ihm dahin auf dem Fuße nach, und beunruhigte die Stadt von allen Seiten. Hierauf stellte er seine Armee so, daß keiner von der Besatzung entwischen, und keine Truppen von außen hinein kommen konnten, und marschierte darauf mit einem Detaschement nach Rom.

Sobald die Anhänger des Marius seine Niederlage erfahren hatten, verließen sie in größter Eile die Stadt; so daß Sulla ohne einigen Widerstand anrücken konnte. Die Einwohner, die durch Hunger und alles Elend, das einen bürgerlichen Krieg zu begleiten pflegt, sehr geschmolzen waren, öffneten ihm gleich bey seiner Ankunft die Thore. Er begab sich daher auf den Markt, berief das Volk zusammen, und verwies ihm seine Untreue; zugleich aber ermahnte er es, den Muth nicht sinken zu lassen, weil er noch entschlossen wäre, ihm zu verzeihen und es zu beschützen. Er merkte an, daß er durch die Nothwendigkeit der Umstände ge-

zwungen sey, strenge Maaßregeln zu ergreifen, daß aber keine, als ihre und seine Feinde darunter leiden sollten. Hierauf ließ er die Güter der Entflohenen öffentlich verkaufen, und kehrte dann, nach Hinterlassung einer kleinen Besatzung in der Stadt wieder zurück, um seinen Gegner zu belagern.

Der junge Marius gab sich auf der andern Seite viele Mühe, die Belagerung aufzuheben; aber alle seine Unternehmungen wurden dem Sulla bekannt, ehe er sie ins Werk richten konnte. Wohin er seine Angriffe wandte, dahin schien auch die Aufmerksamkeit des Legaten des Sulla gerichtet zu seyn. Da ihm also seine Bemühungen, die Belagerer zurückzuschlagen oder ihnen wenigstens zu entwischen, oft fehlgeschlagen waren, so gab er endlich derjenigen Rachsucht Raum, die seiner Familie eigen war; er schrieb nämlich die Vereitelung seiner Absichten der Verrätherey der Freunde des Sulla zu, welche neutral zu seyn vorgaben, und gab daher dem Brutus, welcher Prätor zu Rom war, Befehl, daß er alle diejenigen Senatoren, die er als Anhänger seines Feindes in Verdacht hatte, ums Leben bringen sollte. Dieser grausame Befehl wurde alsobald vom Brutus vollzogen, und so wurden viele vom ersten Range, als unter andern Domitius Antistius und Scävola, ermordet, indem sie den Senat verließen. Was für eine Parthey also auch die Oberhand hatte, so mußte das unglückliche Rom immer darunter leiden.

Da also die Erbitterung auf beiden Seiten aufs höchste gestiegen war, und keiner sich Vergebung versprechen konnte, so ließen sie ihre Wuth in verschiednen Treffen aus. Die Macht des Marius war die zahlreichste; unter den Truppen des Sulla herrschte eine genauere Einigkeit und Subordination. Karbo, der eine Armee für den Marius im Felde kommandirte,

dirte, sandte acht Legionen nach Präneste, um seinen Gehülfen zu unterstützen; allein sie wurden durch den Pompejus in enge Wege gelockt, und also viele von ihnen getödtet, und die übrigen zerstreuet. Karbo ließ sich bald darauf, da Urbanus zu ihm gestoßen war, mit dem Metellus ein, wurde aber, mit Verlust von 10000 Gebliebenen und 6000 Gefangenen, geschlagen. Die Folge dieser Niederlage war, daß Urbanus sich selbst das Leben nahm, und Karbo nach Afrika entfloh, wo er, nachdem er lange Zeit umher gewandert, endlich dem Pompejus überliefert wurde, der ihm, dem Sulla zu gefallen, den Kopf abschlagen ließ. Indessen war noch eine zahlreiche Armee von Samnitern im Felde, die von verschiednen römischen Generalen und von dem Telesinus, der sich, ob er gleich ein Samniter gewesen war, als einen der größten Generale seiner Zeit gezeigt hatte, kommandirt wurde. Zu diesen stießen noch vier Legionen unter dem Kommando des Karianus, der noch ganz fest darauf bestand, den Krieg fortzusetzen. Diese waren also, zusammen verbunden, entschlossen, noch einen verzweifelten Versuch anzuwenden, um die Belagerung von Präneste aufzuheben, oder in dem Unternehmen das Leben zu lassen. Dem zu folge rückte Telesinus zum Schein mit großer Kühnheit auf den Feind an, um seine Circumvallationslinien zu forciren. Zu gleicher Zeit stellte sich ihm Sulla an der Spitze einer siegreichen Armee von forne entgegen, indeß er dem Pompejus Befehl ertheilte, ihm zu folgen und in den Rücken zu fallen. Allein der samnitische General zeigte sich ihnen beiden in diesen Operationen überlegen; denn da er aus ihren Bewegungen ihre Absichten errieth, so marschierte er auf einmal in der Nacht ab, und war den nächsten Morgen, durch einen forcirten Marsch, schon auf den Bergen, welche Rom

beherrschten. Diese unglückliche Stadt hatte eben noch so viel Zeit, daß sie die Thore verschließen konnte, um seinen Einmarsch zu verhindern. Weil er aber hoffte, daß er sich der Stadt durch einen muthigen Angriff bemächtigen würde, so munterte er seine Soldaten, theils durch ihre alte Feindschaft gegen die Römer, theils durch die Hoffnung der unermeßlichen Reichthümer, die ihnen zur Beute werden würden, auf, und führte sie darauf unerschrocken bis vor die Mauern der Stadt. Appius Klaudius, welcher damals in Rom war, und es mit dem Sulla hielt, that einen Ausfall gegen ihn, mehr in der Hoffnung ihn aufzuhalten, als ihn gänzlich zurückzuschlagen. Die Römer fochten mit dem Muth, den das Bewußtseyn, alles, was uns theuer ist, zu vertheidigen, einflößet. Aber Appius wurde in dem Gefechte getödtet, und die übrigen, die über den Verlust ihres Generals den Muth verloren, schienen die Flucht ergreifen zu wollen. Gerade in diesem Augenblick erschien ein Haufen von der Reuterey des Sulla an dem entgegengesetzten Thore, drang in die Stadt, setzte in vollem Gallop herdurch, und griff die Feinde auf der andern Seite an. Die verzweifelte Wuth der letztern hielt den Ausgang des Treffens noch einigermaßen auf, bis Sulla Zeit gewann, mit seiner ganzen Armee anzukommen. Hier erfolgte ein allgemeines und schreckliches Gefecht zwischen der samnitischen und römischen Armee. Die Bürger sahen von den Wällen Tausende auf beiden Seiten fallen. Anfangs wurden die Leute des Sulla am linken Flügel, die er selbst kommandirte, zum weichen gebracht; aber sein Legat Krassus siegte am rechten. Das Treffen währte den ganzen Tag bis spät in die Nacht, und nicht eher als gegen Morgen hatte Sulla einen vollkommnen Sieg erfochten. Er besuchte darauf das Schlachtfeld, auf welchem

chem mehr als funfzigtausend von den Ueberwundenen und den Siegern durch einander lagen. Acht tausend Samniter wurden zu Gefangenen gemacht, und nach Endigung des Treffens ums Leben gebracht. Marcius und Karinus suchten zu entfliehen, wurden aber auch gefangen genommen, enthauptet, und darauf ihre Köpfe, auf Befehl des Sulla, um die Mauern von Präneste getragen. Bey diesem traurigen Anblicke beschlossen die Einwohner, die jetzt von Lebensunterhalt entblößt waren, und alle Hoffnung, von außen her Hülfe zu bekommen, aufgaben, sich zu ergeben; allein dieses diente bloß dazu, daß sie die unbewegliche Wuth des Siegers empfinden mußten; denn er ließ alles, was männlich in der Stadt war, über die Klinge springen. Marius, die Ursach alles dieses Elends, wurde anfangs vermißt, und man glaubte, daß er sich davon gemacht habe, aber zuletzt fand man ihn todt mit einem Hauptmann der Samniter, an dem Ausgange eines unterirrdischen Ganges, der aus der Stadt führte, wodurch sie zu entwischen gesucht, aber als sie ihn von dem Feinde besetzt gefunden, sich ums Leben gebracht hatten. Die Stadt Norba war nunmehr die einzige in Italien, die noch nicht bezwungen war; allein die Einwohner, welche nach einem langen Widerstande, das Schicksal der Präneſtiner befürchteten, faßten den verzweifelten Entschluß, ihre Stadt in Brand zu stecken, und kamen also in den Flammen ums Leben. Die Zerstörung dieser Stadt machte dem bürgerlichen Kriege ein Ende; Sulla war nun unstreitig Herr über sein Vaterland, und marschierte an der Spitze seiner Armee in Rom. Glücklich, wenn er im Frieden den Ruhm behauptet hätte, den er sich im Kriege erworben hatte; oder wenn er sein Leben zugleich mit seinen Eroberungen geendigt hätte.

Da er nun nicht länger genöthigt war, die Maske der Gelindigkeit zu tragen, so fieng er seine Herrschaft damit an, daß er das Volk versammelte, und einen unbedingten Gehorsam gegen seine Befehle forderte, wenn es Gnade hoffen wollte. Hierauf machte er bekannt, daß diejengen, welche Vergebung für ihre letzteren Vergehungen erwarteten, sich durch Ausrottung der Feinde des Staats derselben würdig machen sollten. Dieß war eine neue Achtserklärung, wodurch die Waffen aller gegen alle gekehrt wurden. Eine große Menge Menschen kam durch diese gegenseitige Gewalt, die dem Volke gegeben war, sich unter einander zu zerstören, ums Leben; und man fand allenthalben nichts als Drohungen, Mißtrauen und Verrätherey. Acht tausend, die dem allgemeinen Blutvergießen entgangen waren, übergaben sich in die Hände des Siegers; er ließ sie in die Villa publika, ein großes Haus auf dem Marsfelde, bringen, und berief zu gleicher Zeit den Senat zusammen; hier redte er mit vieler Fertigkeit und ohne die mindeste Verwirrung von seinen Thaten; und zu gleicher Zeit hatte er insgeheim Befehl ertheilt, daß alle die armen Unglücklichen, die er eingesperrt hatte, niedergehauen werden sollten. Der Senat, welcher über das schreckliche Geschrey der Leidenden erschrack, glaubte zuerst, die Stadt sey zur Plünderung Preis gegeben; aber Sulla sagte ganz gelassen, es wären nur einige Verbrecher, die auf seinen Befehl gestraft würden; der Senat sollte sich nur wegen ihres Schicksals nicht beunruhigen. Den folgenden Tag erklärte er vierzig Senatoren und sechszehn hundert Ritter in die Acht; und nach zween Tagen noch andere vierzig Senatoren und eine unzählige Menge der reichsten römischen Bürger. Er erklärte die Kinder und die Enkel der Gegenparthey für ehrlos, und nahm ihnen das Bürgerrecht.

gerrecht. Er verordnete durch ein öffentliches Edikt, daß derjenige, welcher einen von den Achtserklärten retten oder bey sich aufnehmen würde, für ihn die Strafe leiden sollte. Er setzte einen Preis von zwey Talenten für den Mörder auf die Köpfe derer, die auf diese Weise ums Leben gebracht würden. Man sah daher Sklaven, die, durch solche Belohnungen angelockt, ihre Herren tödteten; ja, was die Menschlichkeit noch mehr beleidigt, Kinder, deren Hände noch von dem Blut ihrer Väter dampften, scheueten sich nicht, den Lohn für ihren Vatermord einzufodern. Und nicht bloß die Feinde des Staats wurden also verfolgt, sondern Sulla erlaubte auch seinen Soldaten, sich wegen Privatbeleidigungen zu rächen: so daß Männer von denen, die ihre Frauen zu besitzen wünschten, und Kinder in den Armen ihrer Aeltern, denen bald ein gleiches Schicksal bevorstand, ermordet wurden. Reichthümer wurden jetzt den Besitzern gefährlich, und der bloße Ruf eines großen Vermögens war so gut als ein Verbrechen. Aurelius, ein friedlicher Bürger, fand ohne sonst etwas verbrochen zu haben, seinen Namen unter den Achtserklärten, und konnte sich nicht enthalten, eben als er ermordet werden sollte, auszurufen, daß an seinem Tode nichts Schuld sey, als sein prächtiger Palast zu Alba. Aber der Bruder des Marius hatte die allerkünstlichste Grausamkeit des Siegers auszustehen. Zuerst wurden ihm die Augen ausgerissen, hernach die Arme und Beine abgehauen, und zwar nach und nach, um seine Qualen zu verlängern, und in diesem martern-den Zustande einem langsamen Tode überlassen. Aber diese Grausamkeiten erstreckten sich nicht bloß auf Rom; die Achtserklärungen trafen auch viele von den Einwohnern der italienischen Städte; und so gar ganze Städte und Distrikte wurden auf seinen Befehl

zerstört.

zerstört. Diese gab er seinen Soldaten als Belohnungen für ihre Treue, die dann immer noch mehr haben wollten, und ihn daher anreizten, neue Grausamkeiten zu verüben. In diesem allgemeinen Blutbade gelang es dem Julius Cäsar, der des Cinna Tochter geheirathet hatte, mit genauer Noth, dem Unglück zu entgehen; Sulla ließ sich bewegen, ihn am Leben zu lassen, ob er gleich sagte, es steckten viele Marius im Cäsar.

Indessen konnten diese willkührlichen Konfiskationen und zahlreichen Geschenke, die er unter seine Anhänger austheilte, nicht ohne eine gewisse fortdauernde Macht behalten werden. Er beschloß daher, die Würde eines Diktators anzunehmen; dann konnte er, indem er alle Macht, sowohl in der Republik als im Kriege, in seiner Person vereinigte, jeder Unterdrückung einen Anschein von Gerechtigkeit geben. Er entfernte sich daher eine Zeitlang aus der Stadt, und gab Befehl, daß, weil die Ordnung noch gar nicht wieder hergestellt wäre, das Volk ersucht werden sollte, einen Diktator zu erwählen, und zwar nicht auf eine bestimmte Zeit, sondern auf so lange, bis den öffentlichen Beschwerden abgeholfen wäre. Mit diesen Anweisungen vereinigte er die Bitte, die eben so viel galt als ein Befehl, da er alle Gewalt in Händen hatte, daß man ihn selbst erwählen möchte. Das Volk, welches also gezwungen war, seinem Willen nachzukommen, erwählte ihn demnach zum immerwährenden Diktator; und so bekamen die Römer einen Herrn, der eine weit uneingeschränktere Macht besaß, als irgend einer von ihren Königen je besessen hatte.

Die römische Regierungsform, die nunmehr nach einander eine Monarchie, Aristokratie und Demokratie gewesen war, endigte sich also zuletzt in einem Despo-

Despotismus, woraus sie sich zwar durch verschiedne schwache Versuche zu befreyen suchte, aber sich doch nie vollkommen davon los machte, bis sie gänzlich übern Haufen fiel. Sulla erlaubte dem Volk, um es durch einen Schein seiner ehemaligen Größe zu hintergehen, Konsuln zu haben, sorgte aber zugleich dafür, daß keine andre, als seine eigne Kreaturen dazu erwählt wurden, und daß sie alle ihre Macht gänzlich ihm zu verdanken hatten. Er machte verschiedne neue Gesetze, die Einrichtung der verschiednen Staatsbedienungen betreffend. Er zerstörte die Macht der Tribunen gänzlich, indem er festsetzte, daß diejenigen, die das Tribunat verwaltet hätten, unfähig seyn sollten, irgend eine andre Stelle zu erhalten. Er nahm dreyhundert Ritter in den Senat, und zehntausend von den Sklaven der Achtserklärten unter das Volk auf. Um diese Anordnungen desto mehr zu befestigen, so maßte er sich selbst die öffentlichen Schätze des Staats an, und verschwendete sie dazu, seinen Anhang zu erweitern, und seine Macht zu vergrößern: er schien den Grundsatz zu haben, daß er nie seine Kreaturen genug belohnen könnte, wenn sie ihm nur einen unbedingten Gehorsam leisteten. Krassus, welcher bereits der reichste Mann im Staate war, forderte immer neue Gunstbezeugungen von ihm und kaufte die Güter der Achtserklärten um einen geringen Preis an sich. Pompejus verstieß seine Gemahlinn Antistia ihm zu gefallen, und heirathete die Aemilia seine Stieftochter. Er versuchte es, eben die Gewalt über den Julius Cäsar auszuüben, und ihn zu nöthigen, daß er seine Gemahlinn Kornelia verstoßen sollte; allein dieser junge Römer verbannte sich lieber selbst aus der Stadt, als daß er ihn hätte gehorchen sollen, und kehrte nicht eher wieder zurück, als bis er nicht mehr am Leben war.

Auf

Auf diese Art fuhr er fort mit der eigensinnigsten Tyranney zu herrschen, ohne daß irgend jemand es wagte, seiner Gewalt Einhalt zu thun. Lukretius Offella wurde ein Beyspiel, wie gefährlich es sey, einen Tyrannen in der vollen Ausübung seiner Macht einschränken zu wollen. Dieser Mann wagte es, sich um das Konsulat zu bewerben, einer gewissen Verordnung des Sulla zuwider, wodurch er allen und jeden verboten hatte, nach dieser Würde zu trachten, wenn sie nicht vorher alle geringern Stellen nach der Ordnung durchgegangen wären. Er hatte vormals seiner Parthey einige sehr beträchtliche Dienste geleistet, und glaubte daher, daß er ihn entschuldigen würde. Er wurde auch daher zuerst ersucht, daß er von seinen Bemühungen abstehen möchte; da er aber fortfuhr, so ließ ihn Sulla durch einen seiner Trabanten ermorden, und drohete darauf, daß es einem jeden, der sich unterstehen würde, seinem Ansehen Eintrag zu thun, eben so ergehen sollte. Durch dergleichen Mittel brachte er es dahin, daß ihm alles mit der blindesten Unterwürfigkeit gehorchte. So oft er Gesetze in Vorschlag brachte, so versammelte sich das Volk, nicht um sich zu berathschlagen, ob sie anzunehmen wären oder nicht, sondern um sie durch seinen Beyfall zu bestätigen. Es war gänzlich von allem Antheil an Staatssachen ausgeschlossen, und sah nichts vor sich, als die Aussicht in eine hoffnungslose Sklaverey, aus welcher keine Errettung war. In diesen Umständen legte Sulla, der Erwartung aller Menschen zuwider, die Diktatur nieder, nachdem er sie nicht volle drey Jahre verwaltet hatte.

Nicht ohne das größte Erstaunen sah das Volk diesen Eroberer, der sich so viele Feinde in jedem Theile des Staats gemacht, einer Macht entsagen, die er sich durch so mancherley Gefahren erworben hatte,

und

und sich den andern Bürgern wieder gleich machen. Aber diese Verwunderung wurde noch größer, als man hörte, daß er sich nach so vielen verübten Grausamkeiten, nach so unzähligen Mordthaten, erbot, sich dem Urtheil des Volks zu unterwerfen; welches er zum Richter seiner Aufführung machte. Nachdem er, in Gegenwart desselben, seine Würde niedergelegt, und die Liktorn, die ihn bewachten, weggelassen hatte, so spatzierte er noch einige Zeit, ohne Gefolge und ganz allein auf dem Markte herum. Endlich, als es Abend wurde, begab er sich nach Hause, wohin ihn das Volk in einer Art von stillem Erstaunen, mit der tiefsten Ehrfurcht vermischt, begleitete. Unter der ganzen Menge, die er so oft gekränkt und geschreckt hatte, fand sich keiner, der dreist genug gewesen wäre, ihm Vorwürfe zu machen, oder ihn anzuklagen, außer einem einzigen jungen Menschen, welcher ihn mit Schimpfreden bis an seine Thüre verfolgte. Sulla würdigte einen so geringen Feind nicht, ihm zu antworten, sondern merkte nur an, indem er sich an seine Begleiter wandte, daß die Unverschämtheit dieses Menschen künftig einen jeden abhalten würde, eine solche Macht niederzulegen. Es ist nicht leicht, die Bewegungsgründe dieser Abdankung des Sulla zu erklären, ob sie Eitelkeit, oder einen tief eingelegten Entwurf von Politik zum Grunde hatte: ob er, durch die gewöhnlichen Schmeicheleyen, die man ihm wegen seiner Eroberungen machte, gesättigt, nun auch einige wegen seines Patriotismus zu erhalten wünschte; oder ob er sich fürchtete, von einem geheimen Feinde ums Leben gebracht zu werden, und ihn also dadurch entwaffnen wollte, daß er den Glanz eines beneideten Standes ablegte. Dem sey nun wie ihm wolle, er begab sich bald nachher aufs Land, um daselbst die Annehmlichkeiten der Ruhe, und das

Glück

Glück eines geselligen Umgangs zu genießen; aber er überlebte seine Abdankung nicht lange; er starb an der Krankheit, die man Morbus pedikularis nennt, ein ekelhafter und demüthigender Gegenstand für den menschlichen Ehrgeiz. Er war der erste seiner Familie, dessen Leichnam verbrannt wurde; denn weil er die Ueberbleibsel des Marius hatte aus seinem Grabe nehmen, und sie in dem Fluß Anio werfen lassen, so befürchtete er, daß man seinen Leichnam eben so beschimpfen möchte, wenn er nach der gewöhnlichen Weise begraben würde. Kurz vor seinem Tode machte er sich selbst die Grabschrift, deren Inhalt war, daß kein Mensch es ihm je darinne zuvorgethan hätte, seine Freunde zu belohnen, und seine Feinde zu bestrafen.

Kaum war Sulla todt, als die alten Uneinigkeiten, die eine Zeitlang durch das Schrecken vor seiner Macht erstickt waren, aufs neue zwischen den zweyen Partheyen ausbrachen, die verschiedentlich durch die beiden Konsuln Katulus und Lepidus, die sowohl eine entgegengesetzte Parthey als eine entgegengesetzte Politik hatten, unterstützt wurden. Lepidus entschloß sich, es möchte gehen wie es wollte, die Anordnungen des Sulla umzustoßen, und die verbannten Marianer zurückzuberufen, indem er öffentlich das Volk aufmunterte, ihn in diesem Entschluß zu unterstützen. Dieser Versuch, wenn er gleich Beyfall fand, war doch jetzt sehr unzeitig, da der Staat eben wieder anfieng, sich von den Wunden, die er kurz zuvor in dem bürgerlichen Kriege erhalten hatte, zu erholen. Auf der andern Seite widersetzte sich Katulus, dessen Vater durch den Marius zum Tode verdammet war, und der die Grundsätze seiner Familie geerbt hatte, aufs eifrigste den Absichten seines Amtsgehülfen, und würkte ihnen aufs kräftigste entgegen. Lepidus, der sich also außer Stande fand, seinen Endzweck

zweck zu erreichen, ohne zu den Waffen seine Zuflucht zu nehmen, begab sich nach Gallien, seinem Gouvernement, mit dem Vorsatz, eine so große Macht auf die Beine zu bringen, daß er allen Widerstand überwinden könnte. Die Nachricht von seinen dasigen Werbungen und Kriegsrüstungen aber erregte einen solchen Verdacht bey dem Senat, daß er ihn bald seines Kommandos entsetzte. Sobald das geschehen war, rückte er an der Spitze einer großen Armee in Italien ein und marschierte auf Rom los, um ein zweytes Konsulat für sich zu erlangen. Er hatte verschiedne von den vornehmsten obrigkeitlichen Personen und die guten Wünsche aller Tribunen auf seiner Seite; so daß er hoffte, durch den Beyfall, den seine Sache beym Volke fand, sich in die Würde des Sulla zu erheben, und die höchste Gewalt im Staat an sich zu reissen. Katulus erhielt indessen, da sein Konsulat zu Ende gieng, den Auftrag, für die Sicherheit des gemeinen Wesens zu sorgen; und Pompejus ward ihm, durch eine Verordnung des Senats, dabey zum Gehülfen gegeben. Diese vereinigten also ihre Truppen, ehe Lepidus die Stadt erreichen konnte, und lieferten ihm ein Treffen bey der milvischen Brücke, zwo Meilen von Rom, worinn er gänzlich geschlagen, und seine ganze Armee zerstreut wurde. Da aber sein Legat Brutus, der Vater dessen, der nachher den Cäsar ums Leben brachte, noch immer Gallia cisalpina im Besitz hatte, so begab sich Pompejus dahin, um diese Provinz zum Gehorsam zu bringen; und Brutus wurde hier, nachdem er in Modena eine Belagerung ausgehalten, gefangen genommen, und auf Befehl des Pompejus hingerichtet. Was den Lepidus anbetrifft, so entfloh er nach Sardinien, woselbst er bald nachher vor Kummer starb, daß ihm seine Hoffnungen vereitelt waren, und die ari-

stokratische Parthey in seinem Vaterlande die Oberhand behielt.

Allein die marianische Parthey gab hier noch nicht alle Hoffnung auf. Der gefährlichste Feind war noch in Spanien, der es eine Zeitlang zweifelhaft machte, ob diese Provinz oder Rom die Herrschaft über die Welt besitzen sollte. Dieses war der Sertorius, ein alter Soldat, der unter dem Marius erzogen war, und alle seine Tugenden, ohne eins von seinen Lastern anzunehmen, gelernt hatte. Er war mäßig, gerecht, gnädig und tapfer; aber an Geschicklichkeit im Kriege schien er es jedem General seiner Zeit zuvorzuthun. Nach der Ausrottung der marianischen Parthey fiel er dem Sulla in die Hände, der ihn aber, wegen seiner bekannten Mäßigung mit dem Leben davon ließ; aber nicht lange nachher gereute es ihn auf einmal, daß er so gnädig mit ihm verfahren war, er erklärte ihn daher auch in die Acht, und setzte ihn dadurch in die Nothwendigkeit, in einer entfernten Provinz Sicherheit zu suchen. Da Sertorius also aus Rom verbannet war, so fand er, nach verschiednen Versuchen in Afrika und an den Küsten des mittelländischen Meeres, endlich eine Zuflucht in Spanien, woselbst sich alle, die vor der Grausamkeit des Sulla flohen, zu ihm versammelten, von denen er einen Senat machte, welcher der ganzen Provinz Gesetze gab. Hier gewann er durch seine großen Fähigkeiten und seine Gnade, die Herzen der kriegerischen Einwohner so sehr, daß er acht Jahre hinter einander einen Krieg gegen die ganze Macht des römischen Staats aushielt. Metellus, ein alter erfahrner Anführer, wurde zuerst gegen ihn abgeschickt; allein sein Gegner war ihm so oft an allen Feldherrenkünsten überlegen, daß der Senat sich endlich genöthigt sah, seinen Liebling, den Pompejus, mit den besten Truppen des Reichs, ihm

zu

zu Hülfe zu schicken. Sertorius behauptete gegen sie beide das Feld, und nach vielen Treffen, worinnen er gemeiniglich gleiche Vortheile, und oft die Oberhand erhielt, fieng er an auf nichts geringeres, als einen Einfall in Italien zu denken. Aber alle seine Entwürfe wurden durch einen seiner Legaten, welcher der nächste nach ihm war, und seinen immer wachsenden Ruhm beneidete, vereitelt. Dieser Niederträchtige hieß Perpenna; er war nicht lange vorher mit den zerstreuten Ueberbleibseln der Armee des Lepidus zu ihm übergegangen, und hatte ihm anfangs nützlichen Beystand geleistet. Bald aber wurde er eifersüchtig auf ihn, und lud ihn daher zu einem prächtigen Gastmale ein, wo er ihn, nachdem er sein ganzes Gefolge trunken gemacht, anfiel, und verrätherischer Weise ermordete. Allein dieser barbarische Streich diente bloß dazu, seine Parthey, welche gänzlich durch den Ruhm des Generals unterstützt war, zu Grunde zu richten. Denn bald nachher wurde Perpenna, welchen Pompejus leicht überwand, gefangen genommen, und alle empörten Provinzen ohne Mühe zum Gehorsam gebracht. Man rühmt den Sieger bey dieser Gelegenheit wegen einer sehr klugen und edelmüthigen Handlung. Perpenna erbot sich, in der Hoffnung sein Leben zu retten, Dinge von Wichtigkeit zu entdecken, und alle Papiere des Sertorius, worunter sich verschiedne Briefe an die vornehmsten römischen Senatoren und von denselben befanden, in seine Hände zu liefern. Aber Pompejus verwarf dieses Anerbieten, ließ den Verräther hinrichten, und seine Papiere verbrennen, ohne sie zu lesen. Durch dieses Mittel befreyete er das Volk von seiner Furcht, und kam denjenigen verzweifelten Handlungen zuvor, wozu das Bewußtseyn, daß man entdeckt sey, hätte Gelegenheit geben können.

Das gegenwärtige Glück des Pompejus war den Römern sehr angenehm; bisher war ihm alles gut von statten gegangen, und diesmal besonders schien ihm das Glück vorzüglich günstig zu seyn, gleich als wenn es ein Vergnügen daran gefunden hätte, ihm neue Gelegenheiten, seinem Vaterlande zu dienen, an die Hand zu geben. Bey seiner Rückkehr wurde er mit einem großen Haufen von Sklaven, die, nach ihrer Niederlage in Italien durch den Krassus, entwischt waren, handgemein, und hieb sie insgesammt nieder. Diesen Aufstand, welchen Pompejus auf diese Weise zu endigen das Glück hatte, nannte man den Sklavenkrieg; er nahm seinen Ursprung von einigen wenigen Fechtern, die aus ihrer Fechtschule zu Kapua losbrachen, und, nachdem sie eine Menge von Sklaven an sich gezogen hatten, den Prätor Glaber, welcher sie zum Gehorsam bringen sollte, in die Flucht schlugen; welcher glückliche Erfolg ihre Armee in kurzem zu einer Anzahl von 40000 Mann vergrößerte. Mit dieser Macht, und unter der Anführung ihres Generals Spartakus, hielten sie mitten in Italien drey Jahre lang einen sehr hitzigen Krieg aus; sie schlugen verschiedne römische Generale von konsularischer und prätorischer Würde, und fiengen schon an, von einem Angriffe auf Rom selbst zu sprechen. Aber Krassus, welcher alle Truppen, die in der Nähe waren, gesammelt hatte, trieb sie bis an die äußerste Landspitze von Rhegium, woselbst der größte Theil von ihnen, da es ihnen an Schiffen zur Flucht fehlte, das Leben ließen, unter andern auch Spartakus, der an der Spitze seiner verzweifelten Truppen, bis ans Ende tapfer focht. Die Ueberbleibsel dieses unglücklichen Haufens stießen dem Pompejus auf, als er über die Alpen nach Hause zurückkehrte; und da er sie alle niedermachte, so riß er dadurch, wie er sich

selbst,

selbst gegen den Senat ausdrückte, den Krieg mit der Wurzel aus. So endigten sich alle die bürgerlichen Kriege, welche der Ehrgeiz des Marius und des Sulla erregt hatten, eine lange und schreckliche Periode, in welcher der Leser es mit keiner Parthey halten kann, da sie beide gleich grausam, niederträchtig, habsüchtig und feil waren. Die Republik war schon längst zum Untergange bestimmt, ihre ehmalige Gerechtigkeit und Mäßigkeit war verschwunden, und es war nunmehr gleich viel, wer ein verdorbnes Reich übern Haufen warf.

Demungeachtet waren doch, während dieser Zeit, die wir beschrieben haben, alle Künste des Friedens getrieben, und hatten fast den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht. Plautus und Terenz hatten freylich schon einige Zeit vorher geblühet; aber Lukrez der Stolz seiner Zeit, der ein so vortrefflicher Dichter als schwacher Philosoph ist, zierte diese unglücklichen Zeiten, und bezauberte durch die Harmonie seiner Versifikation. Die Wissenschaften wurden indessen vornehmlich nur von den Vornehmen kultivirt, denn die Ueppigkeit hatte sich noch nicht so sehr unter die geringern Stände verbreitet, daß sie die feinen Verschönerungen des Lebens hätten schmecken können: die Menschen müssen erst gewissermaßen durch die Vergnügungen der Sinne gesättigt seyn, ehe sie daran denken können, den Vergnügungen der Einbildungskraft den Eingang zu eröffnen.

Zwanzigster Abschnitt.

Von der immerwährenden Diktatur des Sulla bis zum Triumvirat des Cäsar, Pompejus und Krassus.

Da also nunmehr alle Partheyen im Staate dem Anschein nach unterdrückt waren, so hoffte man, daß der Friede wieder hergestellt werden, und das gemeine Wesen Zeit haben würde, sich von dem Elende, das es während des bürgerlichen Krieges erlitten hatte, wieder zu erholen. Allein ein allgemeiner Ehrgeiz hatte sich in der Republik eingeschlichen, und die Anführer sahen jetzt an dem Beyspiel des Sulla, daß es möglich sey, die höchste Gewalt in die Hände zu bekommen. Unter diesen, die jetzt vorzüglich der Gunst des Senats und des Volks genossen, waren Pompejus und Krassus die vornehmsten; beide waren Eroberer, beide begierig nach Gewalt, und beide strebten sie dadurch zu erlangen, daß sie ihre Gunst bey dem Volk immer mehr erweiterten. Wir haben schon gesehen, wie Pompejus, da er noch sehr jung war, schon eine der thätigsten Rollen in der Staatsverwaltung spielte, wir haben gesehen, wie er, in Vereinigung mit dem Sulla, seiner Sache große Vortheile verschaffte; wie er bald darauf nach Afrika abgeschickt wurde, und zuerst vor allen Rittern einen Triumph hielt; wie er hiernächst gegen den Lepidus Parthey hielt, und dann die Armee, die in Spanien von dem Sertorius kommandirt war, überwand; wie er endlich, um alle diese rühmlichen Thaten zu krönen, in seiner Abwesenheit mit dem Konsulat beehrt wurde, und zwar ehe er das zu dieser Würde erforderliche Alter erreicht hatte. Dieses Glück hatte seinen Stolz sehr angefachet, und

seine

seine Begierde nach Ruhm sehr vergrößert. Krassus war auf der andern Seite nicht minder begierig, die Gunst des Volks zu erwerben; da er aber seinem Nebenbuhler an Ruhm im Kriege gar nicht gleich kam, so schlug er einen andern Weg ein, dahin zu gelangen; er häufte nämlich große Schätze auf, die er von dem Elende seines Vaterlandes sammelte, bloß um es in neues Elend zu verwickeln. Er pflegte zu sagen, keiner verdiene den Namen eines Reichen, der nicht eine Armee unterhalten könnte; und in der That die Anzahl seiner Sklaven war nicht geringer, als eine große Armee. Außerdem besaß er die Eigenschaft eines guten Sprechers im Senat; und durch sein ungezwungenes und vertrauliches Betragen und seine Bereitwilligkeit allen, die seines Schutzes oder Geldes bedurften, beyzustehen, erwarb er sich ein großes Ansehen in öffentlichen Geschäfften. Außer der Bewerbung um Macht, worinne diese beiden großen Männer Nebenbuhler waren, hatte Krassus noch eine andere Ursach ungehalten zu seyn, und zwar deswegen, daß Pompejus sich den Ruhm, den Sklavenkrieg geendigt zu haben, anmaßte, wofür er selbst doch von dem Senat mit einem Triumph beehrt war. Beide wünschten daher insgeheim einer den andern zu untergraben; keiner in der Absicht, sein Vaterland von der übergroßen Macht eines ehrsüchtigen Bürgers zu befreyen; sondern jeder mit dem Verlangen seine eigne zu befestigen.

Die erste Gelegenheit, wobey sich ihre gegenseitige Eifersucht zeigte, war die Abdankung der Truppen, die sie zu ihren Siegen gebraucht hatten. Keiner von beiden wollte den Anfang machen; so daß ihre Uneinigkeit die gefährlichsten Folgen drohete. Doch unterdrückte endlich Krassus seinen Unwillen, und legte sein Kommando nieder; worauf denn Pompejus also-

bald seinem Beyspiel folgte. Die nächste Versuchung für sie war der Wetteifer, womit sie sich um die Gunst des Volks bewarben. Krassus speisete das geringe Volk an tausend verschiednen Tischen; theilte Getraide unter die armen Familien aus, und ernährte den größten Theil der Bürger fast auf drey Monate. Pompejus bemühte sich, auf der andern Seite, die Gesetze abzuschaffen, die Sulla zum Nachtheil der Gewalt des Volkes gegeben hatte; er gab den Rittern die richterliche Gewalt, die ihnen ehmals von dem Gracchus eingeräumt war, wieder, und setzte die Tribunen des Volks in alle ihre vormaligen Rechte wieder ein. So gab jeder seinen besondern Absichten einen Schein von öffentlichem Nutzen; und also bekam dasjenige, was beiden nichts anders als Ehrgeiz war, den Namen der Freygebigkeit bey dem einen, und der Freyheit bey dem andern.

Indessen schienen die Kunstgriffe des Pompejus, bey dieser Gelegenheit ihm den Vorzug zu geben. Die Tribunen, die alle ihre ehemaligen Vorzüge wiederbekommen hatten, glaubten ihm eine so große Wohlthat nie genug vergelten zu können: sie warteten nur auf eine Gelegenheit, seinen höchsten Ehrgeiz zu befriedigen; und diese bot sich bald an. Eine Anzahl von Seeräubern, die ehmals vom Mithridates gebraucht waren, hatten sich durch ihr ununterbrochenes Glück in Plünderung alles dessen, was ihnen aufstieß, große Reichthümer gesammelt, und viele tausend Menschen von verschiedenen Nationen zusammengebracht. Sie wählten Cilicien zu ihrem vornehmsten Sammelplatz; und nicht damit zufrieden zur See zu rauben, wagten sie es auch, zu Lande Eroberungen zu machen. Italien selbst war nicht frey von ihren Anfällen; sie landeten oft an den Küsten desselben, und nahmen alles mit fort, was ihnen in der Eil nur vorkam.

vorkam. Man beschloß daher jetzt zu Rom, ihre Verwegenheit durch Absendung einer Flotte, die im Stande wäre, ihre Macht gänzlich zu zerstören, zu bestrafen. In dieser Absicht brachte der Tribun Gabinius das Gesetz in Vorschlag, daß Pompejus zum Admiral, mit unumschränkter Gewalt gegen die Seeräuber, auf drey Jahre, erwählt werden sollte; daß seine Gewalt sich über das ganze mittelländische Meer, und seine Küsten auf eine gewisse Entfernung im Lande erstrecken sollte; daß er so viele Soldaten und Matrosen, als er für hinreichend halten würde, anwerben sollte; und daß er endlich so viel Geld aus dem öffentlichen Schatze bekommen sollte, als ihm zur Führung des Krieges nöthig dünken würde. Dieses Gesetz, dem der Senat sich vergebens zu widersetzen suchte, gab dem Pompejus eine Gewalt in die Hände, die er leicht zum Nachtheil seines Vaterlandes hätte anwenden können; allein man durfte eben nichts sehr gefährliches von einem Manne befürchten, dessen Handlungen jederzeit mehr von Eitelkeit als von Ehrbegierde zeugten.

Da also Pompejus unumschränkte Gewalt über die Flotte bekommen hatte, so vertheilte er seine Legaten durch die verschiednen Busen und Hafen des mittelländischen Meers mit so vieler Einsicht, daß er die Feinde bald nöthigte, ihre Plätze zu verlassen. Unterdessen segelte er selbst an der Spitze des größten Geschwaders seiner Flotte auf und nieder, indem er alles durchsuchte, und denen, die er gegen die Räuber abschickte, die gehörigen Verhaltungsbefehle gab. Auf diese Weise nöthigte er die Feinde in weniger als vierzig Tagen, nach Cilicien zu flüchten, als dem einzigen Zufluchtsort, der ihnen noch übrig war. Er folgte ihnen bald mit sechzig seiner besten Schiffe dahin nach; und ob sie sich gleich angeschickt hatten,

ihm ein Treffen zu liefern, so machte doch der Anblick seiner Flotte und sein schrecklicher Name einen so starken Eindruck auf sie, daß sie sich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben. Da sich ihre Anzahl auf 20000 belief, so wollte er sie nicht gerne gänzlich vertilgen; aber er fand es doch auch nicht sicher, sie in ihre alten Wohnungen zurückkehren zu lassen. Er schickte sie daher an Oerter, die weiter von der See entlegen waren, woselbst er ihnen Ländereyen gab, und also das römische Reich mit einem neuen Gebiet und neuen Unterthanen vermehrte.

Da dieser Feldzug den Ruhm des Pompejus noch um vieles vermehrt hatte, so hofften nunmehr die Tribunen, daß es ihnen leichter werden würde, ihren Günstling noch höher zu erheben. Manilius, einer von ihnen, brachte daher das Gesetz in Vorschlag, daß alle Armeen des Staats, nebst dem Gouvernement von ganz Asien und die Führung des Krieges gegen den Mithridates und den Tigranes, ihm allein übertragen werden sollten. Eine so große und unbegränzte Gewalt erregte die ganze Eifersucht des Senats; sie sahen dieses nicht anders an, als wenn man ihn für den uneingeschränckten Herrn des ganzen Reichs erklärt hätte. Es wurde dadurch einem, der schon im Besitz der ganzen Flotte war, noch dazu eine unbegränzte Macht zu Lande eingeräumt, und man schien ihn ordentlich zu reizen, sich zum Herrn von seinem Vaterlande zu machen. Das Gewicht dieser Gründe, und noch mehr das Ansehn des Senats, waren im Begriff, das Uebergewicht zu halten, und die Tribunen schienen schon zweifelhaft zu seyn, ob sie nicht wieder zurückziehen sollten, als Markus Tullius Cicero aufstand, um das Gesetz zu unterstützen, und mit seiner Beredtsamkeit den Tugenden des Pompejus zu huldigen. Es war das erstemal, daß dieser Redner

ner vor der Versammlung des Volkes auftrat; aber es war unmöglich, daß man damals einer Beredtsamkeit hätte widerstehen können, welche noch jetzt die Nachwelt bezaubert und unterrichtet. Das Gesetz gieng fast ohne allen Widerstand durch, die Verordnung wurde durch alle Tribus des Volkes bestätigt, und Pompejus wurde also freywillig und im Frieden mit einer eben so großen Macht bekleidet, als Sulla sich durch unendliche Schwierigkeiten errungen hatte.

Pompejus, dem hierdurch das Kommando in dem Kriege gegen den Mithridates aufgetragen war, reisete alsobald nach Asien ab, nachdem er die nöthigen Zurüstungen gemacht hatte, den Feldzug zu beschleunigen. Der Krieg gegen diesen König war einer der wichtigsten, die bisher von den Römern unternommen waren. Wir lesen bey dieser Gelegenheit nicht von Fürsten, die schon durch Ueppigkeit und Stolz zu Grunde gerichtet waren, oder die vor dem Glanz des römischen Namens erzitterten; sondern von einem mächtigen Könige, der in jeder Lage seines Glücks unerschrocken blieb, der, gleich einem Löwen durch jede Wunde neuen Muth bekam. Seine Länder hatten die vortheilhafte Lage, um gegen einen angreifenden Feind einen Krieg auszuhalten. Sie gränzten an die unzugänglichen Gebirge des Kaukasus, dessen wilde Einwohner er ins Feld bringen konnte; von da erstreckten sie sich längst dem Pontus Euxinus hin, welchen er mit seinen Schiffen bedeckte; dabey war er sehr reich, und erkaufte sich immer neue Armeen unter den Scythen, einem Volke von unüberwindlicher Tapferkeit. Ich habe bereits des Widerstandes, den er dem Sulla that, und des Friedens, den dieser General ihn anzunehmen nöthigte, erwähnt: da der letztere nur die Wirkung der Noth war, so dauerte er nicht länger, als so lange noch Truppen genug da waren,

waren, die ihn zur Beobachtung desselben zwingen konnten. Murena, welchen Sulla zurückgelassen hatte, versuchte es, ihn zum Gehorsam zu bringen; allein er hatte nur Schaden davon und erlitt endlich
V. C. 680. eine gänzliche Niederlage. Einige Zeit nachher fiel Mithridates, nachdem er mit dem König von Armenien, Tigranes, eine Allianz geschlossen hatte, in das Königreich Bythinien ein, welches er ehmals hatte abtreten müssen, und vor kurzem von dem König Nikomedes den Römern vermacht war. Um dem Fortgange dieser Eroberungen Einhalt zu thun, wurde Lukullus, ein erfahrner General, von Rom abgeschickt, und nach seiner Ankunft erfolgte ein Treffen, worinne Mithridates seine ganze Armee einbüßte, und, da er genöthigt war, auf der See zu entfliehen, beynahe dem Feinde in die Hände gefallen wäre, wenn ihn nicht ein Seeräuber aufgenommen und ihn sicher in sein Reich gebracht hätte. Ohne sich durch diese unglücklichen Ereignisse den Muth benehmen zu lassen, brachte er bald wieder eine andre Armee auf die Beine, und gewann auch anfangs einige Vortheile über den Feind. Aber Lukullus schnitt ihm bald darauf alle innern Hülfsmittel ab, und zwang ihn an dem Hofe des Königs von Armenien, Tigranes, Schutz zu suchen. Der römische General folgte ihm auch dahin, und foderte, daß er ihm ausgeliefert werden sollte; allein Tigranes, ob er gleich keine besonders große Freundschaft für den abgesetzten König hatte, schlug dieses ab, weil Lukullus ihm nicht alle seine Titel beygelegt hatte. Stolz war, wie es scheint, die herrschende Leidenschaft dieses schwachen Königs; es war ihm mehr daran gelegen, daß man ihm Unterwürfigkeit bezeigte, als sich Macht zu erwerben; es war seine Gewohnheit, die Könige, welche er überwunden hatte, zu zwingen, daß sie ihm, wenn er sich öffentlich sehen ließ,

ließ, als Sklaven aufwarten mußten; und er hatte, wegen seines Glücks über die schwächeren Staaten in seiner Nachbarschaft, den Titel eines Königs aller Königreiche angenommen. Dieses scheint der Titel gewesen zu seyn, welchen der römische General ihm nicht geben wollte. Der Krieg veränderte also jetzt seinen Gegenstand; die Generale des Tigranes wurden nun gleich anfangs ohne Mühe überwunden; und ob er sich gleich bald nachher an der Spitze von 250000 Mann in ein Treffen einließ, so hatte er doch kein besseres Glück. Diese Siege versprachen dem Kriege, der jetzt schon sieben Jahre gedauert hatte, ein baldiges Ende; und obgleich Mithridates noch einmal das Kommando bekam, so sah er sich doch genöthigt, weil er mehr als jemals in die Enge kam, nach Klein Armenien zu entfliehen. Lukullus machte schon Anstalt, ihm auch dahin zu folgen, als die Nachricht kam, daß Glabrio, welcher im letzten Jahre Konsul gewesen war, bestimmt sey, ihm im Kommando abzulösen, und schon wirklich in dieser Absicht in Asien angekommen sey. An dieser Beschimpfung des Lukullus scheinen einige von seinen eignen Soldaten Schuld gewesen zu seyn, die durch die beständigen Beschwerlichkeiten ermüdet, und durch aufrührische Officiere aufgewiegelt, insgeheim ihre Beschwerden an den Senat geschrieben hatten. Sobald daher Glabrio angekommen war, verließ die ganze Armee den Lukullus, welcher es nicht ohne Unwillen ansehen konnte, wie ihr gemeinschaftlicher Feind Mithridates alle seine Macht wieder bekam und sich aufs neue in den Besitz des ganzen Königreichs Pontus setzte; unterdeß Glabrio, der keine Neigung bezeigte, sich mit einem beschwerlichen Kommando abzugeben, einen müßigen Zuschauer seines Glücks abgab, und ganz ruhig in Bythinien blieb. Dieser aufrührische Geist unter den Truppen

pen des Lukullus, und die wenige Neigung des Glabrio sich mit dem Feinde einzulassen, veranlassete jenes allgemeine Verlangen, dem Pompejus die Endigung des Krieges aufzutragen, welcher denn auch kurz nachher in dieser Absicht nach Asien übergieng.

Das erste, was er nach seiner Ankunft für seine Schuldigkeit hielt, war, dem Mithridates einen Vergleich anzutragen; allein dieser König, der sich jetzt ein wenig von seinem großen und vielfachen Verlust erholt hatte, beschloß sein Glück zu versuchen, so lange es ihm noch günstig schien. Er hatte Mittel gefunden, eine sehr ansehnliche Armee aus den Ueberbleibseln seiner ehemaligen Macht zu sammeln, und war entschlossen, den Römern in Armenien zu folgen, wo er ihnen ihre Unterstützung abzuschneiden hoffete; da ihm aber dieses nicht gelang, so sah er sich genöthigt, zu entfliehen, nachdem er zuvor alle diejenigen, die nicht im Stande waren, ihm auf seiner Flucht zu folgen, getödtet hatte; demungeachtet setzte ihm Pompejus aufs eiligste nach, und holte ihn ein, eh er Zeit hatte, über den Euphrat zu kommen. Ob es gleich eben Nacht war, so sah er sich doch genöthigt, sich mit den Römern zu schlagen, und man sagt, der Mond, welcher der römischen Armee in den Rücken geschienen, habe ihre Schatten so sehr verlängert, daß die Bogenschützen des Mithridates ihre Pfeile auf die Schatten, welche sie für wirkliche Körper angesehen, abgeschossen. Dem sey nun wie ihm wolle, seine asiatischen Truppen waren nicht im Stande, der Macht der europäischen Fußvölker zu widerstehen; er that alles, was nur immer ein großer und erfahrner General thun konnte, um sie gegen den Feind anzuführen, und ihnen ihr Schrecken zu benehmen; aber nichts konnte sie dahin bringen, den Angriff auszuhalten, indem sowohl damals als jetzt, Feigheit und weibische

weibische Weichlichkeit den morgenländischen Armeen eigenthümlich war. Da er also mit dem Verlust fast aller seiner Truppen noch einmal überwunden war, und sich auf allen Seiten von den Römern eingeschlossen fand, so machte er den verzweifelten Versuch, sich an der Spitze von achthundert Reutern durchzuschlagen, welches ihm auch, wiewohl mit Verlust von fünfhundert Mann, gelang. Er war schon lange mit dem Elende bekannt, aber seine gegenwärtige Lage schien hülfloser zu seyn, als sie je gewesen war; er wanderte einige Tage lang hintereinander voller Gram in den Wäldern, die das Land bedeckten, umher, indem er sein Pferd bey der Hand leitete, und von den Früchten, die er von ungefähr an dem Wege fand, lebte. In diesem elenden Zustande fand er 3000 von seinen Leuten, die der allgemeinen Niederlage entgangen waren; diese brachten ihn zu einem von den Magazinen, wo er die Schätze, die er zur Unterstützung des Krieges bestimmt hatte, aufbewahrte. Er schickte von hier aus an den Tigranes, und sprach ihn um Hülfe an; aber dieser war zu Hause zu sehr damit beschäfftigt, die Empörung eines seiner Söhne zu unterdrücken, als daß er hätte einige Hülfstruppen außer Landes schicken können. Ob ihm nun gleich diese Hoffnung fehlschlug, so verzweifelte er doch noch nicht, sondern floh nach Kolchis, einem Staat, der ehmals unter seiner Herrschaft gestanden hatte. Da ihn Pompejus auch dahin verfolgte, so unternahm er eine andere fürchterliche Reise, gieng über den Araxes, begab sich aus einer Gefahr in die andere, durch das Land der Lazi, sammelte alle Barbaren, die er auf seinem Wege antraf, und bewog die scythischen Fürsten, sich gegen Rom zu erklären. Standhaft in seiner Feindschaft ließ er nicht ab, sich immer zu widersetzen, ob sich gleich seine eigne Familie gegen ihn verband.

verband. Ungeachtet sein Sohn Machares ihn verrieth, und Pharnaces nach seinem Leben trachtete, gieng er doch noch immer mit großen Entwürfen schwanger, und dachte mitten in Asien daran, wie er das römische Reich angreifen wollte. Dieses wollte er dadurch ins Werk richten, daß er nach Europa übergieng, sich daselbst mit den tapfern Nationen, welche Deutschland und Gallien bewohnten, vereinigte, und dann, wie Hannibal vor ihm gethan hatte, über die Alpen in Italien einfiel; allein seine furchtsamen asiatischen Soldaten waren gar nicht dazu aufgelegt, die großen Absichten ihres Anführers zu unterstützen. Sobald sie sein Vorhaben erfuhren, so machten sie einen Aufstand, welcher durch seinen Sohn Pharnaces befördert wurde, der schon lange gewünscht hatte, die Gunst des Pompejus durch einen Vatermord zu gewinnen. Mithridates sah sich also genöthigt, in seinen Pallast zu entfliehen, um der Wuth der Armee zu entgehen, und ließ darauf seinen Sohn um Erlaubniß bitten, abzureisen, indem er ihm den freyen Besitz alles dessen, was ihm in seinem Elende übrig geblieben war, und sein Recht auf diejenigen Länder, die ihm die Römer entrissen hatten, anbot. Hierauf gab der unmenschliche Sohn keine bestimmte Antwort, indem er wohl wußte, daß man ihm nichts anbot, als was man ihm nicht nehmen konnte; sondern er wandte sich gegen den Sklaven, der ihm die Botschaft brachte, und befahl ihm mit einem finsteren Blicke, seinem Vater zu sagen, der Tod sey das einzige, was ihm jetzt übrig bliebe. Ein so schreckliches Beyspiel der kindlichen Treulosigkeit war ein neuer Dolch für das Herz des unglücklichen Monarchen; er konnte sich nicht enthalten, seine Verwünschungen auszustoßen, und zu wünschen, daß ein so unnatürlicher Sohn dereinst eine gleiche Undankbarkeit an seinen Kindern

erleben

erleben möchte. Hierauf begab er sich aus seinem Zimmer, wo er eine Zeitlang allein gewesen war, in dasjenige, welches seinen Gemalinnen, Kindern und Bedienten besonders gehörte, und befahl allen denen unter ihnen, welche nicht das schreckliche Elend einer römischen Gefangenschaft erdulden wollten, sich zum Tode anzuschicken. Sie waren alle bereitwillig, mit ihrem Monarchen zu sterben, und nahmen alle mit Freuden das Gift, welches er in Bereitschaft hatte, woran sie vor seinen Augen starben. Was ihn selbst anbetraf, so that das Gift nur geringe Wirkung, weil er seinen Körper sehr an Gegengift gewöhnt hatte; er versuchte es daher sich mit seinem Degen zu entleiben; und da ihm das auch nicht gelingen wollte, so that ihm ein gallischer Soldat, Namens Bitäus, diesen freundschaftlichen Dienst. So endigte Mithridates sein Leben, verrathen durch seinen Sohn, und verlassen von einer Armee, die vor der Größe seiner Unternehmungen zu erschrecken schien. Sein Glück war sehr abwechselnd; sein Muth aber blieb sich immer gleich: er hatte zwanzig Jahre hindurch Rom Widerstand gethan; und ob er gleich oft durch seine Generale, seine Kinder und seine Gemahlinnen verrathen wurde, so fand er doch immer Mittel gegen seine Feinde, und blieb furchtbar, bis ans Ende.

Unterdessen war Pompejus eifrig darüber aus, seine Vortheile über den Tigranes zu verfolgen, welcher es nicht allein mit den Römern, sondern auch mit seinen eignen drey Söhnen, die sich gemeinschaftlich wider ihn empört hatten, zu thun hatte. Zween von diesen hatte er das Glück zu überwinden und hinzurichten; aber bald darauf wurde er selbst vom Pompejus gezwungen, sich zu ergeben. Sein noch übriger Sohn, der ins römische Lager entflohen war, that alles mögliche, eine Aussöhnung zu verhindern;

aber Pompejus verwies ihm seinen Ungehorsam, begegnete dem alten König sehr gnädig, und setzte ihn in den größten Theil seiner alten Besitzungen wieder ein, indem er ihn bloß seiner Eroberungen beraubte, und ihm eine Geldbuße von sechstausend Talenten zu Entschädigung der Kriegskosten auflegte. Sein Sohn, der noch immer mit diesem Traktat nicht zufrieden war, und seinem Vater das Leben zu nehmen drohete, wurde vom Pompejus festgesetzt, um ihn zu seinem Triumph in Rom aufzubewahren. Da also jetzt nichts mehr im Stande war, dem Fortgang seiner Waffen Einhalt zu thun, so marschierte er über die ungeheuren Gebirge des Taurus weiter, und setzte Könige ein und ab, nach Belieben. Darius, der König von Medien, und Antiochus, der König von Syrien, wurden gezwungen, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen; Phraates, der König der Parther, ward genöthigt, sich zurück zu ziehen, und um Frieden zu bitten. Von da breitete er seine Eroberungen weiter über die Thuräer und Arabier aus, und machte ganz Syrien und Pontus zu römischen Provinzen. Sodann wandte er sich nach Judäa und befahl dem Aristobulus, der seinem ältern Bruder Hyrkanus das Priesterthum entrissen hatte, vor ihm zu erscheinen; allein Aristobulus hatte den Tempel zu Jerusalem gegen ihn befestigt, und weigerte sich, ihm zu antworten. Dieser ehrwürdige Platz, welcher also in eine Garnison verwandelt wurde, hielt sich, da er wegen seiner Lage sehr fest war, drey Monate, ward aber endlich eingenommen, und zwölf tausend von seiner Besatzung ums Leben gebracht. Pompejus begab sich in dieses große Heiligthum mit einer Entschlossenheit, die mit Furcht vermischt war; er bezeigte die größte Neubegierde, ins Allerheiligste zu gehen: daselbst betrachtete er eine Zeitlang diejenigen Dinge,

die

die keiner, als die Priester allein sehen durften. Nichts desto weniger bezeigte er eine so große Ehrfurcht für diesen Ort, daß er nichts von den großen Schätzen, die daselbst niedergelegt waren, berührte. Nachdem er den Hyrkanus in das Hoheprieſterthum und die Regierung wieder eingesetzt hatte, so nahm er den Aristobulus mit, um seinen Triumph bey seiner Rückkehr mit ihm zu schmücken. Dieser Triumph, welcher zween Tage dauerte, war der prächtigste, der je in Rom gehalten war; es wurden dabey die Namen von funfzehn bezwungenen Königreichen, achthundert eroberten und neun und zwanzig wieder bevölkerten Städten, und tausend Schlössern, die der römischen Herrschaft unterworfen waren, zur Schau getragen. Unter den Gefangenen, die im Triumph aufgeführt wurden, sah man den Sohn des Tigranes; den König von Judäa, Aristobulus; die Schwester des Mithridates; nebst den Geisseln der Albanier, der Iberier und dem König von Komagena. Die Schätze, welche dabey nach Rom gebracht wurden, beliefen sich ungefähr auf zwanzig Millionen Thaler nach unserm Gelde; und der Trophäen und andern Kostbarkeiten der Processiion war eine so große Menge, daß die Zuschauer sich unter der Verschwendung von Pracht zu verlieren schienen. Alle diese Siege indessen dienten vielmehr dazu, den Ruhm der Republik zu erhöhen, als ihre Macht zu vermehren; sie machten sie bloß zu einem glänzendern Ziele des Ehrgeizes, und setzten ihre Freyheit einer desto größern Gefahr aus. Diese Freyheit schien in der That von allen Seiten dem Umsturz nahe zu seyn; denn selbst zu der Zeit, da Pompejus seine auswärtigen Siege verfolgte, wurde Rom durch eine innerliche Verschwörung an den Rand des Abgrundes gebracht.

Der erste Anstifter und das Haupt dieser Verschwörung war der Sergius Katilina, ein Patricier von Geburt, der den Entschluß faßte, auf den Ruin seines Vaterlandes seine eigne Macht zu gründen. Er war, sowohl durch Kunst als Natur besonders dazu gebildet, eine Verschwörung anzuführen; er besaß eine Herzhaftigkeit, die zu den allerverzweifeltsten Unternehmungen fähig war, und eine Beredtsamkeit, die seinem Ehrgeiz einen schönen Anstrich zu geben wußte; er hatte sein Vermögen durchgebracht, lebte sehr ausschweifend, und war sehr wachsam, seine Absichten zu verfolgen; er hatte eine unersättliche Begierde nach Reichthum, bloß um ihn in seinen strafbaren Vergnügungen zu verschwenden; kurz, nach der Beschreibung des Sallustius, war er aus entgegengesetzten Leidenschaften zusammengesetzt; unmäßig bis zur Ausschweifung, und doch bis zum Wunder geduldig Beschwerlichkeiten zu ertragen; ernsthaft bey den Tugendhaften, und ausgelassen bey den Lustigen; so daß alle bösen Leute aus Zuneigung seine Freunde waren, und er sogar einige von den guten durch den verführenden Schein einer verstellten Tugend gewann. Doch wurde endlich sein wahrer Charakter zu Rom ganz bekannt; er war angeklagt, daß er eine vestalische Jungfrau entehrt; man hatte ihn im Verdacht, daß er seinen Sohn ermordet, um eine strafbare Leidenschaft zu befriedigen; und es war allgemein bekannt, daß er bey der Achtserklärung des Sulla seinen Bruder umgebracht habe, um diesem Tyrannen gefällig zu seyn.

Nachdem Katilina durch ein so ausschweifendes und böses Leben eine Menge Schulden gemacht hatte, so beschloß er, sich auf eine oder die andere Weise, wenn es auch das größte Verbrechen seyn sollte, von denselben loszumachen. Sein erstes Absehen gieng daher

daher auf das Konsulat, in welchem er durch die Plünderung der Provinzen sich wieder aufzuhelfen hoffte; allein diese Hoffnung schlug ihm fehl. Dieser Schimpf that eine solche Wirkung auf seinen von Natur hitzigen Kopf, daß er sich augenblicklich mit dem Piso und einigen andern, deren Umstände eben so verzweifelt waren, als die seinigen, in eine Verbindung einließ, worinne sie beschlossen, die eben erwählten Konsuln nebst verschiednen andern Senatoren ums Leben zu bringen, und dann die Regierung unter sich zu theilen. Allein diese Absichten wurden entdeckt, ehe sie zur Ausführung reif waren, und der Senat trug Sorge ihren Wirkungen zu begegnen. Einige Zeit nachher hielt er noch einmal um das Konsulat an, verfehlte aber wieder seinen Zweck; indem ihm der große Cicero, dessen Charakter wir nachher entwerfen werden, vorgezogen ward. Voller Wuth über diese wiederholten Demüthigungen, athmete er jetzt nichts als Rache; seine Absicht war, wenn er diesmal das Konsulat, und mit demselben das Kommando der Armeen des Staats, erhalten hätte, sein Vaterland seiner Freyheit zu berauben, und allein die Herrschaft an sich zu reissen. Endlich erlaubte die Ungeduld über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen ihm nicht, die Reife seiner Entwürfe abzuwarten; er faßte daher den tollen Entschluß sich der Herrschaft zu bemächtigen, ehe er noch die erforderlichen Mittel in Händen hatte, ein solches Unternehmen auszuführen.

Viele von denen, die an der ersten Verschwörung des Piso Antheil gehabt hatten, waren ihm noch immer getreu: diese versammelte er ungefähr dreyßig an der Zahl, unterrichtete sie von seinen Absichten und Hoffnungen, setzte einen Plan zu ihren Operationen fest, und bestimmte einen Tag zur Ausführung. Sie machten unter einander ab, daß ganz Italien zu einer

allgemeinen Empörung aufgewiegelt werden sollte, wozu einem jeden der Oberhäupter seine besondere Rolle angewiesen wurde. Rom sollte an verschiednen Orten auf einmal in Brand gesteckt werden, und Katilina sollte an der Spitze einer Armee, die man in Etrurien angeworben hatte, sich dann in der allgemeinen Verwirrung der Stadt bemächtigen und alle Senatoren niedermachen. Lentulus, einer von seinen gottlosen Gehülfen, welcher Prätor oder Richter in der Stadt gewesen war, sollte in ihren allgemeinen Versammlungen den Vorsitz haben; Cethegus, ein Mann, der eine große Gewalt, die er gegenwärtig im Besitz hatte, der Hoffnung, seine Rachsucht an dem Cicero zu befriedigen, aufopferte, sollte über das Blutbad in der Stadt die Direktion haben; und Cäsius sollte diejenigen anführen, welche sie in Brand steckten. Da aber die Wachsamkeit des Cicero das größte Hinderniß bey ihrem Vorhaben war, so wünschte Katilina nichts mehr, als daß er möchte vorher aus dem Wege geräumt werden, eh er Rom verließe; worauf es denn zween Ritter in der Gesellschaft auf sich nahmen, ihn den folgenden Morgen, bey einem frühen Besuch, den sie ihm unter dem Vorwande, daß sie Geschäffte bey ihm hätten, machen wollten, in seinem Bette umzubringen. Die Zusammenkunft aber war nicht so bald vorbey, als Cicero schon von allem, was in derselben vorgegangen war, Nachricht hatte; denn durch die List eines Frauenzimmers, Namens Fulvia, hatte er den Kurius, ihren Liebhaber und einen von den Verschwornen, auf seine Seite gebracht, ihm von allen ihren Berathschlagungen pünktliche Nachricht zu geben. Nachdem er also die nöthige Vorsicht gebraucht hatte, sich gegen die Absichten des Morgenbesuchs, der sich zu rechter Zeit einstellte, in Sicherheit zu setzen, so trug er ferner Sorge an die Vertheidigung der Stadt zu denken,

ken, indem er den Senat zusammen berief, und mit demselben überlegte, was man bey so gefährlichen Umständen für Maaßregeln zu ergreifen habe. Der erste Schritt, welchen man that, war, daß man denjenigen, welche noch mehr anzeigen würden, ansehnliche Belohnungen versprach, und dann zur Vertheidigung des Staats Anstalt machte. Katilina, um zu zeigen, wie gut er sich zu verstellen, oder ein jedes Verbrechen zu rechtfertigen wüßte, begab sich ohne Scheu in den Senat, behauptete, daß er unschuldig sey, und erbot sich, jede Sicherheit, die man nur verlangen würde, für seine Aufführung zu stellen. Diese Erklärungen, die er auf eine sehr demüthige Art vorzubringen wußte, gewannen ihm eine Menge der Senatoren; aber Cicero, der über diese Unverschämtheit aufgebracht wurde, anstatt die Geschäffte dieses Tages fortzusetzen, trat auf, wandte sich an den Katilina, und hielt eine sehr heftige und bittere Rede gegen ihn. In dieser Rede, welche noch übrig ist, deckte er mit allem Feuer einer entrüsteten Beredtsamkeit die ganze Reihe seiner Verbrechen, und die besondern Umstände seiner gegenwärtigen Anklage auf. Als Cicero sich wieder gesetzt hatte, trat Katilina dagegen auf, und ersuchte den Senat, mit wohl überlegter Verstellung und mit niedergeschlagenen Gebehrden, nicht gar zu eilfertig ungegründeten Berichten von ihm Glauben beyzumessen, und sich nicht überreden zu lassen, daß ein Mann von seinem Stande, dessen Vorfahren und dessen geleistete Dienste ihn eher zu Lobe als Tadel berechtigten, solche schändliche Beschuldigungen verdienen könnte. Indem er noch seine Vertheidung fortsetzte, und einige Anmerkungen über den Konsul, vornehmlich über sein geringes Herkommen, zu machen anfieng, wollte ihn der Senat nicht weiter anhören; worauf er sich laut erklärte, daß

er, da man ihm nicht erlauben wollte, sich zu rechtfertigen, und seine Feinde ihn mit Gewalt fortstießen, die Flamme, die man um ihn angezündet hätte, in einem allgemeinen Ruin ersticken wollte. Mit diesen Worten eilte er aus der Versammlung, und drohete allen seinen Widersachern den Untergang. So bald er wieder in seinem Hause war, und über das, was vorgegangen war, nachdachte, sah er wohl, daß es vergebens seyn würde, sich länger zu verstellen. Er beschloß daher, auf einmal, ehe noch die Republik sich zum Widerstande gerüstet hätte, zur That zu kommen, und verließ, nach einer kurzen Unterredung mit dem Lentulus und Cethegus, die Stadt in der Nacht, mit einer geringen Begleitung, um nach Etrurien zu eilen, wo Manilius, einer von den Verschwornen, eine Armee warb, um sein Unternehmen zu unterstützen.

Unterdessen gebrauchte Cicero alle erforderliche Vorsicht, um sich derjenigen Verschwornen zu versichern, die in Rom zurückgeblieben waren; und bewog das Volk durch die Macht seiner Beredtsamkeit, seine Unternehmungen zu unterstützen. Lentulus, Cethegus, Cäsius und verschiedne andre wurden gefangen gesetzt; und der Senat wurde um Rath gefragt, wie man mit diesen Leuten verfahren sollte. Die vornehmsten Beweise gegen sie waren die Gesandten der Allobroger, eines tapfern Volks, welches die jetzige Dauphine und Savoyen bewohnten; diese sagten aus, daß man sie um einen Beystand von Reuterey, so bald der Krieg ausbräche, ersucht hätte; daß sie aber aus Furcht vor der Gefahr, den Antrag abgelehnt hätten; wobey sie zu gleicher Zeit die Briefe des Lentulus an sie, mit seinem eignen Petschaft gesiegelt, vorzeigten. Hierauf entstand ein großer Streit im Senat, über die Art, wie man die Gefangenen bestrafen sollte; eine sehr delikate und wichtige Frage. Lebensstrafen waren

ren in Rom sehr selten und sogar verhaßt; auf der andern Seite aber erforderten die Verbrechen, deren sie überführt waren, eine schnelle und exemplarische Strafe. Silanus, der aufs folgende Jahr bestimmte Konsul, war der Meynung, daß sie alle hingerichtet werden müßten. Alle die nach ihm auftraten gaben dieser Meynung gerne Beyfall, bis es an den Julius Cäsar kam, sein Gutachten zu sagen. Dieser ausserordentliche Mann, welcher zum Prätor aufs folgende Jahr erwählt war, hatte sich von seiner frühesten Jugend an einen eignen Weg zu einer allgemeinen Herrschaft ausgezeichnet, und glaubte jetzt, daß er sich, wenn er bey dieser Gelegenheit gnädige Gesinnungen blicken ließe, die Gunst des Volks erwerben würde. Einige glauben auch, daß er die Verschwörung heimlich begünstigt, und nur ihren ersten Fortgang abgewartet habe, um sich selbst an die Spitze der Verschwornen zu stellen. Er bemerkte daher in einer schönen und ausgearbeiteten Rede (denn von allen Rednern in der Republik übertraf ihn keiner, als Cicero) daß diejenigen, welche sich für die Todesstrafe erklärten, die gnädigsten Gesinnungen hegten, indem der Tod nur eine Erlösung für den Unglücklichen sey, und gar keine Empfindung weder von Wohl, noch von Uebel zurückließe. Die Abscheulichkeit des gegenwärtigen Verbrechens, sagte er, könne jede Strenge rechtfertigen; aber das Beyspiel sey gefährlich in einem freyen Staat, wo die höchste Gewalt oft in schlimme Hände fiele. Ob man gleich von einem solchen Konsul, wie Cicero, keine Gefahr befürchten könnte, so könnte man doch, in andern Zeiten, und unter andern Konsuln, nicht wissen, wie weit sich Gerechtigkeit von der Grausamkeit entfernt halten würde. Seine Meynung war daher, man sollte die Verschwornen zu einem ewigen Gefängniß verdam-

men. Seine Rede, die er mit allen Künsten eines vollkommnen Redners vorbrachte, schien auf die ganze Versammlung einen starken Eindruck zu machen: Silanus selbst fieng an, die Strenge seiner gegebenen Meynung zu entschuldigen und zu mildern; und selbst die Freunde des Konsuls waren beynahe überzeugt, als endlich Porcius Kato auftrat, um ihn zu widerlegen. Keine zween Charaktere konnten sich mehr entgegen seyn, als Cäsar und Kato. Cäsar war gnädig, gefällig und einschmeichelnd; Kato strenge, nachdrücklich und heftig; Cäsar liebte sein Vaterland, in der Hoffnung, es einst zu beherrschen; Kato liebte es mehr als alle andere Länder, weil er es für freyer hielt; jener hielt sich alle Mittel für erlaubt, so ungerecht sie auch seyn mochten, wodurch er seinen Endzweck erreichen konnte; dieser arbeitete bloß auf Einen Zweck, durch Ein Mittel, die erhabenste Gerechtigkeit sollte ihn zur unbiegsamsten Tugend führen. In der That gaben die Meynungen der griechischen Philosophen den Neigungen der großen Männer dieser Zeit ihre Richtung; so daß Cäsar ein Nachfolger des Epikurus, und Kato ein strenger Stoiker war. Er machte also den Anfang damit, daß er dem Cicero das Lob beylegte, welches er wirklich verdiente; er beschrieb ihn als einen Mann, den jede Tugend schmückte, die ihn selbst glücklich machen, nebst allen Talenten, welche das Glück andrer vermehren könnten. Er bezeugte hiernächst seine Verwunderung, wie der geringste Streit darüber entstehen könnte, ob man Leute strafen müsse, die einen wirklichen Krieg gegen ihr Vaterland angefangen hätten. Er habe sich selbst, sagte er, nie die kleinsten Verirrungen seines Herzens verziehen, und könnte unmöglich die schändlichsten Handlungen an andern verzeihen: die jetzige Berathschlagung beträfe nicht so wohl das Schicksal der Gefangenen allein, als

der

der ganzen Armee des Katilina, welche den Muth erheben oder sinken lassen würde, je nachdem sie ein gelindes oder strenges Urtheil fälleten; seine Meynung sey daher, da die Verbrecher, theils durch das Zeugniß andrer, theils durch ihr eignes Geständniß überführt wären, so müsse man sie, nach der Gewohnheit der Vorfahren in ähnlichen Vorfallenheiten, hinrichten lassen. Diese Rede wurde durch eine andre vom Cicero, die noch nachdrücklicher war, unterstützt; und sie waren so überzeugend, daß sie dem Streit ein Ende machten. Der Tod der Verschwornen war nicht so bald beschlossen, als Cicero ihn gleich zu vollziehen beschloß, damit es nicht in der Nacht, welche nicht fern war, neue Unruhen geben möchte. Lentulus, Cethegus und die übrigen wurden daher von den vornehmsten obrigkeitlichen Personen aus ihrem Verhaft gebracht, und den Nachrichtern übergeben, welche sie alsobald im Gefängniß strangulirten.

Unterdessen hatte Katilina eine Armee von zwölf tausend Mann aufgebracht, von denen nur der vierte Theil ordentlich bewaffnet war, indem die übrigen sich bloß mit dem was das Ungefähr ihnen darbot, als Spießen, Lanzen und Keulen, versehen hatten. Er wollte anfangs keine Sklaven annehmen, welche sich in großer Menge zu ihm versammelten, indem er sich auf die Stärke der Verschwornen allein verließ; allein bey der Annäherung des Konsuls, der gegen ihn abgeschickt war, und der Nachricht, daß seine Gehülfen in Rom hingerichtet wären, nahm seine Sache eine ganz andre Gestalt an. Sein erster Versuch war daher, durch lange Märsche über die apenninischen Gebirge nach Gallien zu entkommen; aber hierinne schlug ihm seine Hoffnung fehl, indem alle Pässe, durch eine Armee unter dem Kommando des Metellus, die der seinigen überlegen war, aufs genaueste bewachet wurden.

den. Da er also von allen Seiten eingeschlossen war, und sah, daß alles umsonst, und ihm nichts übrig sey, als entweder zu sterben oder zu siegen, so faßte er den Entschluß, einen muthigen Versuch gegen die Armee, die ihm nachfolgte, zu wagen. Der Konsul Antonius war eben selbst krank, und sein Legat Petrejus führte das Kommando. Dieser war so glücklich, nach einem sehr hitzigen und blutigen Treffen, worinne er einen ansehnlichen Theil seiner besten Truppen verlor, den Katilina mit seiner ganzen Armee, die bis auf den letzten Mann verzweifelt focht, zu vertilgen; jeder fiel an dem Orte, welchen er in der Schlachtordnung eingenommen hatte, und gleich als wenn alle von dem Geist ihres Anführers beseelt wären, fochten sie nicht sowohl um zu siegen, als um den Sieg theuer zu verkaufen und das Unglück des Staats mit ihrem eignen Untergange zu verbinden. Nachdem also die Republik von aller Besorgniß wegen der Gefahr befreyet war, so bestrebte sich alles in die Wette, den Cicero zu erheben, dessen Anschläge das mehreste dazu beygetragen hatten, sie abzuwenden. Der Senat verordnete, daß ihm öffentlich Dank abgestattet werden sollte, und auf die Bitten des Kato wurde ihm der Titel **Vater des Vaterlandes** beygelegt, welches das Volk mit lauten Zurufungen bestätigte.

Die Ausrottung dieser Verschwörung schien nur den großen Männern des Staats ein freyes Feld zu eröffnen, ihren Ehrgeiz wirken zu lassen. Pompejus war jetzt, nachdem er den Orient bezwungen, gleichwie er ehmals in Europa und Afrika siegreich gewesen, zurückgekehrt. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, als den mächtigsten Mann im Staat, der im Stande wäre, ihn nach seinem Gefallen zu beherrschen. Sein Glück im Kriege hatte ihm den Beynamen der Große erworben, und der Titel war ihm angenehmer, als

das

das Bewußtseyn, ihn zu verdienen. Dieses war der Posten, nach welchem sein Ehrgeiz trachtete; er schien mehr Verlangen zu haben, der Anführer als der Regent seines Vaterlandes zu seyn, Lobsprüche als Gehorsam zu erhalten. Es stand oft in seiner Macht, sich durch Gewalt zum Herrn des Staats zu machen; aber er scheute sich entweder vor der Beschwerlichkeit, die damit verknüpft seyn würde, oder er lebte beständig in der Erwartung, dasjenige als ein Geschenk zu bekommen, was er nicht gerne gewaltsamer Weise an sich reissen wollte. Seine Fähigkeiten waren mehr scheinbar als durchdringend, und sein vornehmstes Werkzeug in der Regierung war die Verstellung; da er aber ein besserer Soldat, als Staatsmann war, so wurde er auswärts angebetet, und genoß im Lager die Huldigung die man in der Stadt ihm versagte.

Das erste was er nach seiner Rückkehr that, war, daß er die Wahl der beiden Konsuln bestimmte, durch deren Vermittelung er es leicht zu erhalten hoffte, daß alle seine in Asien gemachten Verfügungen bestätigt, und ein Theil von den eroberten Ländern unter seine Soldaten ausgetheilt würde. Allein diese beiden Hoffnungen schlugen ihm fehl; der Senat, welcher anfieng seine Macht einzusehen und zu fürchten, wollte sie jetzt gern durch jeden Widerstand vermindern. Die beiden Konsuln waren ihm eben so wohl zuwider, als die übrigen, und wurden von allen denen unterstützt, die nicht öffentlich als Werkzeuge seiner Parthey bekannt waren. Der Tribun, Flavius, welcher das Gesetz betrieb, hatte, aus Ungeduld über den Vorzug und durch die große Macht des Pompejus muthig gemacht, die Kühnheit, den Konsul Metellus ins Gefängniß bringen zu lassen; und als der ganze Senat ihm nachfolgte, und sich mit ihm ins Gefängniß begeben wollte, so setzte der Tribun seinen Stuhl vor die

Thüre,

Thüre, um sie zurückzuhalten. Diese Gewaltthätigkeit aber war dem Volke so anstößig, daß Pompejus es rathsam fand, den Tribun wegzubringen und den Konsul frey zu lassen. Diese Widersetzung im Senat lehrte ihn, daß er es für sich allein nicht dahin bringen würde, den Staat zu regieren, wenn er nicht einige von den mächtigsten Männern im Staat zu Hülfe nähme, nicht als Theilnehmer seiner Macht, sondern als Werkzeuge zu Unterstützung derselben.

Krassus, wie wir schon bemerkt haben, war der reichste Mann in Rom, und hatte nächst dem Pompejus auch das größte Ansehen; ja seine Parthey im Senat war größer als die seines Nebenbuhlers, und die Eifersucht gegen ihn geringer. Er und Pompejus waren wegen ihres entgegengesetzten Interesse und Charakters schon lange uneins gewesen; und von der Fortsetzung ihrer gegenseitigen Eifersucht mußte der Staat gewissermaßen seine künftige Sicherheit erwarten. Bey dieser Beschaffenheit der Sachen beschloß Julius Cäsar, welcher vor kurzem als Prätor nach Spanien gegangen, und mit großem Reichthum und Ruhm wieder zurückgekehrt war, sich ihrer gegenseitigen Eifersucht zu seinem eignen Vortheil zu bedienen. Dieser berühmte Mann war ein Neffe des Marius von weiblicher Seite, und stammte von einem der angesehensten Häuser in Rom ab. Er war schon die ersten Stufen der obrigkeitlichen Aemter durchgegangen, indem er Quästor, Aedilis, Pontifex maximus und Prätor in Spanien gewesen war. Da seine Vorfahren Plebejer gewesen, so nahm er sich eifrig der Sache des Volks an, und machte kurz nach dem Tode des Sulla, daß diejenigen, die er verbannet hatte, wieder zurückberufen wurden. Er hatte sich von der Zeit an immer für das Volk gegen den Senat erklärt, und sich dadurch vorzüglich bey demselben beliebt gemacht. Wäh-

rend

rend seiner Verwaltung in Spanien hatte er immer von allem was vorgegangen war, genaue Nachricht erhalten, und deswegen beschlossen, zurückzukehren, um sich die vorfallende Gelegenheit zu seinem Vortheil zu Nutze zu machen. Seine in Spanien geleisteten Dienste hatten ihm einen Triumph verdient, und sein Ehrgeiz strebte nach dem Konsulat. Allein nach den Gesetzen konnte er nicht beides zugleich erhalten; denn um das Konsulat zu erlangen mußte er in die Stadt kommen, und wenn er in die Stadt kam, so durfte er nachher keinen Triumph halten. In dieser Verlegenheit zog er die wirkliche Macht einem eiteln Gepränge vor, und entschloß sich also um das Konsulat anzuhalten, wobey er sich zu gleicher Zeit vornahm, die beiden mächtigsten Männer im Staat mit sich zu verbinden, indem er sie wieder mit einander aussöhnte. Er machte demnach den Anfang damit, dem Pompejus seine Dienste anzubieten, indem er ihm seinen Beystand dazu versprach, daß alle seine Handlungen, der Widersetzung des Senats ungeachtet, bestätigt würden. Pompejus, der sich freute einen Mann von so großen Verdiensten auf seiner Seite zu haben, schenkte ihm gern sein Vertrauen und seinen Schutz. Hiernächst wandte er sich an den Krassus, welcher wegen vormaliger Verbindungen schon geneigt war, noch näher sein Freund zu werden. Endlich, da er keinen von beiden abgeneigt fand, eine Vereinigung zu Beförderung ihres gemeinschaftlichen Interesse einzugehen, nahm er eine Gelegenheit in Acht, sie zusammen zu bringen; er stellte ihnen alsdann sowohl die Vortheile als die Nothwendigkeit einer Aussöhnung vor, und hatte Geschicklichkeit genug, sie zu überreden, ihre ehmaligen Uneinigkeiten zu vergessen. Es ward also eine Verbindung geschlossen, vermöge welcher sie sich verabredeten, daß nichts in der Republik geschehen sollte,

sollte, als welches von ihnen gemeinschaftlich unterstützt und gebilligt würde. Dieses hieß das **Erste Triumvirat**, wodurch die Verfassung durch ein neues Interesse geschwächt wurde, welches noch nie in der Regierung statt gefunden hatte, von dem Interesse des Senats sowohl als des Volks sehr verschieden war, und doch von beiden abhieng. Indessen konnte eine Macht, wie diese, die von der schweren Vereinigung eines verschiednen Interesse abhieng, von keiner langen Dauer seyn; und in der That wurde es auch bald nachher durch die Gewalt der Waffen, die nicht einmal einen Schatten von Freyheit übrig ließ, verschlungen.

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Von dem Anfange des ersten Triumvirats bis zum Tode des Pompejus.

v. C. 694. Man konnte jetzt das gemeine Wesen als in verschiedene Körper getheilt, deren jeder sein besonderes Interesse hatte, betrachten. Das Triumvirat strebte nach der höchsten Gewalt, und suchte durch Unterdrückung des Senats und Anlockung des Volks seinen Einfluß zu vergrößern. Der Senat, welcher sich auf gleiche Weise vor den drey großen Männern, die ihn lenkten, und vor dem Volke, welches sich ihm widersetzte, fürchtete, machte ein mittleres Interesse zwischen beiden; er wünschte, die Aristokratie, welche Sulla eingeführt hatte, wieder aufzurichten, und gab seinen schwachen Widersetzungen den Namen der Freyheit. Das Volk hingegen wünschte sich die Freyheit im aller weitesten Sinn, und weil es nun von Seiten des Senats eine Beeinträchti-

trächtigung derselben fürchtete, so unterstützte es mit einer unglücklichen Blindheit das Triumvirat aus aller Macht, und ließ sich durch die großen Versprechungen desselben, und den scheinbaren Anstrich, welchen man der Sache zu geben wußte, hintergehen.

Das erste, was Cäsar that, nachdem er in das Triumvirat aufgenommen war, bestand darinne, daß er sich des Ansehens seiner Gehülfen bediente, um das Konsulat zu erhalten. Der Senat hatte noch einen geringen Einfluß übrig; und ob er also gleich genöthigt war, ihn mit wählen zu helfen, so gab er ihm doch einen gewissen Bibulus zum Amtsgehülfen, von dem er voraussetzte, daß er seine Macht in Schranken halten würde; allein der Gegner war zu stark, als daß ihm Bibulus, wenn er auch ein weit geschickterer Kopf gewesen wäre, hätte widerstehen können; so daß er, nach einem schwachen Versuch zum Besten des Senats, den übrigen Theil des Jahrs über ganz unthätig blieb. Cäsar hingegen war desto geschäfftiger; er machte den Anfang, an seinen Entwürfen zur Oberherrschaft zu arbeiten, damit, daß er sich bey dem Volke beliebt zu machen suchte. Er brachte daher ein Gesetz in Vorschlag, gewisse Ländereyen in Kampanien unter diejenigen von den armen Bürgern auszutheilen, die wenigstens drey Kinder hätten. Dieser Vorschlag war an sich selbst sehr billig, und wurde nur durch die Absichten seines Urhebers strafbar. Der Senat, welcher entschlossen war, sich ihm in allen seinen Anschlägen zu widersetzen, war ihm auch hierinne zuwider, welches bloß dazu diente, das Volk noch mehr gegen ihn aufzubringen. Der Pöbel trieb ihn mit Steinen von dem Orte der öffentlichen Versammlung herunter: Kato und Bibulus, die dem Gesetz am eifrigsten entgegen arbeiteten, wurden gezwungen nach Hause zu gehen;

und den noch übrigen Theil des Senats nöthigte man, einen Eid abzulegen, daß er das Gesetz bestätigen wollte. Während dieses Streites wurden Pompejus und Krassus von ihrem Gehülfen hinters Licht geführt, indem sie mit allem Eifer und ihrem ganzen Ansehn das Gesetz durchzusetzen suchten: der erste erklärte sich öffentlich, wenn jemand kommen sollte, (wie man ihm berichtet hätte) um sich mit dem Degen in der Hand dem Gesetze zu widersetzen, so würde er zuerst sein Schild zur Vertheidigung desselben aufheben. Durch diese Aufführung verlor er seinen ganzen ehemaligen Einfluß in den Senat, unterdeß Cäsar allein die ganze Gunst des Volks für ein Gesetz gewann, welches er allein in Vorschlag gebracht hatte. Von der Zeit an handelte er gänzlich ohne Theilnehmung seines Amtsgehülfen, so daß man dieses Konsulat in Scherz das Konsulat des Julius und des Cäsar nannte, weil alles bloß durch ihn verrichtet wurde.

Nachdem er sich also bey dem Volke in Gunst gesetzt hatte, so war sein nächster Schritt, sich die Gewogenheit der Ritter zu erwerben, die einen sehr mächtigen Körper im Staat ausmachten. Sie waren schon seit langen Jahren die Financiers oder Pächter der öffentlichen Einkünfte gewesen, und hatten sich durch dieses Mittel die größten Reichthümer erworben; demungeachtet beklagten sie sich jetzt, daß sie nicht im Stande wären, die abgemachten Summen in die Schatzkammer zu bezahlen. Cäsar wirkte daher eine Verordnung aus, wodurch ihnen der dritte Theil der festgesetzten Summe erlassen wurde, ungeachtet der Senat sich dawider setzte. Da er sich also auf diese Weise unter den geringern Ständen im Staat einen großen Anhang verschaffet hatte, so beschloß er sich dem Pompejus noch genauer zu verbinden, indem er ihm seine Tochter Julia zur Gemahlinn gab; ein

Frauen-

Frauenzimmer, welches jede Vollkommenheit besaß, die etwas dazu beytragen konnte, ihr Bündniß noch fester zu machen.

Nachdem er also sein Ansehn in der Stadt befestigt hatte, so überlegte er hiernächst mit seinen Gehülfen, wie sie die auswärtigen Provinzen des Reichs unter sich theilen wollten. Die Theilung war bald gemacht: Pompejus wählte Spanien für sich; denn weil er jetzt müde war, neue Eroberungen zu machen, und mit dem Ruhm, den er im Kriege eingeerndtet hatte, zufrieden war, so wünschte er nunmehr zu Rom ein vergnügtes Leben zu führen, und er wußte, da es gar nicht den Schein hatte, daß diese Provinz sich empören würde, daß er sie leicht durch seinen Legaten verwalten könnte: Krassus wählte sich Syrien, welche Provinz bisher die Generale, die sie bezwungen, bereichert hatte, und ihm daher Hoffnung machte, diese seine Lieblingsneigung zu befriedigen: dem Cäsar blieben die gallischen Provinzen übrig, die aus vielen tapfern und mächtigen Nationen bestunden, von denen die mehresten noch nicht bezwungen waren, und die übrigen nur den Worten nach sich für unterwürfig bekannten. Da man ihm also vielmehr die Eroberung als die Regierung des Landes auftrug, so wurde sie ihm auf fünf Jahre ertheilt, als wenn man durch diese Verlängerung die damit verbundne Gefahr hätte vergüten wollen. Nachdem sie also das Reich unter sich getheilt hatten, so schickte ein jeder von ihnen sich an, nach ihrer Bestimmung abzugehen; aber ehe Cäsar abreisete, wünschte er noch ein Hinderniß wegzuschaffen, welches seinen Absichten im Wege zu stehen schien; dieses war Cicero, den wir schon durch seinen Scharfsinn und seine Beredtsamkeit die Verschwörung des Katilina vereiteln gesehen haben, und welcher noch immer ein wachsamer Vertheidiger der römischen Frey-

heit war. Dieser große Redner und Staatsmann, oder, um ihm noch einen höhern Titel zu geben, dieser vortreffliche Philosoph hatte sich, von einer sehr geringen Herkunft zu den höchsten Würden des Staats empor geschwungen; er besaß alle Weisheit und alle Tugenden, die nur einen Mann zur Zierde gereichen können. Aber seine Weisheit, die ihre Blicke, über eine zu weite Sphäre ausbreitete, übersah oft diejenigen Vortheile, die von kurzsichtiger List deutlich gesehen werden; und seine Tugenden, die so viele Lobsprüche von andern und den Beyfall seines eignen Gewissens erhielten, gaben ihm einen Anstrich von Eitelkeit. Er schien überhaupt in seiner Aufführung einen Fehler zu haben, der bey Leuten von großen Fähigkeiten nur gar zu gemein ist; er suchte nämlich unvereinbare Eigenschaften in seiner Person zu vereinigen, die seinen größten Handlungen ein lächerliches Ansehen gaben. So bemühete er sich, da er der erste Redner im Staat war, auch für den besten Spaßmacher gehalten zu werden; er lehrte andre die Eitelkeit zu verachten, und er wandte doch mit großem Eifer allerley Kunstgriffe an, einen Triumph zu erhalten, den er doch noch durch nichts verdient hatte. Obgleich niemand die Verderbniß der damaligen Zeit so gut einsah, als er, so hoffte er doch, einen so verdorbenen Staat, ohne Betrug regieren zu können. Ob er gleich einen jeden, mit dem er umgieng durchschauete, so ließ er sich doch von vielen eher hinters Licht führen, als daß er hätte von der Aufrichtigkeit seiner Absichten im geringsten abweichen sollen. Es war also kein Wunder, daß Cäsar einen solchen Charakter, der dem seinigen so ungleich war, aus der Republik wegzuschaffen wünschte. Um dieses zu erreichen entschloß er den Publius Klodius, einen Mann von patricischem Geschlecht, von lüderlichen Sitten,

der

der bey dem Volke sehr beliebt und ein alter Feind des Cicero war, auf seine Seite zu bringen. Außer der Verschiedenheit ihres Charakters, war das die vornehmste Ursach ihrer Feindschaft, daß Cicero ehemals gegen ihn geredt hatte, als er vor dem Volke verklagt war, daß er dem geheimen Gottesdienst der römischen Matronen in Frauenskleidern beygewohnt habe. Er war um diese Zeit ein Tribun des Volks, wiewohl er sich vorher hatte müssen von einem Plebejer an Kindes statt annehmen lassen, ehe er diese Stelle erlangen konnte. Die Hoffnung sich an dem Cicero zu rächen, hatten ihn zum Theil mit bewogen, sich darum zu bewerben und die Uebereinstimmung des Cäsars und Pompejus mit seinen Absichten, versicherte ihn bald eines glücklichen Erfolgs. Er klagte daher den Cicero öffentlich an, daß er die Verschwornen hingerichtet habe, da sie doch, als römische Bürger, hätten müssen von dem Volke verurtheilt werden. Cicero, welchen diese Anklage in Furcht setzte, that alles, was nur in seinem Vermögen war, sich ihr zu widersetzen. Er wandte sich an den Cäsar, daß er ihn als seinen Legaten mit nach Gallien nehmen möchte; aber Klodius wußte ihn sehr listig von diesem Vorhaben abzubringen, indem er vorgab, daß er ihn nur zum Schein und nicht in der Absicht sich wirklich zu rächen, angeklagt hätte. Pompejus trug ebenfalls dazu bey, ihn sicher zu machen, indem er ihm seinen Schutz versprach; so daß die List dieser Leute von mittelmäßigen Fähigkeiten der Weisheit des Philosophen überlegen war. Nachdem nun Klodius erst ein Gesetz ausgewirkt hatte, daß ein jeder, der einen römischen Bürger unverhörter Sache verdammt hätte, verbannet werden sollte, so klagte er bald darauf den Cicero kraft dieses Gesetzes an. Es war umsonst, daß dieser große Mann in einer schlechten Klei-

dung und in Begleitung der vornehmsten des jungen Adels, die er in der Beredtsamkeit unterrichtet hatte, in der Stadt umher gieng, um sich ein günstiges Urtheil zu erbitten; die Macht seiner Beredtsamkeit, die zur Vertheidigung anderer so oft glücklich gewesen war, schien ihn jetzt, da es darauf ankam, sich selbst zu vertheidigen, gänzlich zu verlassen; er wurde durch die Stimmen des Volks vierhundert Meilen weit von Italien verbannt; seine Häuser wurden niedergerissen, und seine Güter öffentlich verkauft. Es war also jetzt keiner mehr übrig, der die Sache des Senats hätte vertheidigen können, als Kato; und er wurde kurz darauf nach der Insel Cyprus abgeschickt, unter dem Vorwande ihm eine Ehre durch diesen Auftrag zu erweisen; in der That aber, um dem Triumvirat ein freyes Feld zu seinen Unternehmungen offen zu lassen. Cäsar stellte sich, während dieser Intriguen, als wenn er bloß einen gleichgültigen Zuschauer abgäbe, und gänzlich mit Zurüstungen zur Reise nach Gallien beschäfftigt wäre. Er unterließ in der That nichts, das die Eile dieses Feldzugs beschleunigen, oder seine Gewalt vermehren konnte; er überließ es daher dem Pompejus, ihr gemeinschaftliches Interesse zu Hause zu besorgen, und marschierte an der Spitze von vier Legionen, die ihm von dem Senat bewilligt waren, und noch zwoen die sein neuer Gehülfe in der Herrschaft ihm lieh, in seine Provinz ab.

Es würde unmöglich seyn, in dem engen Raum, den ich mir selbst vorgezeichnet habe, alle die Siege die Cäsar erfocht, und alle die Staaten, die er auf seinen Feldzügen in Gallien und Britannien, welche acht Jahre dauerten, bezwang, erzählen wollte. Er hat uns selbst eine Beschreibung derselben hinterlassen, in seinen Nachrichten, einem Werke, welches seinen Fähigkeiten als Schriftsteller eben so viel Ehre macht,

als

als sein Kommando seinen Geschicklichkeiten als General Ehre macht. Ein solches Werk abkürzen heißt es verderben; es in ein trocknes Verzeichniß von Namen verwandeln, die nicht weiter interessiren können; und von Schlachten, unter denen man keinen Unterschied finden würde: es wird hinreichend seyn, bloß der Siege überhaupt zu erwähnen, die ein großer und erfahrner General, an der Spitze einer wohl disciplinirten Armee, über die barbarischen und unordentlichen, obgleich zahlreichen Heere, die ihm entgegen gestellt wurden, davon trug. Die Helvetier waren die ersten, die, nach einem Verlust von beynahe 200,000 Mann, zum Gehorsam gebracht wurden; diejenigen, welche nach dieser Niederlage noch übrig blieben, wurden von dem Cäsar in Sicherheit in ihre Wälder, aus denen sie gekommen waren, zurückgeschickt. Hiernächst wurden die Deutschen, welche Arioviſt anführte, 80,000 an der Zahl niedergehauen; indem ihr König selbst mit genauer Noth in einem kleinen Kahn über den Rhein entwischte. Die Belgier erlitten eine so große Niederlage, daß Moräste und tiefe Flüsse so voll von erschlagenen Menschen lagen, daß man herüber gehen konnte. Die Nervier, die aller kriegerischeste dieser barbarischen Nationen, thaten auf eine kurze Zeit Widerstand, und fielen die Römer mit solcher Wuth an, daß ihre Armee in Gefahr kam, gänzlich geschlagen zu werden; allein Cäsar nahm in der Geschwindigkeit selbst ein Schild auf, und drang durch seine Armee mitten unter die Feinde, durch welches Mittel er dem Glück eine solche Wendung gab, daß die Barbaren alle, bis auf den letzten Mann, niedergehauen wurden. Die celtischen Gallier, welche mächtig zur See waren, wurden hiernächst bezwungen. Nächst ihnen die Sueven, die Menap er, und alle die Nationen vom mittelländischen bis an

das britannische Meer. Von da setzte er, durch die Begierde nach neuen Eroberungen angetrieben, nach Britannien über, unter dem Vorwande, daß die Einwohner des Landes seine Feinde beständig mit Hülfstruppen unterstützt hätten. Als er sich der Küste näherte, fand er sie mit Menschen bedeckt, die ihm verwehren wollten, zu landen, und seine Truppen waren in Gefahr zurückgetrieben zu werden, bis endlich der Fähndrich der zehnten Legion sich muthig ans Land wagte, und da ihn Cäsar tapfer unterstützte, die Einwohner in die Flucht geschlagen wurden. Die Britannier, welche sich vor der Macht des Cäsar fürchteten, ließen ihn darauf um Frieden bitten, welchen er ihnen gab, und einige Geisseln von ihnen bekam. Da aber bald nachher ein großer Theil seiner Flotte durch einen Sturm zerstört wurde, so beschlossen sie, sich dieses Unglück zu Nutze zu machen, und marschierten mit einer mächtigen Armee auf ihn los. Aber was konnte eine nackte Armee ohne Kriegszucht gegen Truppen ausrichten, die unter den größten Generalen geübt, und durch die Eroberung des größten Theils der Welt abgehärtet waren? Sie wurden also geschlagen und sahen sich daher noch einmal genöthigt, um Frieden zu bitten, welchen Cäsar ihnen gewährte, und dann nach dem festen Lande zurückkehrte. Aber seine Abwesenheit reizte dieses Volk, das von Natur die Freyheit liebte, noch einmal zu dem Entschluß, die römische Macht nicht über sich zu erkennen. Er entschloß sich daher einen zweyten Feldzug gegen sie zu thun, in welchem er durch wiederholte Siege ihren General Kassibelanus so in Furcht setzte, daß er es nicht länger wagte ihm in den Ebnen Widerstand zu thun, sondern sich in den Wäldern hielt, und also entschlossen zu seyn schien, den Krieg in die Länge zu ziehen. Aber Cäsar, welcher ihm auf den Fuße nachfolgte,

folgte, und mit seiner Armee über die Themse setzte, brachte ihn so in die Enge, daß er genöthigt war, sich den Bedingungen des Siegers zu unterwerfen, der ihm einen jährlichen Tribut auferlegte, und sich zu Versicherung der Bezahlung Geisseln geben ließ. Also besiegte er in weniger als neun Jahren das ganze Land von dem mittelländischen bis an das deutsche Meer, nebst Britannien. Man sagt, daß er in diesen Feldzügen acht hundert Städte erobert; dreyhundert verschiedene Staaten bezwungen; und drey Millonen Menschen überwunden, von denen eine auf dem Schlachtfelde umkam, und eine zu Kriegsgefangenen gemacht ward. Diese Eroberungen und Zerstörungen des menschlichen Geschlechts wird man vielleicht nach der jetzigen vollkommneren Moral mit Abscheu betrachten; aber damals sah man sie als die höchste Stufe der menschlichen Tugend an. In der That, wenn wir die große Sorgfalt, mit welcher Cäsar für seine Armee sorgte, seine große Geschicklichkeit sie in Schlachtordnung zu stellen, und seine bewundernswürdige Unerschrockenheit während des Treffens in Betrachtung ziehen, so werden wir keinen größeren General in dem ganzen Alterthum finden, als ihn. In einem Stücke aber übertraf er ohnstreitig alle, nämlich in seiner Leutseligkeit gegen die Ueberwundenen. Diese Tugend schien in den Zeiten, worinne er lebte, noch wenig bekannt zu seyn, so daß die Menschen damals den Helden mehr Verpflichtung hatten, als sie jetzt gestehen wollen; indem jeder von ihnen irgend eine neue Tugend eingeführt und in Ansehn gebracht hat, welche die Philosophen wohl schon vorher spekulativisch angepriesen haben mögen, aber ihr gewiß nie, ohne ein solches Beyspiel, einen allgemeinen Eingang hätten verschaffen können.

Unterdeß Cäsar also seine Ehre und seine Reichthümer auswärts vermehrte, arbeitete Pompejus, der während der Zeit immer zu Rom gewesen war, beständig daran seine ehrgeizigen Absichten zu befördern, und sein Interesse zu betreiben, indem er sich thörichter Weise sein eignes zu befördern einbildete. Als die ersten Nachrichten von seinen großen Thaten einliefen, so wirkte er eine Verordnung bey dem Senat aus, daß ein öffentliches Dankfest auf funfzehn Tage angestellt werden sollte, eine größere Ehre für den Cäsar, als irgend ein General vor ihm erhalten hatte. Als Cäsar, nachdem er drey Jahre in Gallien gewesen war, nach Italien gieng, um sich auf kurze Zeit von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten zu erholen, damit er das nächste Jahr den Feldzug mit größerem Nachdruck fortsetzen könnte, so reisten Pompejus und Krassus von Rom zu ihm; bey dieser Zusammenkunft stellte Cäsar ihnen die Nothwendigkeit vor, sein Kommando noch länger fortzusetzen, und seine Gehülfen beschlossen deswegen, sich auf das nächste Jahr um das Konsulat zu bewerben, um ihm seine Provinz auf noch fünf Jahre länger zu verschaffen. Dieses Vorhaben war dem Senat so sehr mißfällig, und die Streitigkeiten, die darüber entstanden, waren so hitzig, daß er, nicht anders als bey einem öffentlichen Unglücksfalle, eine Trauer deswegen anlegte. Kato that alles, was in seinem Vermögen war, sich ihren Absichten zu widersetzen, indem er bey jeder Gelegenheit erklärte, daß die Freyheit der Republik in Gefahr sey: er stiftete sogar einen gewissen Domitius an, sich auch gegen das Interesse des ganzen Triumvirats um das Konsulat zu bewerben. Pompejus wußte indessen wohl, wie wenig der Unwillen des Senats gegen die Macht, die er schon in Händen hatte, auszurichten vermöge; er schickte daher einen

Haufen

Haufen bewaffnete Leute gegen den Domitius ab, als er sich zur Wahl angeben wollte. Diese tödteten den Sklaven, der vor ihm her gieng, und zerstreuten darauf die ganze Begleitung; Kato wurde verwundet, und Domitius kam mit genauer Noth mit dem Leben davon. Da also Pompejus durch die Gewaltthätigkeit Herr über die Stimmen wurde, so wurden er und Krassus zu Konsuln erwählt, und demnächst dem Cäsar die Verwaltung seiner Provinz auf fünf Jahre verlängert; Krassus wurde nach Syrien bestimmt, woselbst er sich, wie wir schon gesagt haben, eine große Erndte, vielmehr von Reichthum, als von Ruhm versprach; und Pompejus wurde in seinem Gouvernement von Spanien bestätigt, welches er gänzlich durch seine Legaten verwaltete, unter dem Vorwande, daß er Rom nicht verlassen könne, weil ihm die allgemeine Besorgung der Lebensmittel aufgetragen war; eine Stelle, die ihm Cicero verschaffet hatte, welcher vor kurzem durch seine Vermittelung aus seiner Verbannung zurückberufen war, weil ihm die Gunst, worinne Klodius bey dem Volke stand, verdächtig wurde.

Auf diese Weise fuhr Pompejus fort, dem Senat Gesetze vorzuschreiben, und seine Gewalt vielmehr zu gebrauchen, als zu vermehren. Endlich aber fieng der immer wachsende Ruhm des Cäsar an, ihn aus seinem Schlummer zu erwecken. Der Ruf von der Tapferkeit, den Reichthümern und der Leutseligkeit dieses großen Generals machte ihm insgeheim Verdruß, und brachte ihn auf den Gedanken, daß sie wohl mit der Zeit seinen eignen Ruhm verdunkeln möchten; denn da sie neuer waren, so wurde mehr davon gesprochen. Er fürchtete nichts so sehr als einen, der ihm an Ruhm gleich käme; und doch hatte er durch seine eignen Kunstgriffe den Cäsar so hoch empor gehoben, daß er

ihn

ihn zu übertreffen drohete. Er fieng daher jetzt an, alles was in seinem Vermögen stand, zu thun, um den Ruhm Cäsars zu vermindern, indem er die Obrigkeiten nöthigte, keine Briefe, die sie von ihm bekamen, bekannt zu machen, bis er er erst durch Verbreitung nachtheiliger Berichte den Glauben derselben geschwächet hatte. Da also alles einen Bruch zwischen diesen beiden Hauptpersonen ankündigte, so trug ein Zufall nicht wenig dazu bey, die Trennung zu befördern, indem die Gemahlinn des Pompejus, Julia, starb, welche nicht wenig dazu beygetragen hatte, das gute Vernehmen, worinne sie mit einander standen, zu erhalten. Von diesem Augenblick an beschloß Pompejus sein eignes Ansehn zu befördern, und des Cäsar seines zu unterdrücken.

Indessen ließ sich doch dieser große Mann eine Zeitlang von seiner Absicht nichts merken; aber ein andrer unglücklicher Zufall beschleunigte den Bruch zwischen ihm und dem Cäsar; dieses war der Tod des Krassus. Er hatte sich ganz hitzig in einen Krieg mit den Parthern eingelassen, indem er durch die Bezwingung einer so mächtigen Nation seinen Geiz zu sättigen, seine ehrgeizigen Absichten zu befriedigen, und sich seinen beiden Gehülfen an Ruhm im Kriege gleich zu machen hoffte. Er führte den Krieg mit so weniger Klugheit, daß er den Feind fast in jedem Scharmützel Vortheile erhalten ließ; unfähig sich selbst aus den Schwierigkeiten, worein er sich verwickelt hatte, herauszuziehen, und taub gegen den Rath seiner Freunde, fiel er als ein Opfer seiner unüberlegten Hitze und der Verrätherey der Parther. Er wurde getödtet, indem er bis ans Ende tapfer focht; und mit ihm kam zugleich die Blüthe der römischen Armee um.

Nach dem Tode des Krassus fanden sich die beiden übrigen Triumvirn im Stande ihre Absichten aufs

äußerste

äußerste zu treiben, da sie keinen Schiedsrichter mehr zwischen sich hatten, und auch sonst keiner mehr da war, der Ansehn genug hatte, ihrer überwiegenden Gewalt das Gegengewicht zu halten.

Ungeachtet Pompejus entschlossen war, das Ansehen des Cäsar zu schwächen, so fand er doch, da er seine Kräfte prüfte, daß seine Bemühungen jetzt zu spät wären. Cäsar war im Besitz der Liebe des Volks, welche zu erlangen das Geschäfft seines ganzen Lebens gewesen war: seine Armee, deren Zuneigung er sich durch seine Leutseligkeit und großen Belohnungen erworben hatte, betete ihn fast an: er schien sich nur darum unermeßliche Reichthümer zu erwerben, um sie unter die tapfersten und verdientesten seiner Soldaten austheilen zu können: er bezahlte die Schulden mancher seiner Officiere; und gab ihnen jeden Bewegungsgrund an die Hand, ihre Liebe dem gemeinen Wesen zu entziehen, um sie ihrem General zuzuwenden. Seine Aufmerksamkeit aber betraf nicht allein seine Soldaten, sondern erstreckte sich auch auf seine Anhänger in der Stadt; er plünderte seine Provinzen aus, um ihre Reichthümer unter die römischen Bürger austheilen zu können; und gab sogar seinen Räubereyen einen Anschein von edelmüthiger Freygebigkeit.

Alles dieses wurde dem Pompejus zum öftern gesagt; welcher endlich erkannte, daß er eine gefährliche Unachtsamkeit begangen hatte. Er wünschte jetzt diejenige Macht wieder allein zu besitzen, welche andre mit ihm getheilt hatten; und es bot sich ihm bald eine Gelegenheit an, sein Verlangen zu erfüllen. Da, seit vielen Jahren, alle Wahlen durch Partheyen und Bestechungen betrieben waren, so schien es um diese Zeit gänzlich an einer höchsten Obrigkeit zu fehlen, indem seit acht Monaten gar keine Magistratspersonen erwählt waren.

waren. Dieser anarchische Zustand wurde noch durch den Tod des Klodius, welcher auf dem Lande bey seiner Rückkehr in die Stadt, von dem Milo getödtet war, noch vergrößert. Da Klodius immer der Liebling des Volks gewesen war, so brachte man seinen Leichnam alsobald nach Rom, und stellte ihn öffentlich aus. Weiter bedurfte es nichts, einen Tumult zu erregen; der Pöbel rannte voller Wuth nach dem Hause des Milo, um es in Brand zu stecken; aber Milo, von seinem Anhange unterstützt, schlug ihn mit vielem Blutvergießen zurück. Hierauf kehrte er wieder zu dem Leichnam, schleppte ihn zum Rathhause, machte daselbst von den Bänken der obrigkeitlichen Personen einen Scheiterhaufen, und verbrannte den Leichnam zugleich mit diesem prächtigen Gebäude. Hiernächst breiteten sich die Aufrührer durch die ganze Stadt aus, und begiengen die größten Ausschweifungen, wozu nur eine gesetzlose Wuth sie verleiten konnte. So wurden alle Straßen mit Mord und Streit angefüllet, und keiner durfte es wagen, sein Haus zu verlassen. Bey diesem allgemeinen Aufruhr und Tumult waren aller Augen auf den Pompejus gerichtet, von welchem man erwartete, daß er die öffentliche Ruhe wieder herstellen, und den Beleidigten Genugthuung verschaffen würde. Viele waren der Meynung, daß man ihn zum Diktator erwählen müsse; aber Kato, welcher nicht zugeben wollte, daß man den Staat in Gefahr stürzte, wenn man die höchste Gewalt einem allgemein bekannten Ehrgeiz in die Hände gäbe, überredte den Senat, ihn, nicht zum Diktator, sondern zum einzigen Konsul zu erwählen; welches von der Diktatur bloß darinne verschieden war, daß er nach der Niederlegung seines Amtes, wegen schlechter Verwaltung desselben zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Nachdem er diesen neuen Zuwachs von Macht erhalten

erhalten hatte, wurde ihm eine gewisse Anzahl von Truppen bestimmt; tausend Talente wurden ihm zur Unterhaltung derselben bewilligt; und das Gouvernement von Spanien wurde ihm auf vier Jahre verlängert. Milo wurde wegen der Ermordung des Klaudius angeklagt, und zur Landesverweisung verdammt, obgleich Cicero selbst es übernahm, ihn zu vertheidigen. Es scheint, daß das Tribunal, von welchem er seine Rede an das Volk hielt, von den Soldaten des Konsuls eingeschlossen gewesen, wodurch er ganz in Furcht gesetzt, und unfähig gemacht worden, mit seinem gewöhnlichen Nachdruck zu reden. Pompejus, welcher bisher allein regiert hatte, nahm hierauf den Metellus zum Gehülfen an, dessen Tochter Kornelia er vor kurzem geheirathet hatte; ein Frauenzimmer von großen Verdiensten und ausnehmender Schönheit; und durch diese neue Verbindung glaubte er sein ehmaliges Ansehn wieder hergestellt zu haben.

Cäsar, welcher jetzt anfieng, die Eifersucht des Pompejus gewahr zu werden, nahm von den vielen Ehren, welche der letztere eben erhalten hatte, Anlaß, auch wieder um das Konsulat, und zugleich um eine Verlängerung seines Gouvernements in Gallien, anzuhalten, in der Absicht, dem Pompejus auf die Probe zu stellen, ob er ihm hierinne zuwider oder behülflich seyn würde. Pompejus schien dabey ganz unthätig zu seyn; stiftete aber zu gleicher Zeit zwo von seinen Kreaturen an, im Senat zu sagen, daß die Gesetze es einem Abwesenden nicht erlaubten, um diese hohe Würde anzuhalten. Die Absicht des Pompejus hierbey gieng dahin, den Cäsar aus Gallien nach Rom zu locken, um daselbst sich in Person um das Konsulat zu bewerben. Cäsar aber, der seine List merkte, wollte lieber in seiner Provinz bleiben; in der Ueberzeugung, daß er an der Spitze einer solchen Armee, die ihm

gänzlich

gänzlich ergeben war, so bald er nur wollte, dem Staat sowohl Gesetze als Obrigkeiten geben könnte.

Der Senat, welcher jetzt dem Pompejus ganz ergeben war, weil er sich seit einiger Zeit Mühe gegeben hatte, ihn gegen die Eingriffe des Volks zu vertheidigen, gab Befehl, daß die beiden Legionen unter Cäsars Armee, die dem Pompejus zugehörten, zurückkommen sollten, unter dem Vorwande, sie gegen die Parther abzuschicken, in der That aber, die Macht des Cäsar zu schwächen. Cäsar erkannte seinen wahren Bewegungsgrund leicht; allein da seine Entwürfe noch nicht reif zur Ausführung waren, so sandte er sie, den Befehlen des Senats gemäß, zurück, indem er sich vorläufig die Officiere durch Wohlthaten und die Soldaten durch ein Geschenk gewonnen hatte. Der nächste Schritt den der Senat that, war, daß er den Cäsar aus seinem Gouvernement zurückberief, da seine Zeit beynahe verflossen war. Jedermann sah die Gefahr, worinne der Staat durch die Fortsetzung seines Kommando über eine Armee, die ihm gänzlich ergeben, und durch eine lange Uebung fast unüberwindlich geworden war, schwebte. Es war daher die allgemeine Meynung des Senats, daß Cäsar zurückkehren müsse, und einige giengen so weit, daß sie sagten, man müßte ihn wegen der großen Geldsummen, die er aus den gallischen Provinzen erpreßt hätte, zur Rechenschaft ziehen. Doch fehlte es Cäsarn auch nicht an Freunden im Senat; unter andern begünstigte Kurio, welcher vor kurzem zum Tribun des Volks erwählt und durch Geld auf seine Seite gebracht war, seine Sache. Kurio war ein Mann von starker Beredtsamkeit, großer Entschlossenheit, mit Schulden überhäuft, und dem Cäsar höflich verpflichtet, weil er ihn von einem Theil derselben befreyet hatte. Er stellte sich daher, als wenn er die Entschließungen des

Senats

Senats vollkommen billige, und sagte, er würde nie aufhören für die Freyheit zu fürchten, so lange noch solche Armeen in Bereitschaft stünden, sie, auf das erste Wort ihrer Anführer, übern Haufen zu werfen; allein dann hienge, seiner Meynung nach, die Sicherheit des Staats vornehmlich von der Furcht ab, worinne diese Armeen, es sey in Spanien, Gallien, oder Italien gegen einander stünden. Er hielt es daher fürs Beste, daß Cäsar seine Armee nicht eher verließe, als bis Pompejus ihm das Beyspiel gegeben hätte. Dieses war ein Vorschlag, dessen Pompejus sich nicht im mindesten versehen hatte. Seine Freunde führten dagegen an, daß seine Zeit noch nicht verflossen sey; da aber der Tribun sich mit dieser Antwort nicht begnügen wollte, so merkte Pompejus selbst an, daß er seine Würden auf Befehl des Senats übernommen habe, und daß er bereit sey, sie wieder nieder zu legen, so bald derselbe es rathsam fände: er wüßte gewiß, daß Cäsar, dessen Freundschaft und Verbindung ihn glücklich gemacht hätte, sich nicht bedenken würde, das nämliche zu thun, so bald er erführe, daß der Senat ihm einen Nachfolger bestimmt habe. Kurio, welcher die List des Pompejus merkte, dessen einzige Absicht war, daß man gleich einen Nachfolger ernennen sollte, erwiederte, um die Aufrichtigkeit seiner Erklärungen zu zeigen, sey es nicht genug damit, bloß zu versprechen, daß er sein Kommando niederlegen wolle, sondern dasjenige augenblicklich zu thun, was so leicht in seiner Macht stünde: er fügte hinzu, beide wären zu mächtig; und zum Besten des gemeinen Wesens sey es nöthig, daß sie in ihren ehemaligen Privatstand zurückkehrten: er beschloß damit, daß er sagte, es sey kein andres Mittel übrig, die Republik völlig sicher zu stellen, als daß man beiden Befehl ertheilte, ihre Kommandos nieder zu legen, und denjenigen für einen

Feind seines Vaterlandes erklärte, welcher nicht gehorchen würde. Kurio hatte diesen Vorschlag gethan, weil er überzeugt war, daß ihn Pompejus verwerfen würde, von welchem er wußte, daß er die mit dem Kommando verknüpften Vortheile zu gut kenne, und sich seines Uebergewichts über den Cäsar zu gewiß versichert halte, als daß er sich zuerst unterwerfen sollte. Und in der That urtheilte er sehr richtig. Pompejus war nicht nur durch sein langes Glück und durch seine gegenwärtigen Ehrenstellen, stolz gemacht; sondern auch durch die Nachrichten, die man ihm beständig von der Armee des Cäsar überbrachte, daß seine Soldaten keine Achtung für ihn hätten, und daß sie ihn gewiß verlassen würden, so bald sie nur über die Alpen gekommen wären; und allen diesen Erdichtungen maß er gerne Glauben bey, wiewohl sie, bloß in der Absicht seine Gunst dadurch zu gewinnen, daß man die Nachrichten nach seinem Gefallen einrichtete, ersonnen waren. Ja seine Sicherheit stieg zuletzt so hoch, daß er, als Cicero ihn fragte, was er denn für Truppen hätte, den Cäsar zurück zu schlagen, zur Antwort gab, er dürfte nur mit seinem Fuße auf die Erde stampfen, so würde sogleich eine Armee aus dem Boden hervorspringen, um ihm Widerstand zu thun. Also wirkte die Zuversichtlichkeit zuerst, und bald nachher die Schaam, daß er sich geirret habe, so mächtig auf ihn, daß er zu seiner Vertheidigung keine Anstalt machte, um nur nicht gestehen zu müssen, daß er in Gefahr sey.

Da also Kurio seinen Zweck in diesem Stücke erreicht hatte, so ließ er den Senat auseinander, als welches er vermöge seines Amtes thun konnte; aber Marcellus, welcher Konsul und eine Kreatur des Pompejus war, berief ihn gleich nachher noch einmal zusammen, und ließ ihn alsdenn darüber stimmen, ob

Cäsar

Cäsar sein Gouvernement noch länger behalten sollte. Die ganze Versammlung war alsobald der Meynung, daß man es ihm nehmen müsse. Er fragte sie darauf um ihr Gutachten, ob Pompejus sein Gouvernement noch länger behalten sollte. Der größte Theil erklärte sich, daß er es für rathsam hielte. Kurio legte darauf eine dritte Frage vor, ob es nicht am zuträglichsten seyn würde, es beiden zu nehmen. Drey hundert und sechzig Senatoren gaben ihm Beyfall, und nur zwey und zwanzig erklärten sich dagegen. Marcellus, der sich also in seiner Hoffnung, daß der Senat die Fortsetzung des Pompejus in seinem Gouvernement bestätigen sollte, betrogen sah, konnte seinen Unwillen nicht zurückhalten, sondern stand wüthend auf, und rief: „Nun wenn ihr denn Cäsarn zum Herrn haben wollt, „so habt ihn!“ Und als hierauf einer von seiner Parthey, um den Senat noch mehr in Furcht zu setzen, sagte, Cäsar sey schon über die Alpen gegangen, und marschiere mit seiner ganzen Armee gerades Weges auf Rom los, so verließ der Konsul alsobald den Senat, und begab sich mit seinem Amtsgehülfen aus der Stadt nach einem Hause, wo sich Pompejus damals aufhielt. Hier überreichte er ihm ein Schwerdt, und befahl ihm, dem Cäsar entgegen zu marschieren, und zur Vertheidigung der Republik zu fechten. Pompejus sagte, er sey bereit zu gehorchen; fügte aber mit einer angenommenen Bescheidenheit hinzu, er würde es nur in dem Falle thun, wenn keine gelindere Mittel gebraucht werden könnten.

Cäsar, welcher von allem, was vorfiel, durch seine Anhänger in Rom Nachricht erhielt, ob er gleich noch in Gallien war, wollte doch gern seinen Absichten allen möglichen Schein von Gerechtigkeit geben. Er schrieb daher mehrmals an den Senat, und ersuchte ihn, sein Gouvernement von Gallien, wie dem Pom-

pejus das seinige von Spanien zu verlängern; oder sonst ihm zu erlauben, daß er um das Konsulat anhalten dürfte, und seine Abwesenheit zu entschuldigen. Er ließ sichs gefallen sein Amt niederzulegen, wenn Pompejus das nehmliche thäte. Allein der Senat, welcher seinem Mitbuhler gänzlich ergeben war, verwarf alle seine Vorschläge, indem er sich blindlings auf seine eigne Macht und die Versicherungen des Pompejus verließ. Cäsar, welcher es noch nicht gerne zu einem offenbaren Bruch mit dem Staate kommen lassen wollte, begnügte sich zuletzt damit, um das Gouvernement von Illyrien mit zwo Legionen anzuhalten; aber dieses wurde ihm ebenfalls abgeschlagen: eine unglückliche Hartnäckigkeit hatte sich des Senats bemächtigt, welcher gern alle seine Gewalt aufopfern wollte, um seines gegenwärtigen Lieblings seine zu vermehren; so daß er seine Ungerechtigkeit durch eine noch größere, die er selbst begieng, zu unterdrücken suchte. Da also Cäsar nunmehr alle Hoffnung zu einem Vergleiche fruchtlos fand, und sich, wo nicht auf seine gute Sache, doch wenigstens auf seine gute Truppen verließ, so rückte er mit denselben gegen die Gränzen von Italien an, gieng mit seiner dritten Legion über die Alpen, blieb darauf bey Ravenna, einer Stadt in Gallia cisalpina, stehen, und schrieb von da noch einmal einen Brief an die Konsuln, worinne er erklärte, daß er bereit sey, sein ganzes Kommando niederzulegen, im Fall nur Pompejus das nämliche thäte. Wenn man aber, fügte er hinzu, alle Gewalt einem einzigen allein einräumen wollte, so würde er sich einer so ungerechten Austheilung zu widersetzen suchen; er erklärte zugleich, wenn sie auf ihrem Entschlusse beharreten, so würde er nächstens in Rom erscheinen, um sie für ihre Ungerechtigkeit und das Unrecht, welches sie dem Vaterlande anthäten, zu strafen. Die Drohungen, die

der

der letzte Theil seines Briefes enthielt, erbitterten den ganzen Senat gegen ihn. Der Konsul Marcellus, der, wie wir gesagt haben, dem Pompejus seine Erhebung zu danken hatte, ließ seiner Wuth den Lauf; indeß sein Amtsgehülfe, Lentulus, der wegen seiner schlechten Umstände durch einen bürgerlichen Krieg nichts zu verlieren fürchten konnte, sich öffentlich erklärte, daß, nach einer solchen Beleidigung alle fernere Berathschlagung unnöthig sey, und daß es nun mehr auf Waffen, als auf Stimmen ankäme. Hierauf wurde dann, nach einiger Widersetzung beschlossen, daß Cäsar, binnen einer bestimmten Zeit, sein Gouverment niederlegen, und seine Truppen auseinander lassen, und, im Fall er nicht gehorchte, für einen Feind des Staats erklärt werden sollte. Man ertheilte darauf den Konsuln Befehl, dafür zu sorgen, daß die Republik keinen Schaden litte, welches der gewöhnliche Ausdruck war, ihnen in [illegible]len, wo die Gefahr dringend war, eine unumschränkte Gewalt mitzutheilen. Hiernächst bestimmte man den Domitius, einen Mann von großer Tapferkeit und Geschicklichkeit, zum Nachfolger des Cäsar in dem Gouvernement von Gallien. Pompejus erhielt Befehl, sich an die Spitze der Truppen zu stellen, welche in Bereitschaft waren; und alle diejenigen, die ihm oder dem Senat zugethan waren, machten Anstalt zu Rom die Waffen zu ergreifen.

Unterdessen fiengen diejenigen, die sich am stärksten für den Cäsar erklärt hatten, an, für ihre Sicherheit zu fürchten, weil man den Konsuln unumschränkte Gewalt gegeben hatte, alles nach ihrem Gefallen einzurichten, und einem jeden, dem sie wollten, als einem Feinde des Staats zu begegnen. Vornehmlich aber glaubte Kurio, nebst den beiden Tribunen Markus Antonius und Longinus, Ursach zu haben, sich zu

fürchten. Sie entflohen daher, als Sklaven verkleidet, in das Lager des Cäsar, wo sie sich über die Ungerechtigkeit und Tyranney des Senats beklagten, und sich ein Verdienst daraus machten, für seine Sache zu leiden. Cäsar stellte sie, in den Kleidern, die sie trugen, seiner Armee vor; er schien, daß er das größte Mitleiden über ihre erlittene Begegnung empfände, und er zog daher aufs heftigste gegen den Senat los, berief sich auf seine Tyranney über den Staat, seine Grausamkeit gegen seine Freunde, und die himmelschreyende Ungerechtigkeit gegen ihn selbst für alle seine geleisteten Dienste. „Dieses, rief er, indem er auf die Tribunen wies, die in ihren Sklavenkleidern da standen, dieses sind die Belohnungen, welche die treuen Diener des Vaterlandes erhalten; Männer, deren Personen durch ihr Amt geheiligt sind, und deren Charakter man wegen ihrer Tugend hochgeschätzt hat; diese sind aus ihrem Vaterlande vertrieben, ihrer Sicherheit wegen genöthigt, als die geringsten der Menschen zu erscheinen, um nur in einer der entlegensten Provinzen des Reichs Schutz zu finden; und alles dieses dafür, daß sie die Rechte der Freyheit behauptet haben, diese Rechte, welche selbst Sulla, in der größten Wuth des Blutvergießens, nicht zu verletzen wagte.“ Allem diesen gab er durch die lebhaftesten Gebehrden, die er mit Thränen begleitete, noch mehr Nachdruck. Die Soldaten, als wenn sie von Einem Geiste beseelt wären, riefen aus, sie wären bereit ihm zu folgen, wohin er sie auch führen möchte, und wollten entweder sterben, oder seine Beleidigungen rächen. Ein allgemeiner Zuruf erschallete durch das ganze Lager; jedermann machte sich zu einem neuen gefährlichen Dienste bereit, vergaß die Beschwerlichkeiten von zehn Feldzügen, und begab sich in sein Zelt, um auf neue Siege zu denken.

Da

Da die Armee also zu seinen Absichten disponirt war, so setzte sich Cäsar, als es Abend wurde, mit seinen Freunden zu Tische, unterredte sich ganz heiter mit ihnen über Gegenstände der Litteratur und Philosophie, und schien dem Anschein nach alle ehrbegierigen Entwürfe zu vergessen: allein nicht lange nachher stand er auf, bat die Gesellschaft, sich in seiner Abwesenheit lustig zu machen, und sagte, er würde augenblicklich wieder bey ihnen seyn. Unterdessen aber hatte er Befehl gegeben, daß man seinen Wagen bereit halten sollte, und fuhr, in Begleitung einiger Freunde, alsobald nach Arminium, einer Stadt an den Gränzen von Italien, wohin er den Morgen vorher einen Theil seiner Armee abgeschickt hatte. Diese nächtliche Reise, welche sehr ermüdend war, verrichtete er mit dem größten Fleiß, bald zu Fuße, bald zu Pferde, bis er bey Anbruch des Tages mit seiner Armee, die aus ungefähr 5000 Mann bestund, bey dem Rubikon, einem kleinen Flusse, welcher Italien von Gallien absonderte, und die Gränze seines Kommando ausmachte, ankam. Die Römer waren immer gewohnt, diesen Fluß, als die geheiligte Gränze des eigentlichen Gebietes der Stadt anzusehen; der Senat hatte schon längst ein Edikt gemacht, welches man noch an der Straße neben Rimini eingehauen sehen kann, wodurch sie denjenigen aufs feyerlichste den Göttern des Todtenreichs weiheten, und ihn des Kirchenraubes und Vatermords schuldig erklärten, welcher sich unterstehen würde, mit einer Armee, einer Legion, oder auch nur mit einer Kohorte über den Rubikon zu gehen. Als daher Cäsar an der Spitze seiner Armee bey dem Flusse ankam, so stand er auf einmal an dem Ufer still, als wenn die Größe seines Unternehmens ihn mit Schrecken erfüllte. Die Gefahren, welche ihm bevorstunden, das Blutvergießen,

welches erfolgen mußte, das Elend seiner Vaterstadt, alles stellte sich seiner Einbildungskraft in einer traurigen Aussicht vor, und beunruhigte sein Gewissen. Er bedachte sich also eine Zeitlang in einer starren Melancholie, indem er auf den Fluß niederblickte, und nicht mit sich eins werden konnte, ob er sich herüber wagen sollte. „Wenn ich über diesen Fluß gehe, sagte er zu einem seiner Generale, der neben ihm stand, wie viel Elend werde ich dann nicht auf mein Vaterland bringen! Aber wenn ich jetzt stehen bleibe, so bin ich verloren.“ Mit diesen Worten nahm er auf einmal seine ganze vorige Munterkeit wieder an, setzte durch den Fluß, und rief aus: „Der Würfel ist geworfen, es ist jetzt alles vorbey.“ Seine Soldaten folgten ihm mit gleicher Hurtigkeit; worauf sie bald zu Arminium ankamen, und sich ohne einigen Widerstand der Stadt bemächtigten.

Dieses unerwartete Unternehmen setzte Rom in das äußerste Schrecken, indem sich jedermann einbildete, daß Cäsar mit seiner Armee anmarschierte, um die Stadt zu zerstören. Man sah zu gleicher Zeit die Bürger ihrer Sicherheit halben aufs Land entfliehen, und die Landleute in die Stadt kommen, um daselbst Schutz zu suchen. In dieser allgemeinen Verwirrung fühlte Pompejus alle die Reue und Selbstverdammung, die nohwendig aus der Erinnerung, seinem Nebenbuhler zu seiner gegenwärtigen Höhe der Macht beförderlich gewesen zu seyn, entstehen mußte. Wo er nur hinkam, waren manche seiner vormaligen Freunde bereit, über seine Schläfrigkeit zu spotten, und ihm wegen seiner ungegründeten stolzen Einbildungen Vorwürfe zu machen. „Wo ist denn jetzt, „rief Favonius, ein lächerlicher Senator von seiner „Parthey, die Armee, die auf deinen Befehl her„vorkommen sollte? Laß doch sehen, ob sie erscheinen „wird,

„wird, wenn du mit dem Fuße auf die Erde stam-
„pfest.“ Kato erinnerte ihn an die vielen Warnun-
gen, die er ihm gegeben hatte; da diese aber beständig
nichts als Unglück weissageten, so konnte Pompejus
mit Recht entschuldigt werden, daß er sie nicht geach-
tet hatte. Allein, da er zuletzt dieser Vorwürfe, die
man ihm unter dem Schein eines guten Rathes
machte, müde wurde, so that er alles, was in seinem
Vermögen stund, seinen Anhängern Muth und Zuver-
sicht einzusprechen: er sagte, es würde ihnen nicht an
einer Armee fehlen, da er ihr Anführer seyn wollte,
er gestand freylich, daß er Cäsars Absichten verkannt,
indem er sie für das gehalten, was sie billig hätten
seyn sollen; indessen, wenn seine Freunde die Freyheit
noch liebten, so könnten sie dieselbe noch genießen, wo-
hin die Nothwendigkeit sie auch immer führen möchte.
Er machte ihnen bekannt, daß ihre Lage noch sehr
vieles verspräche; daß seine beiden Legaten in Spanien
eine ansehnliche Armee von Veteranen, die den Orient
bezwungen, unter ihrem Kommando hätten; daß ih-
nen, außer diesen, noch unzählige andre Hülfsmittel,
sowohl in Asien als Afrika übrig wären, nebst dem
Beystande, den sie sicher von allen den Königreichen,
die mit Rom im Bündniß stünden, erwarten könn-
ten. Diese Vorstellungen belebten einigermaßen wie-
der die Hoffnung der Verbundenen. Der größte
Theil des Senats, seine besondern Freunde und An-
hänger, und alle diejenigen, welche in seiner Sache
ihr Glück zu machen hofften, waren bereit, ihm zu
folgen. Er entschloß sich also, da er nicht im Stande
war, dem Cäsar in Rom Widerstand zu thun, mit
seinen Truppen nach Kapua zu marschieren, wo die
beiden Legionen standen, die unter dem Cäsar in Gal-
lien gedient hatten. Seine Abreise von Rom war
für die Zuschauer sehr traurig. Alte Senatoren, ehr-

würdige Magistratspersonen, und viele von der Blüthe des jungen Adels, die also genöthigt waren, ihre Vaterstadt ohne Schutz gegen den bevorstehenden Anfall zu verlassen, erregten eine allgemeine Theilnehmung unter allen Ständen des Volks, welches sie eine Zeitlang mit Geschrey, Thränen und guten Wünschen zu ihrem Unternehmen begleitete.

Cäsar war unterdessen entschlossen, nachdem er sich vergebens bemühet hatte, den Pompejus zu einem Vergleich zu bringen, ihm nach Kapua zu folgen, ehe er Zeit hätte, seine Truppen zu sammeln. Aber gleich beym ersten Abmarsch wurde er durch den Abfall des Labienus, des Gefährten aller seiner vorigen Siege, einigermaßen abgeschreckt. Dieser General, welcher entweder sein Kommando mißbilligte, oder sein Vaterland nicht gerne verheeren wollte, gieng zu der Gegenparthey über; aber Cäsar, den der Verlust eines einzigen Mannes nicht in Furcht setzen konnte, dessen Geschicklichkeit er selbst zu ersetzen im Stande war, schien nicht sehr darauf zu achten; er schickte ihm daher alles sein Geld nach, und marschierte weiter, um sich der Städte, die zwischen ihm und seinem Gegner lagen, zu bemächtigen; auf Rom hatte er nicht Acht, weil er wohl wußte, daß es von selbst dem Sieger zu Theil werden würde.

Korvinium war die erste Stadt, die es versuchte, ihn in seinem schnellen Marsch aufzuhalten. Es wurde durch den Domitius, den der Senat zu seinem Nachfolger in Gallien bestimmt hatte, vertheidigt, und hatte eine Besatzung von zwanzig Kohorten, die in der benachbarten Gegend geworben waren. Cäsar aber that einen muthigen Angriff; und obgleich Domitius oft an den Pompejus schickte, und ihn bat, daß er kommen und die Belagerung aufheben möchte, so sah er sich doch endlich genöthigt zu versuchen, ob

er

er nicht heimlich entwischen könnte. Da aber sein Vorhaben auskam, so beschloß die Besatzung, ihn, ihrer eigenen Sicherheit wegen, den Belagerern auszuliefern. Cäsar nahm ihr Anerbieten gerne an, ließ aber seine Leute nicht sogleich in die Stadt einrücken. Nach einiger Zeit kam der Konsul Lentulus, welcher auch in der Stadt war, heraus, um den Cäsar für sich und die übrigen Verbundenen um Vergebung zu bitten, indem er ihn an ihre alte Freundschaft erinnerte und sich ihm für die vielen Wohlthaten, die er von ihm erhalten, verpflichtet erkannte. Cäsar, ohne das Ende seiner Rede abzuwarten, antwortete hierauf sehr edelmüthig, er komme nicht in Italien, die Freyheit Roms und seiner Bürger zu beeinträchtigen, sondern sie wieder herzustellen. Diese leutselige Antwort wurde sehr bald in der Stadt bekannt; die Senatoren und die Ritter mit ihren Kindern, und einige Officiere von der Garnison, kamen daher heraus, um seinen Schutz zu bitten: er gab ihnen auch, indem er kaum einen Blick auf ihre Undankbarkeit warf, die Freyheit, und erlaubte ihnen, zu gehen, wohin sie wollten. Aber indem er die Anführer in Freyheit ließ, sorgte er zu gleicher Zeit, sowohl bey dieser als bey allen andern Gelegenheiten, dafür, die gemeinen Soldaten zu gewinnen, weil er wohl einsah, daß es ihm einmal an einer Armee, seiner Armee aber so lange er lebte, nie an einem Anführer fehlen könnte.

Sobald Pompejus Nachricht erhielt, was bey dieser Gelegenheit vorgefallen, so retirirte er sich nach Brundusium, wo er eine Belagerung auszuhalten beschloß, um den Feind so lange aufzuhalten, bis die Truppen des Staats sich gegen ihn vereinigt hätten. Cäsar kam, wie man erwartet hatte, bald vor der Stadt an, und da er zufälliger Weise einen von den

Inge-

Ingenieurs des Pompejus gefangen bekam, so gab er ihm die Freyheit, mit dem Befehl, seinen General zu bereden, daß es sowohl zu ihrem eignen beiderseitigen Nutzen, als zum Besten des Staats gereichen würde, wenn sie sich unterreden könnten; aber auf dieses Anerbieten erhielt er keine Antwort. Hierauf versuchte er es, den Hafen zu sperren; da ihn aber dieses durch die Sorgfalt des Pompejus nicht gelang, so that er noch einmal den Vorschlag zu einer Unterredung, worauf er die Antwort erhielt, daß dergleichen Vorschläge in Abwesenheit der Konsuln nicht angenommen werden könnten. Da er also gar keine Hoffnung mehr sah, ihr Mißverständniß durch einen Vertrag beyzulegen, so giengen nunmehr alle seine Gedanken dahin, den Krieg fortzusetzen, welchen Pompejus gleichfalls mit allem möglichen Eifer zu führen beschloß.

Seine erste Absicht, den Cäsar eine Zeitlang vor Brundusium zu thun zu machen, gieng ihm nach Wunsch von statten; er machte daher endlich Anstalt, mit aller möglichen Behutsamkeit die Stadt zu verlassen, und seine Besatzung nach Dyrachium überzuschiffen, wo der neuerwählte Konsul, der mit einem Theil der Truppen vorausgeschickt war, zum Dienste des Staates Werbungen hielt. Nachdem er nun in dieser Absicht den Hafen also befestigt hatte, daß der Feind ihm nicht leicht nachsetzen konnte, so schiffte er seine Truppen in größter Stille und Geschwindigkeit ein, und ließ nur einige wenige Bogenschützen und Schleuderer auf den Mauern zurück, welche Befehl hatten, in kleinen Böten, die dazu in Bereitschaft waren, davon zu gehen, sobald alles schwere Fußvolk am Bord wäre. Sobald Cäsar von ihrem Abzuge durch die Einwohner der Stadt, die über die Zerstörung ihrer Häuser aufgebracht waren, Nachricht erhielt, wollte er alsobald die Einschiffung verhindern,

und

und er war schon im Begriff seine Leute über eine Falle zu führen, die Pompejus ihm heimlich in den Weg gelegt hatte, wenn ihn nicht die Einwohner der Stadt von der Gefahr Nachricht gegeben, und also zurückgehalten hätten. Also machte sich Pompejus mit großer Sorgfalt und Geschicklichkeit davon, und überließ ganz Italien der Macht seines Gegners, ohne eine Stadt oder eine Armee, die im Stande gewesen wäre seinem Fortgange Einhalt zu thun.

Cäsar, welcher dem Pompejus nun nicht weiter verfolgen konnte, weil es ihm an Schiffen fehlte, beschloß jetzt nach Rom zurückzukehren, und die öffentlichen Schätze in Besitz zu nehmen, die sein Gegner aus einer ganz unerklärlichen Nachlässigkeit mitzunehmen vergessen hatte. Man hätte freylich anführen können, da diese Schätze als ein heiliges Depositum, welches man bloß in der äußersten Noth, oder in dem Fall, daß die Gallier einen Einfall thäten, angreifen dürfte, angesehen wurden, so würde es unrecht von dem Pompejus gewesen sein, seine Unternehmungen mit einer gottlosen Handlung anzufangen. So geschieht es oft, daß die schwächere Parthey, aus Furcht, ihre Sache, durch irgend ein unordentliches Verfahren, in Mißkredit zu bringen, sie durch eine unzeitige Mäßigung ganz verderben. Cäsar wurde zu Rom mit wiederholten Zurufungen der geringeren Bürger und seiner ganzen Parthey empfangen; diejenigen Senatoren, die auf seiner Seite waren, versammelten sich ebenfalls, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen, worauf er eine sehr scheinbare Rede hielt, worinne er seine Aufführung rechtfertigte, und seinen Abscheu gegen die gewaltsamen Maaßregeln, wozu man ihn genöthigt habe, an den Tag legte. Hierauf machte er denn Anstalt, unter dem Vorwande, daß seine Sache die Sache der Gerechtigkeit und des gemeinen Wesens

sey,

sey, von den Schätzen Besitz zu nehmen, die zum Gebrauch des gemeinen Wesens niedergelegt waren: als er aber zu der Thüre der Schatzkammer kam, so weigerte sich der Tribun Metellus, welcher sie bewachete, ihn einzulassen; indem er sagte, das Geld sey heilig, und die schrecklichsten Verwünschungen wären gegen denjenigen ausgesprochen, der es bey irgend einer andern Gelegenheit, als bey einem gallischen Kriege, berühren würde. Allein Cäsar ließ sich durch seine abergläubischen Vorstellungen nicht in Furcht setzen, er bemerkte, daß man jetzt kein Geld zu einem gallischen Kriege nöthig habe, da er bereits ganz Gallien bezwungen. Als der Tribun hierauf vorgab, er hätte die Schlüssel nicht, so befahl Cäsar seinen Begleitern, die Thüre zu erbrechen; aber Metellus war noch so dreist, auch gegen diesen Befehl Einwendungen zu machen; worauf Cäsar mit mehr als gewöhnlicher Hitze die Hand an den Degen legte, und ihn ums Leben zu bringen drohete; „und wisse, rief er aus, daß es leichter ist, dieses zu thun, als es zu sagen.“ Diese Drohung that ihre Wirkung; Metellus entfernte sich, und Cäsar nahm an die dey tausend Pfund Gold und eine unermeßliche Menge Silber aus der Schatzkammer; welches Geld nachher vornehmlich viel zur Beförderung seiner Siege beytrug. Nachdem er sich also in Stand gesetzt hatte, den Krieg fortzusetzen, so reiste er von Rom ab, und beschloß, die Legaten des Pompejus, den Afranius und Petrejus, die sich lange an der Spitze einer alten Armee in Spanien aufgehalten hatten, zum Gehorsam zu bringen.

Die Gegenparthey hatte sich sehr viel von der Armee in Spanien versprochen; sie bestand aus den auserlesensten Legionen des Reichs, und war unter allen ihren Generalen immer siegreich gewesen. Allein Cäsar, welcher die Fähigkeiten ihrer beiden jetzigen Generale

nerale kannte, sagte scherzhaft, als er dahin abmarschierte, er wolle jetzt eine Armee ohne General, und wenn er sie bezwungen hätte, einen General ohne Armee angreifen. Man kann vielleicht fragen, warum Cäsar nicht lieber erst den Pompejus selbst verfolgte, als daß er so, gleichsam von dem rechten Wege ab, nach Spanien gieng, um sich da mit seinen Generalen einzulassen. Er hatte gute Gründe dazu; er sah wohl, daß er den Pompejus, wenn er ihn überwunden und aus Griechenland, wo er sich damals rüstete, herausgetrieben hätte, wahrscheinlicher Weise zwingen würde, nach Spanien zu gehen, wo er ihn von allen Orten in der Welt am aller ungernsten getroffen hätte; es war daher am klügsten, erst die Armee, die sich daselbst befand zu vertilgen; hernach war von dem Schutze, welchen es geben konnte, nicht viel zu befürchten. Nachdem er also seine Leute vor ihrem Abmarsch erfrischt hatte, so führte er sie noch einmal in einem langen und beschwerlichen Marsch über die Alpen durch die weitläuftigen gallischen Provinzen, um den Feind in Spanien aufzusuchen. In der That, wenn ich die erstaunliche Länge des Weges und die verschiednen Länder, wodurch seine Soldaten wandern mußten, bedenke; die Berge, die sie zu ersteigen, und die Wälder, die sie durchzuhauen hatten; die verschieden Klimata, die sie ausstehen und die Kriegsverrichtungen, die sie thun mußten; indem jeder gemeine Soldat 70 Pfund an Waffen trug, welches man jetzt für die volle Last eines Mannes halten würde, und außerdem noch ein jeder auf zehn Tage Lebensunterhalt auf seinem Speer tragen mußte, und unterwegs nichts als Wasser trinken durfte; wenn ich, sage ich, die Beschwerlichkeiten, die sie ausstanden, und die lange Dauer derselben bedenke, so muß ich über ihre unüberwindliche Geduld und Entschlossenheit erstaunen.

erstaunen. Cäsar ließ einen seiner Generale mit einem Theile der Armee zurück, um Marseille, welches ihn nicht einlassen wollte, zu belagern, und setzte darauf mit dem äußersten Fleiß seinen Marsch nach Spanien fort; um sich seine Leute immer fester zu verbinden, borgte er Geld von allen seinen Officieren, und theilte es unter die Soldaten aus; so daß er sich diese durch seine Freygebigkeit, und jene durch die Hoffnung der Bezahlung verband.

Das erste Gefecht, welches er mit dem Afranius und Petrejus hatte, fiel beynahe mehr zu seinem Schaden als Vortheil aus. Es ereignete sich bey der Herda, und beide Theile maßeten sich die Ehre des Sieges an. Allein es zeigte sich bald, daß Cäsar aus Mangel an Lebensmitteln, welche ihm durch das Austreten des Flusses und der Stellung der Feinde gänzlich abgeschnitten wurden, in großer Noth war. Doch nichts war fähig, seinen Fleiß und seine Thätigkeit zu unterdrücken. Er ließ leichte Böte machen, die mit Leder überzogen waren, darauf machte er auf einer andern Seite dem Feinde eine Diversion, ließ seine Böte auf Wagen zwanzig Meilen weit von dem Lager wegbringen, und da, wo der Fluß am breitesten war, absetzen, und schiffte also mit großer Geschicklichkeit seine Legionen über. Nachdem er sich also aufs neue mit Lebensmitteln und Mannschaft versehen hatte, so stellte er sich, als wenn er den Feind zur Vergeltung, durch Abschneidung der Lebensmittel in Noth setzen wollte, und ließ daher Schanzen aufwerfen und Gräben machen, als wenn er den Lauf des Flusses in einen andern Kanal ableiten wollte. Diese Anstalten setzten den Feind so sehr in Furcht, daß er beschloß, in der Nacht aufzubrechen: aber Cäsar, welcher durch seine Spionen Nachricht von seinem Vorhaben bekam, setzte ihm mit einem kleinen Theil seiner Armee nach, zwang

ihn,

ihn, den Fluß zu durchwaden, und erschien darauf, eh er noch Zeit hatte, sich auf der andern Seite in Ordnung zu stellen, mit dem Hauptkorps seiner Armee, um ihn zu empfangen. Da er also auf beiden Seiten eingeschlossen war, konnte er weder vorwärts, noch in sein voriges Lager zurückkommen. Durch dieses Mittel brachte er ihn in eine solche Noth der Lebensmittel und des Wassers, daß er genöthigt war, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Da die Gnade seine Lieblingstugend war, so entließ er sie insgesammt mit den größten Versicherungen der Freundschaft, und schickte sie mit Schaam und Verpflichtungen seine Tugenden auszubreiten und die Zuneigung seiner Anhänger zu verstärken, nach Rom zurück. Also machte er sich binnen ungefähr 40 Tagen zum Herrn von ganz Spanien; worauf er nach Marseille abmarschierte, und diese Stadt nöthigte, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er vergab den Einwohnern, wie er sagte, vornehmlich in Betracht ihres Namens und Alterthums, und kehrte darauf, nachdem er daselbst zwo Legionen zur Besatzung hinterlassen hatte, siegreich nach Rom zurück. Die Bürger empfiengen ihn bey dieser Gelegenheit mit neuen Freudensbezeugungen, und erwählten ihn zum Diktator und Konsul; er legte aber die Diktatur nach eilf Tagen wieder nieder. Die Ursach, warum er sie annahm, war vermuthlich nur, um dem Volke zu zeigen, wie leicht es ihm würde, sie niederzulegen.

Unterdeß, daß Cäsar also beschäfftigt war, war Pompejus in Epirus und Griechenland eben so wenig müßig, sich zum Widerstande zu rüsten. Alle Monarchen im Orient hatten sich für ihn erklärt, und ihm sehr ansehnliche Hülfe zugeschickt. Er war Herr von neun italienischen Legionen, und hatte eine Flotte von 500 großen Schiffen unter dem Kommando des Bi-

bulus, eines thätigen und erfahrnen Generals. Dabey wurde er mit großen Summen Geldes und allem was einer Armee nöthig war, von den zinsbaren Provinzen umher unterstützt. Er hatte den Antonius und Dolabella, die für den Cäsar in diesem Theile des Reichs das Kommando führten, so glücklich angegriffen, daß der erste genöthigt war zu entfliehen, und der letzte gefangen genommen wurde. Ganze Haufen der vornehmsten Bürger und Edeln von Rom kamen täglich zu ihm. Er hatte auf einmal über zweyhundert Senatoren in seinem Lager, worunter sich Cicero und Kato befanden, deren Beyfall für seine Sache eben so viel werth war, als eine ganze Armee. Diese standen ihm mit ihrem Rath und Ansehn bey, und durch ihre Vermittelung wurde es abgemacht, daß kein römischer Bürger außer dem Treffen ums Leben gebracht, und keine dem römischen Reiche unterworfene Stadt von den Siegern geplündert werden sollte. Alle diese Vortheile, sowohl der Stärke als des guten Raths, zogen die Wünsche aller Menschen auf seine Seite, und brachten einen Widerstand zuwege, der dem Cäsar einen schleunigen Untergang drohete.

Ungeachtet aller dieser Zurüstungen gegen ihn, fuhr Cäsar mit seiner gewöhnlichen Munterkeit fort, und mit einem Muth, den gewöhnliche Fähigkeiten für unüberlegte Hitze halten könnten. Er entschloß sich jetzt seinem Gegner im Orient die Spitze zu bieten, und führte seine Truppen nach Brundusium, einen Seehafen in Italien, um sie von da nach Griechenland überzusetzen. Allein es fehlte ihm an einer Flotte, die groß genug war, die ganze Armee auf einmal wegzubringen, und es schien gefährlich, sie durch eine Theilung zu schwächen: außerdem war es jetzt mitten im Winter, und also überhaupt, besonders

aber

aber für eine so geringe Flotte als die seinige war, sehr schwer, auf der See auszuhalten: dazu kam noch, daß alle Häfen und Küsten mit der zahlreichen Flotte seines Gegners, unter der Anführung des Bibulus, eines sehr wachsamen Generals, bedeckt waren. Aber alle diese Betrachtungen konnten sein Verlangen, den Krieg mit seiner gewöhnlichen unnachlassenden Aemsigkeit fortzusetzen, nicht überwinden; er schiffte daher fünf von seinen zwölf Legionen, die nicht mehr als 20,000 Mann zu Fuß und 600 zu Pferde ausmachten, ab, und segelte glücklich mitten durch die Feinde, indem er die Zeit so wohl in Acht zu nehmen wußte, daß er die Ueberfahrt in einem Tage vollbrachte. Er landete an einem Orte Namens Pharsalus, indem er sich nicht unterstehen wollte, sich in irgend einen bekannten Hafen zu wagen, weil er befürchtete, daß sie von dem Feinde besetzt seyn möchten. Als er seine Truppen glücklich ans Land gesetzt sah, schickte er seine Flotte zurück, um den übrigen Theil seiner Truppen herbey zu holen; aber dreyßig von seinen Schiffen fielen bey ihrer Rückkehr dem Admiral des Pompejus in die Hände, der sie insgesammt in Brand steckte, und sie also mit Matrosen und allem, was darauf war, zerstörte, um den übrigen durch dieses grausame Beyspiel Furcht einzujagen. Unterdessen beschäfftigte er sich damit, sich derjenigen Städte, die sich für seinen Feind erklärt hatten, zu bemächtigen, und der Flotte, welche längst der Küste an dieser Seite des Landes herumschiffte, die Lebensmittel abzuschneiden. Und weil er überzeugt war, daß es die geschickteste Zeit sey, Friedensvorschläge zu thun, wenn man vorher einen Vortheil erhalten hätte, so schickte er einen gewissen Rufus, den er zum Gefangenen gemacht hatte, an den Pompejus ab, um einen Vergleich mit ihm auszuwirken, indem er sich erbot, alles dem Ausspruch

des Senats und des römischen Volkes zu überlassen; allein Pompejus verwarf auch dießmal den Antrag, weil er glaubte, daß das römische Volk zu sehr auf Cäsars Seite sey, als daß man ihm trauen könne.

Er war aber damit beschäfftigt, neue Hülfe in Macedonien zu werben, als er erfuhr, daß Cäsar an den Küsten von Epirus gelandet sey: er beschloß daher, alsobald nach Dyrachium abzumarschieren, um diesen Ort vor den Unternehmungen des Cäsar zu schützen, weil sein ganzer Kriegsvorrath und alle seine Lebensmittel daselbst verwahrt wurden. Als er hier ankam, so fieng er an zu merken, daß er sich auf sehr viele seiner neugeworbnen Truppen sehr wenig verlassen könnte; sowohl ihre Trägheit seinen Befehlen zu gehorchen, als ihr häufiges Ueberlaufen ließ ihn nichts gutes hoffen. Dieß bewog ihn, sie durch einen Eid zu verpflichten, daß sie nie ihren General verlassen, sondern ihm immer, es möchte ihm gehen, wie es wolle, getreu bleiben wollten; und da er sich also ihrer Treue versichert hatte, so beschloß er, den Krieg in die Länge zu ziehen, und dadurch seinen Gegner zu entkräften, weil er weit mehr Hülfsmittel hatte als Cäsar. Der erste Ort, wo beide Armeen einander ansichtig wurden, war an den entgegengesetzten Ufern des Flusses Apsus; und da sie beide von den größten Generalen in der Welt kommandirt wurden, indem der eine wegen seiner Eroberungen im Orient, der andre wegen seiner Siege über die westlichen Theile des Reichs berühmt war, so wünschten die Soldaten auf beiden Seiten nichts begieriger, als ein Treffen. Aber keiner von beiden Generalen hatte Lust, es bey dieser Gelegenheit zu wagen; Pompejus konnte sich nicht auf seine neugeworbenen Truppen verlassen, und Cäsar wollte sich auch nicht gerne eher einlassen, als bis der übrige Theil seiner Armee zu ihm gestoßen sey.

Beide

Beide Armeen blieben demnach einige Tage lang in dieser Verfassung, sie betrachteten einander mit aller Aengstlichkeit einer zweifelhaften Erwartung, zugleich aber mit gegenseitiger Entschlossenheit und gleicher Zuversicht eines glücklichen Erfolgs.

Cäsar hatte nun einige Zeit mit der äußersten Ungeduld die Ankunft des übrigen Theils seiner Armee erwartet; alle seine Hoffnungen beruhten auf dieser Verstärkung, und er hatte mehrmals an seine Generale geschrieben und Boten geschickt, daß sie doch eilen möchten. Endlich, da er an ihrer Pünktlichkeit zu verzweifeln anfieng, und die Ungeduld der Erwartung nicht länger aushalten konnte, so entschloß er sich, etwas zu wagen, das nichts, als das außerordentliche Zutrauen zu seinem guten Glücke entschuldigen konnte. Er verkleidete sich als ein Sklave, und begab sich in einen Schifferkahn, an der Mündung des Flusses Apsus, in der Absicht, nach Brundusium überzuschiffen, wo der übrige Theil seiner Armee lag, und sie selbst herüber zu bringen. Er schiffte demnach mit Einbruch der Nacht ab, und hatte schon einen beträchtlichen Weg zur See zurückgelegt, als sich der Wind auf einmal änderte, und ihm entgegen kam; die See warf schon Wellen von fürchterlicher Höhe auf, und der Sturm fieng an, immer heftiger zu werden. Der Fischer, welcher schon die ganze Nacht mit großer Mühe gerudert hatte, wollte oft wieder umkehren, Cäsar aber rieth ihn immer davon ab; endlich aber, als er schon weit auf der vorhabenden Reise gekommen war, fand er sich unfähig weiter zu kommen, und doch schon zu weit vom Lande, als daß er hätte hoffen können, gut wieder zurück zu kommen. In dieser Verzweiflung wollte er das Ruder fahren lassen, und sich der Willkühr der Wellen überlassen, als

Cäsar sich endlich entdeckte, und ihn muthig fortrudern hieß; „fürchte nichts, rief er, du fährst den Cäsar und sein Glück.“ Die Gegenwart eines so großen Mannes gab dem Fischer neuen Muth, er strengte aufs neue seine Kräfte an, und schiffte weiter; allein da der Sturm noch immer zunahm, so sah er sich genöthigt, dem Lande wieder zuzuschiffen, welches nicht ohne große Schwierigkeit geschah. Sobald er wieder am Lande war, kamen seine Soldaten, die ihren General vermisseten, und nicht wußten, was ihm begegnet sey, voller Freuden um ihn herum, wünschten ihm Glück, daß er der Gefahr entgangen sey, und machten ihm zärtliche Vorwürfe, daß er ihrer Tapferkeit und Zuneigung so wenig getrauet hätte, daß er es für nöthig gehalten, neue Truppen herzuholen, da sie doch gewiß überzeugt wären, daß sie ohne irgend einen andern Beystand siegen würden. Seine Entschuldigungen waren nicht weniger zärtlich, als ihre Vorwürfe; aber ihre beiderseitige Freude wurde bald darauf noch viel größer, als sie die Nachricht erhielten, daß die Truppen, die er so lange erwartet hatte, zu Apollonia gelandet wären, von wo sie unter der Anführung des Antonius und Kalenus anrückten, um sich mit ihm zu vereinigen. Er brach daher auf, um ihnen entgegen zu gehen, um, wo möglich, den Pompejus zu verhindern, daß er sie mit seiner Armee auf dem Marsch nicht angreifen möchte, weil er auf derjenigen Seite des Ufers stand, wo die Truppen des Cäsars zu landen genöthigt gewesen waren. Diese Sorgfalt war eben so glücklich, als sie nöthig gewesen war; denn Pompejus hatte in der That einige Bewegungen gemacht, ihre Vereinigung abzuschneiden, und dem Antonius einen Hinterhalt gelegt, welcher aber fehlschlug; so daß er sich genöthigt sah zurück zu gehen, aus Furcht, daß er von den beiden Armeen möchte

einge-

eingeschlossen werden; die Vereinigung geschah also noch an dem nehmlichen Tage.

Da Pompejus also genöthigt war, sich zurück zu ziehen, so führte er seine Truppen nach Asparagus nahe bey Dyracchium, wo er gewiß seyn konnte, daß er durch die zahlreichen Flotten, die er längst den Küsten von Epirus gebrauchte, mit allem, was seiner Armee nöthig seyn könnte, würde versehen werden. Hier schlug er, auf einer Erdzunge, wie die Seeleute es nennen, sein Lager auf, und dabey befand sich auch ein sicherer Ort für Schiffe, wo nur wenig Winde sie beunruhigen konnten. Da er sich also hier in der vortheilhaftesten Lage befand, so fieng er gleich an, sein Lager zu verschanzen. Als Cäsar dieses gewahr wurde, und wohl einsah, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach einen so vortheilhaften Posten nicht bald verlassen würde, so fieng er auch an, sich hinter ihm zu verschanzen, und ließ an allen Orten, die noch nicht von dem Feinde verheert waren, Kornmagazine anlegen. Ungeachtet aller seiner Sorgfalt aber fiengen die Lebensmittel in der Armee des Cäsars an selten zu werden: seine Soldaten sahen sich genöthigt Bohnen und Gerste und eine Wurzel, Namens Chara, die sie mit Milch vermischten, zu essen; aber sie waren schon lange an weit größere Beschwerlichkeiten, als diese, gewöhnt, und ertrugen daher alles mit ihrer gewöhnlichen Geduld, indem sie sich erinnerten, was für große Ehre sie oft nach einem langen Elende, gleich diesem, eingeerndtet hatten. Indessen brachten die übeln Folgen, welche wahrscheinlicher Weise hieraus entstehen mußten, den Cäsar auf einen neuen Anschlag. Die Gegend, die sich von dem Lager des Pompejus nach dem Lande zu erstreckte, war bergicht und steil; Cäsar legte daher auf den Hügeln Redouten an, die sich von der einen Küste bis zur andern erstreckten, und ließ

dann Kommunikationslinien von einem Hügel zum andern ziehen, wodurch er das Lager des Feindes einsperrete. Hierdurch hoffte er seinen Gegner zu einem Treffen zu zwingen, welches er sehr begierig wünschte, Pompejus aber eben so sorgfältig vermied. Er wurde zwar durch die Officiere und die Senatoren, die sich in seinem Lager aufhielten, beständig aufs ernstlichste dazu gedrungen, ein Treffen zu wagen; aber er kannte die Gefahr eines solchen Versuchs zu gut, und gedachte daher den Feind durch langes Anhalten zu entkräften. Also brachten beide Theile eine Zeitlang damit hin, auf Entwürfe und Listen zu denken, der eine, dem andern Abbruch zu thun, und der andre, sich zu vertheidigen. Cäsars Leute fuhren täglich in ihren Arbeiten fort, den Feind immer enger einzuschließen; des Pompejus seine thaten eben das, um sich immer weiter auszubreiten, da sie den Vortheil der größten Anzahl hatten; und ob sie gleich immer ein Treffen vermieden, so machten sie doch dem Feinde mit ihren Schleuderern und Bogenschützen sehr viel zu schaffen. Allein Cäsar war unermüdet; er ließ Sturmdächer von Häuten machen, welche seine Leute während der Arbeit bedeckten; er schnitt dem feindlichen Lager alles Wasser und alle Fourage für die Pferde ab; so daß sie nicht länger subsistiren konnten. Bey diesen Umständen entschloß sich Pompejus endlich seine Linien durchzubrechen, und einen bequemeren Ort zum Lager zu wählen. Nachdem er sich also durch einige Ueberläufer von dem Zustande der Schanzen des Cäsar unterrichtet hatte, so ließ er seine leichten Fußvölker und Bogenschützen einschiffen, und gab ihnen Befehl, Cäsars Verschanzungen von der Seeseite her, wo sie am schwächsten waren, anzugreifen. Dieses geschah mit so gutem Erfolge, daß alle Centurionen von Cäsars ersten Kohorte, einen einzigen ausgenommen, abge-

abgeschnitten wurden; und ob sich gleich Cäsar und seine Officiere alle mögliche Mühe gaben, seine Absichten zu vereiteln, so brachte er doch es endlich dahin, seine Armee aus ihrem vorigen Lager heraus zu bringen, und an einem andern Orte neben der See ein neues Lager aufzuschlagen, wo er mit Fourage und Schiffen versehen war. Da sich also Cäsar in seiner Hoffnung, den Feind einzuschließen, betrogen sah, und den Verlust, den er erlitten, gewahr wurde, so entschloß er sich endlich den Pompejus zum Treffen zu zwingen, wenn es auch unter den nachtheiligsten Umständen seyn sollte. Er fieng damit an, daß er eine Legion, die in einem Holze postirt war, abschnitt, und dieses zog ein allgemeines Treffen nach sich. Man focht eine Zeitlang mit gleicher Hitze und gleichem Glück, bis endlich Cäsars Armee, die in den Verschanzungen der alten Läger, die man vor kurzem verlassen hatte, verwickelt war, in Unordnung gerieth, und darauf von dem Pompejus, der seinen Vortheil verfolgte, gänzlich in die Flucht geschlagen wurde. Eine große Menge kam in den Schanzgräben und an den Ufern des Flusses, durch das Gedränge ihrer Kameraden, ums Leben. Pompejus verfolgte seinen Vortheil bis an das Lager des Cäsar; und nun war Cäsars Schicksal auf dem Punkt, entschieden zu werden; es beruhete bloß auf der Entschlossenheit und dem anhaltenden Muth der Leute des Pompejus, seine Schanzen anzugreifen, und seine ganze Armee gänzlich zu Grunde zu richten: aber sein gewöhnliches Glück half ihm auch hier; Pompejus, der entweder über seinen schnellen Sieg erstaunte, oder einen Hinterhalt befürchtete, zog seine Truppen in sein Lager zurück, und verlor also die Herrschaft über die Welt. Indessen betrachteten doch seine Generale und Begleiter diesen glücklichen Erfolg als einen entscheidenden Ausschlag des Krieges.

Ohne an künftige Treffen und Gefahren zu denken, betrugen sie sich nicht anders als ungezweifelte Sieger, und ließen, um ihre Zuversicht auch durch Grausamkeit zu zeigen, alle ihre Gefangenen über die Klinge springen. Aber Cäsar ließ sich durch einen einzigen Streich den Muth noch nicht nehmen; er sah, daß bisher seine Bemühungen, den Pompejus auf gleiche Vortheile zum Treffen zu bewegen, fruchtlos gewesen waren; er beschloß daher, sich zu stellen, als wenn er willens wäre, den ganzen Lauf des Krieges zu ändern, und ihn jetzt ebenfalls in die Länge zu ziehen. Er berief daher die Armee zusammen, und redete sie, mit seiner gewöhnlichen Ruhe und Unerschrockenheit, ungefähr folgender Gestalt an: „Wir haben nicht Ursach, meine Kameraden, über den unglücklichen „Ausgang unsers letzten Versuchs den Muth sinken „zu lassen; der Verlust eines einzigen Treffens nach „so vielen, die wir gewonnen haben, sollte vielmehr „unsere Behutsamkeit erwecken, als unsere Entschlossenheit unterdrücken. Laßt uns an die lange Reihe „von Siegen zurück denken, die wir in Gallien, Britannien, Italien und Spanien erfochten haben; und „dann laßt uns bedenken, wie viel größeren Gefahren „wir entgangen sind, die bloß dazu gedient haben, „das Vergnügen des folgenden Sieges zu erhöhen. „Wenn nach allen diesen berühmten Thaten, nach „allen diesen herrlichen Unternehmungen, eine kleine „Unordnung, ein Fehler der Nachläßigkeit, oder auch „des Schicksals selbst uns der gebührenden Belohnung beraubt hat; so haben wir doch noch Stärke „genug, uns dieselbe aufs künftige zu versichern; und „sollte es uns auch endlich an aller Hülfe fehlen, so „haben tapfere Leute doch immer noch eine übrig, womit sie jede Gefahr überwinden, nämlich die, daß „sie dieselbe verachten.“ Nachdem er also seinen

Leuten

Leuten Muth eingesprochen, und einige von seinen geringern Officieren, die saumselig in ihrer Pflicht gewesen waren, abgeschafft hatte, so schickte er sich an, aus seinem Lager aufzubrechen, und sich nach Apollonia zurückzuziehen, wo er seine Armee zu erfrischen und zu rekrutiren gedachte. Er schickte daher seine Bagage voran und folgte ihr mit seiner Armee nach. Pompejus verfolgte ihn zwar; weil er aber acht Stunden früher abmarschiert war, so erreichte er doch seinen Zweck.

Unterdessen war Domitius, einer von seinen Legaten, der sich mit drey Legionen in Macedonien befand, in Gefahr, von der überlegenen Macht der Feinde überfallen zu werden. Er beschloß daher, so bald als möglich zu ihm zu stoßen, und marschierte, nachdem er seine Armee erfrischt hatte, in größter Eile ab. Pompejus befand sich in eben so besorglichen Umständen; denn Scipio, einer von seinen Legaten, befand sich mit der syrischen Legion in Thessalien; und er fürchtete daher, daß Cäsars Marsch die Absicht hätte, dieses Korps, ehe es zu ihm stoßen könnte, abzuschneiden. Also marschierten beide Generale mit dem größten Fleiß, theils um ihre Freunde in Sicherheit zu setzen, theils um den Feind zu überfallen. Die Eile, mit welcher Cäsar marschirte, hatte den besten Erfolg; er vereinigte sich mit dem Domitius an den Gränzen von Thessalien, und marschierte also mit seiner ganzen vereinigten Macht gerades Weges nach Gomphi, einer Stadt, welche weiter in der Provinz hinein liegt. Aber die Nachricht von seiner Niederlage bey Dyracchium war schon vor ihm an diesem Orte eingelaufen, welches die Einwohner, die ihm vorher Gehorsam versprochen hatten, bewog, ihre Gesinnungen zu ändern, und mit einer Niederträchtigkeit, die ihrer Unbesonnenheit gleich kam, die Thore

vor

vor ihm zuzuschließen. Cäsar ließ sich nicht ungestraft beleidigen; er stellte daher seinen Soldaten die großen Vortheile, einen so reichen Ort zu erobern, vor, und befahl, die Sturmleitern fertig zu machen; hierauf that er den Angriff mit solcher Hitze, daß, ungeachtet der großen Höhe der Mauern, die Stadt in wenig Stunden erobert wurde. Cäsar ließ sie plündern, und rückte, ohne seinen Marsch zu unterbrechen, weiter nach Metropolis, einer andern Stadt in eben dieser Provinz, die sich gleich bey seiner Annäherung ergab. Auf diese Weise bekam er bald ganz Thessalien in seine Gewalt, außer Larissa, welches Scipio, der Legat des Pompejus, mit seiner Legion inne hatte.

Während dieser Zwischenzeit ließen die Officiere des Pompejus, die über ihren neulich erfochtenen Sieg unerträglich stolz geworden waren, nicht ab, ihm zuzusetzen, daß er sich in ein Treffen einlassen möchte: jeder Aufschub ward ihnen unerträglich; sie giengen so weit, daß sie sagten, er wollte gern sein Kommando verlängern, und die große Anzahl von Senatoren und Edeln, die ihn begleiteten, noch länger unter sich haben. Ohne an dem Siege zu zweifeln, theilten sie alle Stellen in der Regierung unter einander aus, und vertheilten unter sich die Länder derjenigen, die sie in ihrer Einbildung schon überwunden hatten. Sie dachten aber nicht sowohl wie sie ihre Ehrbegierde und ihre Habsucht, als wie sie ihre Rache befriedigen wollten: diese erstreckte sich nicht bloß auf diejenigen, welche die Waffen gegen sie ergriffen hatten, sondern auch auf alle diejenigen, welche neutral blieben, und sich noch für keine von beiden Partheyen erklärt hatten. Die Achtserklärung war schon wirklich abgefasset, und es wurden dadurch nicht bloß einzelne Personen, sondern ganze Haufen

von

von den Feinden verdammet: ja, man that den Vorschlag, daß alle Senatoren in der Armee des Pompejus zu Richtern über diejenigen gesetzt werden sollten, die sich ihrer Parthey entweder wirklich widersetzt, oder ihr, wegen ihrer Neutralität nicht beygestanden hätten. Da also Pompejus mit nichts, als Leuten von schwachen Köpfen und unruhigen Erwartungen umgeben war, und unaufhörlich gequält wurde, sich in ein Treffen einzulassen, so war er endlich zu schwach zu widerstehen: er beschloß also, aus Gefälligkeit gegen diejenigen, die um ihn waren, seinem eignen Urtheile nicht zu folgen, und alle Entwürfe der Klugheit für diejenigen, welche die Habsucht und Leidenschaft gut fanden, aufzugeben. Er rückte daher, einige Tage nach der Eroberung der Stadt Gomphi in Thessalien ein, und zog sich in die Ebnen von Pharsalia, wo sein Legat Scipio, mit den Truppen, die er kommandirte, zu ihm stieß. Hier erwartete er die Ankunft des Cäsar, entschlossen, sich mit ihm einzulassen, und das Schicksal des Reichs in einem einzigen Treffen zu entscheiden.

Cäsar hatte seit einiger Zeit alle seine Kunst angewandt, die Gesinnungen seiner Leute zu erforschen, und für ihre Sicherheit, im Fall eines unglücklichen Ausganges zu sorgen; endlich aber, da er sie muthig und entschlossen fand, ließ er sie gegen die Ebnen von Pharsalia, wo Pompejus jetzt sein Lager hatte, anrücken. Die Annäherung dieser beiden großen Armeen, die aus den besten und tapfersten Truppen in der Welt bestanden, nebst der Größe des Preises, für welchen sie fochten, erfüllte jedes Gemüth mit Angst, wiewohl mit sehr verschiednen Erwartungen. Die Armee des Pompejus, welche am zahlreichsten war, dachte an weiter nichts als an den Genuß des Sieges; die Armee des Cäsar hingegen, welche bessere Absichten hatte,

dachte

dachte bloß an die Mittel ihn zu erhalten. Die Armee des Pompejus beruhte auf ihrer starken Anzahl und ihren vielen Generalen; des Cäsars seine aber auf ihrer guten Disciplin und der Anführung ihres einzigen Generals: Die Anhänger des Pompejus versprachen sich viel von ihrer gerechten Sache, und des Cäsar seine beriefen sich auf die öfteren Friedensvorschläge, welche sie ohne Erfolg gethan hatten. Also schienen sie beide in ihren Absichten, Hoffnungen und Bewegungsgründen sehr verschieden zu seyn; an Haß und Ehrgeiz aber waren sie einander gleich. Cäsar, welcher immer der erste war, ein Treffen anzubieten, führte seine Armee in Schlachtordnung heraus, dem Feinde entgegen; aber Pompejus, der entweder seinen Truppen nicht trauete, oder den Ausgang fürchtete, blieb noch eine Zeitlang in seiner vortheilhaften Lage ganz ruhig; er rückte zwar bisweilen aus seinem Lager, hielt sich aber immer unter den Verschanzungen, am Fuße des Hügels, an welchem sein Lager stand. Cäsar, welcher ihn nicht zu seinem Nachtheil angreifen wollte, beschloß, den folgenden Tag aufzubrechen, in der Hoffnung seinen Gegner zu ermüden, welcher es in Etragung der Beschwerlichkeiten nicht mit ihm aufnehmen konnte, und in der Erwartung, daß er, da der Feind nicht ermangeln würde, ihm zu folgen, vielleicht eine glücklichere Gelegenheit finden könnte, sich mit ihm einzulassen. Der Befehl zum Marsch war daher schon gegeben und die Gezelte abgebrochen, als man ihm die Nachricht brachte, daß die Armee des Pompejus ihre Schanzen verlassen habe, und weiter, als gewöhnlich, in die Ebne vorgerückt sey; so daß er sie jetzt mit weniger Nachtheil angreifen könnte. Dieses war die Gelegenheit, nach welcher Cäsar sich schon so lange vergebens gesehnt hatte; von dem Augenblicke an, daß er in Griechenland gelandet war, giengen alle

seine

seine Bemühungen dahin, es zu einem allgemeinen Treffen zu bringen, und nichts fürchtete er so sehr, als den Krieg in die Länge zu ziehen. Er ließ daher sogleich seine Truppen, die schon auf dem Marsche waren, Halte machen, und machte ihnen mit einem fröhlichen Gesichte bekannt, daß die glückliche Zeit endlich gekommen sey, nach welcher sie sich so lange gesehnt hätten, und welche ihren Ruhm bekrönen und ihren Beschwerden ein Ende machen würde. Hierauf stellte er seine Truppen in Ordnung, und ließ sie also gegen das Schlachtfeld anmarschieren. Seine Armee war nicht halb so stark als des Pompejus seine; der letztere hatte über 45,000 Mann zu Fuß und 7000 zu Pferde; und der erstere nicht über 22,000 zu Fuß und ungefähr 1000 zu Pferde. Diese große Ungleichheit, besonders in der Reuterey, hatte dem Cäsar bange gemacht; er hatte daher einige Tage vorher die stärksten und behendesten seiner Fußvölker ausgesucht, und sie gewöhnt, zwischen den Gliedern der Reuterey zu fechten. Mit ihrer Hülfe konnten es seine tausend Reuter mit den 7000 des Pompejus aufnehmen, und sie hatten auch wirklich in einem Scharmützel, welches sich einige Tage vorher zwischen ihnen ereignete, die Oberhand behalten.

Pompejus hatte auf der andern Seite die größte Hoffnung eines glücklichen Erfolgs; er rühmte sich in einer Versammlung, daß er Cäsars Legionen, ohne Schwerdtes Schlag in die Flucht jagen könnte, indem er dafür hielt, daß, so bald die Armeen in Schlachtordnung gestellt wären, seine Reuterey, worauf er sich am meisten verließ, den Feind überflügeln und umringen würden. Labienus empfahl diesen Entwurf des Pompejus; und führte auch an, die gegenwärtigen Truppen, woraus Cäsars Armee bestünde, wären bloß der Schatten jener alten Legionen, die in Britannien

nien und Gallien gefochten hätten; alle Veteranen wären längst aufgerieben, und durch neue Truppen, die man in der größten Eil in Gallia cisalpina angeworben hätte, wieder ersetzt. Und um das Zutrauen der Armee noch zu vergrößern, schwur er einen Eid, worinne die übrigen ihm folgten, nicht anders, als nach erhaltenem Siege in das Lager wieder zurück zu kehren. In dieser Gesinnung und unter diesen vortheilhaften Umständen führte Pompejus seine Truppen ins Treffen.

Seine Schlachtordnung war gut, und mit vieler Beurtheilungskraft eingerichtet. In die Mitte und auf die beiden Flügel stellte er alle seine Veteranen, und seine neugeworbnen Truppen vertheilte er zwischen die Flügel und das Hauptkorps. Die Syrischen Legionen standen in der Mitte, unter dem Kommando des Scipio, die Spanier, worauf er sich am mehrsten verließ, hatten den rechten Flügel inne, unter dem Domitius Aenobarbus; und an dem linken standen die beiden Legionen, die Cäsar ihm im Anfange des Krieges zurückgegeben hatte; diese kommandirte er selbst, weil er von da aus den Angriff thun wollte, welcher das Treffen gewinnen sollte; aus eben derselben Ursach hatte er daselbst alle seine Reuterey, Schleuderer und Bogenschützen versammelt, deren sein rechter Flügel nicht nöthig hatte, weil er durch den Fluß Enipeus bedeckt war. Cäsar theilte gleichfalls seine Armee in drey Theile unter drey Anführern. Domitius Kalvinus hatte die Mitte, und Markus Antonius den linken Flügel, indem er selbst den rechten, gegen dem linken Flügel über, welchen Pompejus kommandirte, anführte. Es ist merkwürdig genug, daß Pompejus sich an die Spitze derjenigen Truppen stellte, die Cäsar disciplinirt und unterrichtet hatte; ein offenbarer Beweis wie sehr er sie allen seinen übrigen

Truppen

Truppen vorzog. Cäsar hingegen stellte sich an die Spitze seiner zehnten Legion, die alle ihre Verdienste und ihren ganzen Ruhm seiner eignen Zucht zu danken hatte. Als er gewahr wurde, daß die zahlreiche Reuterey des Feindes auf einen Fleck versammelt war, so merkte er gleich, was Pompejus für Absichten hatte; um diesen zu begegnen, so trennte er sechs Kohorten von seiner Arrieregarde, und machte ein besonderes Korps daraus, welches er hinter seinem rechten Flügel verbarg, mit dem Befehl, wenn die Reuterey des Pompejus sich näherte, nicht, wie gewöhnlich ihre Wurfspieße abzuwerfen, sondern sie in der Hand zu behalten, und sie den Reutern gerade ins Gesicht und in die Augen zu stoßen; denn da sie aus dem jungen römischen Adel bestanden, der sich viel auf seine Schönheit einbildete, so fürchteten sie sich mehr vor einer Narbe im Gesicht, als vor einer Wunde im Körper. Endlich stellte er die wenige Reuterey, die er hatte, so, daß sie die rechte Seite der zehnten Legion bedeckte, und befahl seiner dritten Linie nicht eher anzumarschieren, bis sie dazu das Zeichen von ihm bekommen hätte. Und nun sollte also das Schicksal des ungeheuren römischen Reichs durch die größten Generale, die tapfersten Officiere, und die erfahrensten Truppen, welche die Erde bis auf diese Stunde gesehen hatte, entschieden werden. Ein jeder einzelner Mann in beiden Armeen war fast im Stande einen General abzugeben, und schien von der Begierde beseelt zu seyn, entweder zu siegen, oder zu sterben. Als die beiden Armeen gegen einander anrückten, giengen die beiden Generale von Glied zu Glied, sprachen ihren Leuten Muth ein, feuerten ihre Hoffnungen an, und benahmen ihnen ihre Furcht. Pompejus stellte ihnen vor, daß die rühmliche Gelegenheit, die sie so lange von ihm erbeten hätten, jetzt da wäre; „und

„in der That, rief er, was für Vortheile könntet ihr „wohl über einen Feind zu haben wünschen, die ihr „nicht jetzt alle in Händen habt? Eure Anzahl, euer „Muth, euer letzter Sieg, alles versichert euch eines „schnellen und leichten Sieges über diese abgemattе„ten und entkräfteten Truppen, die aus Leuten beste„hen, welche vom Alter aufgerieben sind, und sich „noch nicht von dem Schrecken einer frischen Nieder„lage erholt haben; doch wir haben noch eine stärkere „Brustwehr zu unserm Schutz, als unsere überlegene „Stärke, die Gerechtigkeit unsrer Sache. Ihr fech„tet zur Vertheidigung der Freyheit und eures Va„terlandes; seine Gesetze unterstützen, und seine Ma„gistratspersonen begleiten euch; die ganze Welt giebt „einen Zuschauer eures Verhaltens ab, und wünschet „euch einen glücklichen Erfolg: im Gegentheil ist der„jenige, dem ihr euch widersetzet, ein Räuber und „Unterdrücker seines Vaterlandes, und das Bewußt„seyn seiner Verbrechen so wohl, als der unglückliche „Fortgang seiner Waffen haben ihn schon beynahe „zu Boden gedrückt. So zeiget denn bey dieser Ge„legenheit allen den Muth und den Abscheu gegen die „Tyranney, welcher jeden Römer beseelen sollte, und „rächet das menschliche Geschlecht.“ Cäsar, auf der andern Seite, gieng mit derjenigen unveränderlichen Heiterkeit, die man mitten in den größten Gefahren so sehr an ihm bewunderte, unter seinen Leuten herum. Er berief sich gegen dieselben auf nichts so sehr, als auf seine oftmaligen und vergeblichen Vorschläge zum Frieden. Er redte mit Abscheu von dem Blute, welches jetzt vergossen werden sollte, und führte bloß die Nothwendigkeit, die ihn dazu zwang, für sich an. Er beklagte die vielen tapferen Leute, die auf beiden Seiten fallen würden, und die Wunden seines Vaterlandes, wer auch von beiden den Sieg erhalten möchte.

möchte. Seine Soldaten beantworteten seine Rede mit Blicken voller Hitze und Ungeduld; so bald er dieses gewahr wurde gab er das Zeichen zum Angriff. Die Losung auf des Pompejus Seite war **der unüberwindliche Herkules**; und auf des Cäsars Seite, **die siegreiche Venus**. Es war bloß so viel Zwischenraum zwischen beiden Armeen, daß sie Platz zum Fechten hatten; Pompejus befahl daher seinen Leuten, den ersten Angriff auszuhalten, ohne sich aus der Stelle zu bewegen, indem er erwartete, daß die Glieder der Feinde durch ihre Bewegung in Unordnung gerathen würden. Cäsars Soldaten drungen jetzt mit ihrer gewöhnlichen Hitze heran, als sie auf einmal, da sie den Feind ohne Bewegung stehen sahen, still standen, als wenn sie sichs verabredet hätten, und in der Mitte ihres Weges stehen blieben. Eine fürchterliche Pause folgte hierauf, während welcher beide Armeen einander mit gegenseitigen Schrecken und einer fürchterlichen Ruhe ansahen; endlich stürzten Cäsars Leute, nachdem sie wieder zu Athem gekommen waren, wüthend auf den Feind, indem sie zuerst ihre Wurfspiese abwarfen und dann ihre Degen zogen. Eben so machten es Pompejus Truppen, die eben so muthig den Angriff aushielten. Seine Reuterey hatte auch Befehl, gleich beym ersten Angriffe den Anfall zu thun, welches mit der Menge der Bogenschützen und Schleuderer bald die Leute des Cäsar nöthigte, zu weichen, und sich, wie er voraus gesehen hatte, an die Flügel seiner Armee zu ziehen. Hierauf befahl er denn alsobald den sechs Kohorten, die er als eine Verstärkung postirt hatte, anzurücken, und wiederholte seinen Befehl, daß sie den Feinden ins Gesicht stoßen sollten. Dieses that die gewünschte Wirkung; die Reuterey, welche eben ihres Sieges gewiß war, wurde auf einmal zum Stillstande gebracht; die ungewöhnliche Art

zu fechten der Kohorten, welche bloß nach den Gesichtern der Angreifenden zielten, und die häßlichen verunstaltenden Wunden, die sie machten, alles trug dazu bey, sie so sehr in Furcht zu setzen, daß sie, anstatt sich zu vertheidigen, auf nichts anders bedacht waren, als ihre Gesichter zu retten. Ihr ganzes Korps wurde daher gänzlich zum Weichen gebracht, und entfloh in großer Unordnung auf die benachbarten Berge, unterdeß die Bogenschützen und Schleuderer, die also verlassen waren, in Stücken gehauen wurden. Cäsar befahl nunmehr den Kohorten, ihr Glück zu verfolgen, und den Truppen des Pompejus in die Flanke zu fallen. Diesen Anfall hielt der Feind eine Zeitlang mit großer Tapferkeit aus, bis er seine dritte Linie, die noch nicht gefochten hatte, anmarschieren ließ. Da also die Leute des Pompejus von zwo Seiten angegriffen wurden, vorne von frischen Truppen und hinten von den siegreichen Kohorten, so konnten sie nicht länger Widerstand thun, sondern entflohen in ihr Lager. Die Flucht nahm bey den Fremden ihren Anfang, wiewohl Pompejus rechter Flügel noch tapfer Stand hielt. Allein Cäsar, überzeugt, daß der Sieg seine war, rief mit seiner gewöhnlichen Gnade, man sollte die Fremden verfolgen, aber der römischen Bürger schonen; worauf sie alle die Waffen niederlegten, und Vergebung annahmen. Das größte Blutbad war unter den Hülfstruppen, welche an allen Seiten flohen, vornehmlich aber in dem Lager Schutz suchten. Das Treffen hatte nunmehr von Anbruch des Tages bis Mittag gedauert, und es war außerordentlich heisses Wetter; nichts desto weniger ließen die Sieger von ihrer Hitze nach, indem sie durch das Beyspiel ihres Generals aufgemuntert wurden, der seinen Sieg nicht eher für vollkommen hielt, als bis er auch das feindliche Lager in seiner Gewalt hatte. Er marschierte

schierte daher Fuße zu vor ihnen her, und rief ihnen zu, sie sollten ihm nachfolgen und jetzt den entscheidenden Streich vollführen. Die Kohorten, welche zur Vertheidigung des Lagers zurückgelassen waren, thaten eine Zeitlang einen fürchterlichen Widerstand; vornehmlich eine große Menge von Thraciern und andern Barbaren, die zu seiner Vertheidigung bestimmt waren; aber nichts konnte der Hitze der siegreichen Armee des Cäsar widerstehen; sie wurden zuletzt von ihren Schanzen zurückgetrieben, und entflohen insgesammt auf die benachbarten Berge.

Als Cäsar das Feld und das Lager mit seinen todten Landsleuten bedeckt sah, wurde er über einen so melancholischen Anblick sehr gerührt, und konnte sich nicht enthalten, gegen einen der bey ihm stand, auszurufen: „Sie wollten es so haben!“ Als er in das feindliche Lager kam, gab ihm jeder Gegenstand neue Beweise von der blinden Zuversicht und Thorheit seiner Gegner: auf allen Seiten erblickte man Zelte, die mit Epheu und Mirthenzweigen, Sitze, die mit Purpur bedeckt, und Schenktische, die mit Silbergeschirr besetzt waren. Alles zeugte von der größten Schwelgerey, und glich eher einer Zurüstung zu einem Gastmal, oder einem Freudenfeste über einen erhaltenen Sieg, als den Anstalten zu einem Treffen. Ein so reichlich versehenes Lager, würde die Aufmerksamkeit aller andern Truppen, als des Cäsars seiner auf sich gezogen haben; aber es war noch etwas zu thun übrig, und er wollte ihnen nicht verstatten, irgend einen andern Gegenstand zu verfolgen, als ihre Feinde, bis sie dieselben gänzlich überwunden hätten. Da sich also ein beträchtliches Korps derselben auf die benachbarten Berge retirirt hatte, so vermocht er sie, ihnen unter seiner Anführung nachzusetzen, und sie zur Uebergabe zu nöthigen. Er fieng auch schon an, sie durch eine

Linie, die er am Fuße des Berges zog, einzuschließen; allein sie verließen gar bald einen Posten, welchen sie aus Mangel an Wasser nicht behaupten konnten, und bemüheten sich die Stadt Larissa zu erreichen. Cäsar führte einen Theil seiner Armee durch einen kürzeren Weg, und schnitt ihnen also den Rückzug ab, indem er in Schlachtordnung zwischen ihnen und der Stadt anrückte. Gleichwohl fanden diese unglücklichen Flüchtlinge noch einmal Schutz von einem Berge, an dessen Fuß ein Bach war, der sie mit Wasser versah. Da die Nacht nunmehr hereinbrach, so waren Cäsars Leute erschöpft, und wollten unter ihrer unaufhörlichen Arbeit vom frühen Morgen an erliegen, und doch vermocht er sie noch einmal, sich aufs neue anzustrengen, und ihnen den Bach, der sie mit Wasser versah, abzuschneiden. Die Flüchtlinge, die sich also aller Hoffnung, Hülfe oder Unterhalt zu bekommen, beraubt sahen, schickten einige an den Sieger ab, wodurch sie sich erboten, sich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Während der Unterhandlung bedienten sich einige wenige Senatoren, die sich unter ihnen befanden, der Begünstigung der Nacht, zu entwischen, und die übrigen lieferten den folgenden Morgen ihre Waffen aus, und erfuhren die Gnade des Siegers. In der That, er redte sie mit großer Leutseligkeit an, und verbot seinen Soldaten, ihnen die geringste Gewalt anzuthun, oder ihnen etwas wegzunehmen. Also erhielt Cäsar durch sein weises Verhalten den allervollkommensten Sieg, der je erfochten war, und durch seine große Gnade nach dem Treffen schien er ihn verdient zu haben. Sein Verlust belief sich nur auf zwey hundert Mann; des Pompejus seiner aber auf funfzehntausend, sowohl an Römern als Hülfstruppen: vier und zwanzig tausend Mann ergaben sich zu Kriegsgefangenen, und der größte Theil von diesen

begab

begab sich unter die Armee des Cäsar, und wurde seinen übrigen Truppen einverleibt. Was die Senatoren und römischen Ritter anbetrifft, die in seine Hände fielen, so gab er ihnen großmüthiger Weise die Freyheit, zu gehen, wohin sie wollten; und die Briefe, welche Pompejus von verschiednen Personen, die gern für neutral gehalten werden wollten, erhalten hatte, verbrannt er insgesammt, ohne sie zu lesen, wie Pompejus ehmals bey einer ähnlichen Gelegenheit gethan hatte. Nachdem er also alle Pflichten eines Generals und Staatsmannes erfüllt hatte, so ließ er die Legionen kommen, welche die Nacht im Lager zugebracht, um diejenigen abzulösen, welche ihm bey der Verfolgung des Feindes begleitet hatten; er marschierte darauf, weil er entschlossen war, dem Pompejus zu folgen, ab, und kam noch an demselben Tage zu Larissa an.

Was den Pompejus anbetrifft, welcher vormals so große Beweise von Tapferkeit und Klugheit gegeben hatte, so verlor er, so bald er sah, daß seine Reuterey, worauf seine ganze Hoffnung beruhete, in die Flucht geschlagen war, auf einmal allen Verstand. Anstatt daran zu denken, wie dieser Unordnung abzuhelfen wäre, und in dieser Absicht die Fliehenden wieder zu vereinigen und in Ordnung zu bringen, oder den Siegern frische Truppen entgegen zu stellen, wurde er so sehr durch diesen ersten Streich betroffen, daß er ins Lager zurückkehrte, und in seinem Zelte den Ausgang einer Begebenheit abwartete, welche seine Pflicht ihm zu leiten, und nicht ihr zu folgen, befahl. Hier blieb er eine kurze Zeit, ohne ein Wort zu sprechen, bis man ihm sagte, daß das Lager angegriffen würde, worauf er ausrief: „Was? verfolgt man uns sogar bis in unsre Schanzen?“ und hierauf legte er alsobald seine Rüstung ab, zog ein Kleid an, das sich besser zu seinen

nen Umständen schickte, und entfloh zu Pferde nach Larissa; von hier aus setzte er seinen Weg langsamer fort, weil er sah, daß man ihn nicht verfolgte, und überließ sich allen den quälenden Betrachtungen, wozu ihn sein trauriger Zustand natürlicher Weise veranlassen mußte. In einer solchen Melancholie gieng er durch das Thal Tempe an dem Ufer des Peneus hinab, und kam endlich zu einer Fischerhütte, wo er die Nacht zubrachte. Von da begab er sich an Bord eines kleinen Schiffes, mit welchem er sich längs der Seeküste hielt, und darauf ein Schiff entdeckte, welches einige Ladung hatte, und eben im Begriff war, abzusegen. In diesem schiffte er sich ein, und der Herr desselben bewies ihm noch die Ehrerbietung, die er seiner ehemaligen Größe schuldig war. Von der Mündung des Flusses Peneus segelte er nach Amphipolis, und als er hier seine Sache in einem verzweifelten Zustande fand, schiffte er weiter nach Lesbos, um seine Gemahlinn Kornelia einzunehmen, die er daselbst in einiger Entfernung von den Gefahren und Unruhen des Krieges zurückgelassen hatte. Sie, die sich schon lange mit der Hoffnung des Sieges geschmeichelt hatte, empfand über dieses widrige Schicksal den äußersten Schmerz: der Bote, dessen Thränen, mehr als Worte, die Größe ihres Unglücks verkündigten, bat sie, zu eilen, wenn sie den Pompejus mit einem einzigen Schiffe, welches nicht einmal ihm eigen gehörte, sehen wollte: ihr Schmerz, welcher vorher schon heftig war, wurde nunmehr unerträglich; sie fiel in Ohnmacht, und lag eine gute Zeit, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben. Endlich, als sie wieder zu sich selbst kam, und bedachte, daß es jetzt nicht Zeit sey, sich mit eitlen Klagen aufzuhalten, lief sie durch die ganze Stadt, nach der See zu. Pompejus empfieng sie in seine Arme, ohne ein Wort zu

sagen,

sagen, und hielt sie also eine Zeitlang in stummer Verzweiflung. Nach langem Stillschweigen fanden sie endlich Worte, ihrem Kummer Luft zu machen; Kornelia schrieb sich selbst einen Theil des Elendes zu, das über sie gekommen sey, und berief sich auf manche vormaligen Unglücksfälle ihres Lebens. Pompejus bemühte sich sie zu trösten, indem er ihr die Ungewißheit menschlicher Dinge vorstellte, und sie lehrte, daß sie aus seinem gegenwärtigen unerwarteten Unglück ein eben so unerwartetes Glück hoffen könnte. Unterdessen versammelten sich die Einwohner der Insel, die dem Pompejus große Verpflichtungen hatten, um sie her, nahmen an ihrer Betrübniß Theil, und luden sie in ihre Stadt ein. Pompejus aber lehnte ihre Einladung ab, und gab ihnen sogar den Rath, sich dem Sieger zu unterwerfen. „Fürchtet euch nur „nicht, sagte er, Cäsar ist zwar mein Feind, aber „deswegen kann ich seine Mäßigung und Gelindigkeit „nicht verkennen.“ Der griechische Philosoph Kratippus, kam auch, um ihm seine Ehrerbietung zu bezeugen. Pompejus, wie es unglücklichen Leuten nur zu gewöhnlich ist, beklagte sich gegen ihn über die Fürsehung. Kratippus, welcher ein Mann von Genie war und die Welt kannte, vermied es, sich sehr tief in die Materie einzulassen, und begnügte sich vielmehr damit, ihm neue Bewegungsgründe zur Hoffnung an die Hand zu geben, als die Gottlosigkeit seiner Verzweiflung zu bestreiten.

Nachdem er also die Kornelia ins Schiff genommen hatte, setzte er seinen Lauf fort; er segelte südostwärts, und hielt sich in den Häfen, die ihm auf seinem Wege ausstießen, nicht länger auf, als nöthig war, frische Lebensmittel einzunehmen. Er kam vor Rhodus, aber die Einwohner dieser Stadt hatten mit seinem Schicksal auch ihre Gesinnung gegen ihn

geändert. Von da kam er nach Atilia, wo einige Truppen und Kriegsschiffe zu ihm stießen. Allein diese bedeuteten nichts gegen die Macht seines Gegners, vor dessen hitziger Verfolgung er sich beständig fürchtete. Seine Truppen waren gar zu sehr ruinirt und zerstreuet, als daß sie hätten jemals wieder zusammengebracht werden können; seine einzige Hoffnung beruhete daher auf den Beystand der Könige, die mit ihm im Bündnisse standen, und von diesen konnte er auch allein Sicherheit und Schutz erwarten. Er selbst war geneigt, sich zu den Parthern zu begeben; andre schlugen ihm den König von Numidien, Juba, vor; endlich aber ließ er sich bereden, sich an den König von Aegypten, den Ptolemäus, zu wenden, dessen Vater er viele Wohlthaten erwiesen hatte. Er verließ demnach Cilicien, wo er sich damals aufhielt, und schiffte nach Aegypten. Sobald er die Küste dieses Königreichs zu Gesichte bekam, schickte er an den jungen König, und ließ ihn um Schutz und Sicherheit anflehen. Ptolemäus, welcher noch minderjährig war, hatte die Regierung noch nicht selbst in Händen, sondern er und sein Königreich standen unter der Aufsicht des Photinus, eines Verschnittenen und des Theodotus, eines Lehrers in der Kunst zu reden. Vor diesen also wurde die Bitte des Pompejus angebracht; vor solchen geringen Leuten und Lohndienern sollte das Schicksal eines Mannes entschieden werden, der erst wenig Tage zuvor Königreichen Gesetze gegeben hatte. Die Meynungen des Raths waren getheilt; Dankbarkeit und Mitleiden machten einige geneigt, ihn aufzunehmen; da hingegen andre, die härter oder furchtsamer waren, dafür hielten, daß man ihm das Königreich verbieten müßte. Endlich behauptete der Redner Theodotus, gleichsam um seine Beredtsamkeit sehen zu lassen, daß beide Vorschläge gleich gefährlich wären;

wären; wenn man ihn aufnähme, so wäre das nichts anders, als daß man ihn zu ihrem Herrn machte, und sich der Rache des Cäsar aussetzte; und wenn man ihn nicht aufnähme, so beleidige man den einen, ohne den andern zu verbinden: das einzige Mittel also, welches noch übrig wäre, sey also, daß man ihm erlaubte zu landen, und ihn dann ums Leben brächte: dadurch würden sie sich zugleich dem Cäsar verbinden, und sich vor aller Gefahr von der Rache des Pompejus in Sicherheit setzen: „denn, schloß er mit einem gemeinen und boshaften Scherz, „todte Hunde können „nicht mehr beißen.“ Dieser Vorschlag behielt in einem Rath, der aus den Sklaven eines weibischen und üppigen Hofes bestand, die Oberhand, und Achillas, der General der Truppen und Septimius, ein Römer von Geburt, der ehmals als Centurio unter dem Pompejus gedient hatte, erhielten den Auftrag, ihn zu vollziehen. Sie begaben sich demnach, von drey oder vier andern begleitet, auf ein kleines Schiff, und ruderten vom Lande auf das Schiff des Pompejus zu, welches ungefähr eine Meile von der Küste vor Anker lag. Als Pompejus und seine Freunde das Boot von der Küste herankommen sahen, so wunderten sie sich, daß man so schlechte Anstalten machte, ihn zu empfangen, und einigen wurden gar die Absichten des ägyptischen Hofes verdächtig. Allein ehe noch etwas beschlossen werden konnte, war Achillas schon an der Seite des Schiffes angekommen, und hieß ihn in griechischer Sprache willkommen in Aegypten, und bat ihn, in das Boot zu steigen, weil die Untiefen an der Küste nicht erlaubten, ihn in größeren Schiffen zu empfangen. Pompejus nahm darauf von der Kornelia, die über seine Abreise weinte, Abschied, indem er zween Verse aus dem Sophokles hersagte, des Inhalts, daß derjenige, welcher seine Freyheit einem Tyrannen an-

vertrauet, von dem Augenblicke an ein Sklave werde, gab darauf dem Achillas die Hand, und stieg in das Boot, nur von zween seiner Leute begleitet. Sie hatten nunmehr schon einen guten Weg von dem Schiffe zurückgelegt, und da während der Zeit alles ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, so wandte sich endlich Pompejus, welcher gern eine Unterredung anfangen wollte, an den Septimius, an dessen Gesicht er sich erinnerte, und sagte: „Mich dünkt, guter Freund, daß wir ehe„mals zusammen gedient haben.“ Septimius nickte bloß mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu sagen, oder ihm die geringste Höflichkeit zu bezeigen. Pompejus zog darauf ein Papier heraus, auf welchem er eine Rede, die er an den König halten wollte, entworfen hatte, und fieng an, sie zu lesen. So näheren sie sich der Küste; und Kornelia, welcher ihre Besorgniß nicht gestattet hatte, ihren Gemal einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren, fieng an Hoffnung zu schöpfen, als sie sah, daß das Volk an dem Ufer längs der Küste herunter kam, als wenn es ihn empfangen wollte: allein ihre Hoffnung wurde bald vernichtet; denn in dem Augenblicke, als Pompejus aufstand, und sich auf den Arm seines Freygelassenen lehnte, durchstieß ihn Septimius von hinten zu, und Achillas kam ihm sogleich zu Hülfe. Als Pompejus sah, daß sein Tod unvermeidlich sey, so bemühte er sich nur, mit Anstand zu sterben; er bedeckte daher sein Gesicht mit seinem Kleide, und ergab sich also, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Seufzer in sein Schicksal. Bey diesem schrecklichen Anblick schrie Kornelia so laut, daß man sie an der Küste hören konnte; allein die Gefahr, worinne sie sich selbst befand, ließ den Schiffsleuten nicht Zeit darnach zu sehen; sie segelten alsobald davon, und da der Wind ihnen günstig war, so entkamen sie glücklich den ägyptischen Galeeren, die ihnen nachsetzten.

setzten. Unterdessen hieben die Mörder des Pompejus ihm den Kopf ab, und ließen ihn einbalsamiren, damit die Gesichtszüge desto deutlicher bleiben möchten, weil sie ihn dem Cäsar zum Geschenk bestimmten. Der Leichnam wurde nackend an das Ufer geworfen, und den Anblick aller derer bloß gegeben, deren Neugier sie dahin führte. Allein sein getreuer Freygelassener Philippus blieb so lange dabey, bis das Volk sich zerstreuet hatte, darauf wusch er ihn in der See ab, und sah sich um, ob er nichts fände, womit er ihn verbrennen könnte; er fand die Ueberbleibsel eines Fischerkahns, wovon er einen Scheiterhaufen machte. Indem er mit dieser frommen Arbeit beschäfftigt war, traf ihn ein alter römischer Soldat, der in seiner Jugend unter dem Pompejus gedient hatte. „Wer bist „du, sagte er, der du diese schlechten Anstalten zum „Leichenbegängniß des Pompejus machest?“ Und als ihm Philipp geantwortet hatte, daß er einer von den Freygelassenen des Pompejus sey, erwiederte er: „Ach! vergönne mir auch an dieser Ehre Theil zu „nehmen; unter allem Elende meiner Verbannung „wird es mein letzter trauriger Trost seyn, daß ich „noch habe dem Leichenbegängniß meines alten An„führers beywohnen, und den Leichnam des tapfersten „Generals, den Rom hervorgebracht hat, berühren „können.“ Hierauf vereinigten sie sich, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und begruben seine Asche unter einem kleinen Erdhaufen, den sie mit ihren Händen zusammen scharreten, worauf nachher folgende Inschrift gesetzt wurde: **Er, dessen Verdienste einen Tempel verdienen, findet jetzt kaum ein Grab.** Dieses war das Ende und Begräbniß des großen Pompejus, eines Mannes, welcher oft Gelegenheit hatte, sich zum Herrn über sein Vaterland zu machen, aber sie alle verwarf. Er liebte den Ruhm

mehr

mehr als Macht, Lobsprüche mehr als Herrschaft, und war mehr eitel als ehrgeizig. An Geschicklichkeit im Kriege übertraf er alle seine Zeitgenossen, außer den Cäsar; es war daher sein besonderes Unglück, daß er mit einem Manne zu thun hatte, in dessen Gegenwart alle andre Verdienste im Kriege ihren Glanz verloren. Ob seine Absichten in dem letzten Kriege gerechter waren, als des Cäsar seine, muß immer zweifelhaft bleiben; gewiß ist es, daß er oft alle Anerbietungen zum Vergleich verwarf, und schon von Strafe redte, ehe er noch auf Macht Anspruch machen konnte. Aber was auch immer seine Absichten, im Fall er siegte, gewesen seyn mögen, so hätte er sie nicht mit größerer Mäßigung, als Cäsar die seinigen, ins Werk richten können. Die Verderbniß des Staats war zu groß, als daß sie eine andre Kur als eine unumschränkte Herrschaft zugelassen hätte, und es war nicht möglich, daß die höchste Gewalt in bessere Hände, als die Hände des Siegers hätte fallen können. Vom Tode des Pompejus an also können wir den gänzlichen Umsturz der Republik rechnen. Von dieser Zeit an war der Senat seiner ganzen Macht beraubt, und Rom immerfort einem Herrn unterworfen.

Ende des ersten Bandes.

B5187(1)

AB:B5187(1)

ULB Halle 3
007 402 414

VD18



Dr. Goldsmiths

Geschichte der Römer

von

Erbauung der Stadt Rom

bis auf den Untergang

des abendländischen Kaiserthums

Aus dem Englischen.



Erster Band.

Leipzig,

bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1774.

p. 559; 7

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-821691-p0465-4